

**An den Ufern des  
Araxes  
Ein deutscher  
Roman aus  
Persien von  
Kurt Aram**

I.

Es war Mitternacht, und es regnete. Trotzdem ging der junge Herr mit seiner Handtasche aus hellem Leder nicht in den Wartesaal, sondern schritt unablässig, ungeduldig an dem Bahngleise auf und nieder. Einen Augenblick blieb er stehen, sah unschlüssig nach dem von ein paar trübseligen Petroleumlampen erhellten Bahngeläude und setzte sich dann gleich wieder in Bewegung. Im Wartesaal roch es nach altem Leder und schlechtem Petroleum. Gelüftet hatte man wohl schon seit Monaten nicht. Er stellte

die Handtasche ab, da ihn sein linker Arm schmerzte, ging weiter, kehrte aber nach wenigen Schritten wieder um, nahm die Tasche in die Rechte und wanderte weiter.

Der junge Herr schritt strammer aus, denn auf dem Bahnsteig tauchten drei verlumpte Gestalten auf, die verdächtig genug aussahen und sich ihm langsam näherten. Sie redeten ihn an, er faßte sein Gepäckstück fester. Sie sprachen eifrig auf ihn ein, er nickte nur abweisend, denn er verstand kein Wort. Da hörte er das Geräusch des nahenden Zuges und atmete erleichtert auf.

Aus allen Räumen quollen Menschen, der Schnellzug lief ein. »Minsk! Minsk!« schrien die Schaffner, und kaum stand der Zug, stürzten die Leute aus den Waggons, um sich am Büfett zu erfrischen. Mühsam drängte sich der Herr mit der Handtasche zu einem Abteil. Aber es war besetzt. Er eilte durch die Waggons, nirgends ein Platz. Alles war belegt mit Gepäckstücken, Überziehern, Schirmen, Schachteln, Eßwaren oder ruhig schlummernden Menschen. Nur ab und zu blickte einmal einer auf und sah dem eilfertigen, hübschen jungen Mann, der so stumm

durch die Waggons lief, erstaunt nach. Hatte der Ärmste die Sprache verloren, war er taubstumm? Dann fielen die Lider wieder müde über die dunkel umschatteten, übernächtigten Augen.

Halb verzweifelt stand der junge Mann bald wieder auf dem Bahnsteig. Was sollte er tun? Er wollte diesen Zug nicht versäumen. Unter keinen Umständen! Da kam ihm ein rettender Gedanke. Eilfertig ging er wieder von Abteil zu Abteil und rief hinein: »Spricht hier vielleicht jemand deutsch?«

Endlich antwortete eine tiefe Stimme: »Aber gewiß, was wünschen Sie?« Und in einer

Ecke richtete sich ein langer, hagerer Herr auf.

»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Viktor von Gandern.«

Der Angeredete stutzte einen Augenblick und musterte den jungen Herrn aus scharfen, grauen Augen. Dann erwiderte er leichthin unter einer förmlichen Verbeugung: »Müller. Das ist zwar kein italienischer Name, dafür aber um so mehr deutsch.« Nun stutzte Viktor von Gandern. Der Herr sieht eigentlich anders aus, gar nicht, als wenn er Müller hieße, schoß es ihm durch den Sinn. Aber dann

nahm ihn wieder seine eigene Sorge gefangen, und er sagte: »Ich bitte Sie, Herr Müller, möchten Sie mir wohl behilflich sein? Ich spreche nämlich nicht russisch.« Viktor von Gandern teilte Herrn Müller hastig mit, daß er seine Fahrkarte im Zug, der ihn von Wirballen hierher gebracht, müsse liegen gelassen oder verloren haben, daß er aber unbedingt noch mit diesem Zug nach Moskau müsse, er brauche also eine neue Karte.

»Machen wir, machen wir,« sagte Herr Müller, wickelte sich gemächlich aus seinen Hüllen und kam heraus. Die beiden schoben sich mühsam durch die den Abteilen wieder

zuströmende Menge, denn es läutete eben zum erstenmal.

Der Schalter war schon geschlossen. Herr Müller klopfte energisch. Hinter der Scheibe sah man zwei Beamte sitzen, die aber auf das Klopfen nicht hörten. Herr Müller klopfte nochmals und zog zugleich einen Geldschein aus der Tasche, mit dem er durch die Scheibe winkte. Das half. Der eine Beamte näherte sich und sprach etwas, ohne aber die Scheibe zu öffnen.

»Es gibt keine Fahrkarten mehr,« wandte sich Herr Müller an Viktor von Gandern.

»Ja, aber mein Gott!«

»Nur ruhig,« beschwichtigte Herr Müller. »Geben Sie mir ein paar Rubelscheine.« Von Gandern reichte ihm fünf Rubel. »Sie werden sehen, das hilft,« sagte Herr Müller und legte das Geld auf das Schalterbrett. Die Scheibe öffnete sich, eine Hand griff nach den fünf Rubeln und schloß den Schalter wieder. Einen Augenblick warteten die beiden. Der Beamte hatte sich inzwischen wieder ruhig auf seinen Platz begeben, als wenn gar nichts geschehen wäre.

»Da hört sich doch Verschiedenes auf!« rief Herr Müller und trommelte energisch an die Scheibe. »Uns so zum besten zu halten!«

Die Beamten stellten sich taub. Als das Getrommel aber nicht aufhörte, sprang der, welcher das Geld genommen hatte, wütend auf, lief zum Schalter und schrie Herrn Müller etwas zu. Kaum war das geschehen, ließ er einen kleinen, schmutziggrünen Vorhang vor die Scheibe herunterschnurren, und nun konnte man die beiden hinter dem Vorhang nicht einmal mehr sehen. Herr Müller stand einen Augenblick ganz verdutzt, dann fing er laut an zu lachen.

»Dies Rußland, nein, dies Rußland!«

»Was hat er denn gesagt?« fragte von Gändern.

»Etwas sehr Nettes hat er gesagt, etwas reizend Liebenswertes. ›Bist du ein solcher Esel und weißt nicht, daß man sein Geld nicht offen hinlegt?‹ hat er mich angeschrien.«

»Ja, aber?«

»Nichts ja aber, Verehrtester. So was kommt hier vor. Er hat das Geld einfach eingesteckt. Warum waren wir auch so dumm, es ihm vor die Nase zu legen.«

»Was soll ich denn aber tun?« Draußen läutete die Glocke zum zweitenmal.

»Kommen Sie, kommen Sie!« rief Herr Müller. »Es ist die höchste Zeit, sonst bleiben

wir beide in diesem Räubernest liegen, und der Zug fährt uns vor der Nase fort.«

Herr Müller zog Viktor von Gandern mit zu seinem Abteil.

»Ich habe doch keine Karte!«

»Schadet nichts!« rief Herr Müller. »Geben Sie dem Schaffner ein gutes Trinkgeld, dann nimmt er Sie so mit.«

Die Glocke läutete zum drittenmal, die Abteiltüren wurden zugeschlagen, und Viktor von Gandern stand ohne Karte neben Herrn Müller im überfüllten Abteil, ohne recht zu wissen, wie das so schnell gegangen. Der Zug setzte sich in Bewegung.

»Das ist ja Betrug,« sagte Viktor und griff nach der Tür, um wieder hinauszuspringen. Aber Herr Müller hielt ihn fest.

»Machen Sie keine Dummheiten und gebrauchen Sie nicht gleich so starke Worte. Das müssen Sie sich hier abgewöhnen, denn dagegen sind die Leute empfindlich. Oder wollen Sie sich vielleicht noch Unannehmlichkeiten aussetzen und bei der nächsten kleinen Station mit Schimpf und Schande an die Luft gesetzt werden?« Von Gandern schwieg.

»Wie Sie hier unterkommen, dafür müssen Sie selbst sorgen,« fuhr Herr Müller fort.

»Aber wenn der Schaffner oder Zugführer kommt, will ich Ihnen schon helfen. Sie geben dem Mann fünf Rubel, und das Unglück hat sich wahrscheinlich behoben. Und erscheint vor Moskau noch ein anderer Beamten, geben Sie dem auch fünf Rubel, und die Geschichte ist erledigt.«

»Das ist ja schauderhaft!«

Herr Müller lächelte. »Das ist nur menschlich. Sähe man den Leuten in Deutschland nicht so scharf auf die Finger, wer weiß ... «

»Erlauben Sie!« brauste Viktor auf.

»Erinnern Sie sich nicht einiger Prozesse, in denen Veruntreuungen von Bahnbeamten

eine Rolle gespielt? . . . So was kommt überall vor.«

»Aber doch nicht so schamlos und offen.«

»Du lieber Himmel, das macht in der Sache doch keinen allzu großen Unterschied. Übrigens überall geht's wohl auch in Rußland nicht. Aber auf dieser Strecke, da sind die Leute durch die Fremden verdorben.«

Der Zugführer erschien, Herr Müller sprach leise ein paar Worte mit ihm, nickte von Gändern leicht zu, und dieser drückte dem Beamten, verlegen errötend, fünf Rubel in die Hand.

»So,« sagte Herr Müller. »Und nun überlasse ich Sie Ihrem Schicksal.« Er wickelte sich wieder in seine Hüllen und schloß die Augen.

Viktor legte seine Handtasche zu Herrn Müllers Sachen ins Netz und sah sich nach einem Platz um. Die Augen ringsum, die ihn die ganze Zeit feindselig als einen höchst unwillkommenen Eindringling fixiert hatten, schlossen sich, wenn er sie ansah, als wollte er fragen, ob man nicht noch ein wenig zusammenrücken könne. Die Leute taten sofort, als lägen sie in bleischwerem Schlaf, aus dem sie vor dem Jüngsten Gericht nicht wieder aufzuwachen gedächten. Viktor trat in

den Mittelgang und schaute ins Nebenabteil. Wieder nur feindselige Blicke derer, die noch wachten. Niemand rührte sich, ihm Platz zu machen. Seufzend ließ von Gandern seinen Blick weiter schweifen, durch den ganzen Waggon. Wie sonderbar er aussah bei der spärlichen Beleuchtung. Fast wie auf einem Schlachtfeld, so wirr und mit merkwürdig verrenkten Gliedern lagen, saßen die Menschen. Hier einer mit hoch erhobenen Armen, die sich krampfhaft an dem Netz für die Gepäckstücke festhielten. Dort einer schon fast völlig vom Sitz auf die Erde gerutscht.

Ein anderer saß vornübergebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt, als grüble er über alle Rätsel des Lebens. Wieder andere hatten die Knie hochgezogen, die Arme fest darumgeschlungen. Andere hielten die Beine weit von sich gestreckt, den Oberkörper verkrümmt, bald nach rechts, bald nach links, bald weit hintenüber. Die Gesichter bleich und die Haare wirr, die Kleider verknittert, die Kragen unordentlich. Ein grotesker Anblick, so ein ganzer Wagen voll übermüde-ter Menschen nach Mitternacht im Schnellzug. In der Tat, wie ein Schlachtfeld, dachte

von Gandern wieder. Das erste, das ich sehe. Nur daß es nicht grausam ist, wenn so der Schlaf seine Opfer fordert. Plötzlich zuckte er leicht zusammen. Im Nachbarabteil an der linken Außenwand saß eine Dame, die ihm leicht zuwinkte. Oder hatte er sich getäuscht? Nein, sie winkte wirklich mit einer überaus anmutigen Bewegung. Er trat mit einer leichten Verbeugung näher. Sie zog ihre Füße schnell von dem Sitz gegenüber. Feines Schuhzeug, dachte Viktor erfreut.

»Monsieur, s'il vous plaît?«

»Mille pardons Madame, mais . . . «

Die Dame winkte wieder. Wenn er nicht unfreundlich sein wollte, mußte er der lebenswürdigen Aufforderung Folge leisten. Unter wiederholten Verbeugungen nahm er Platz und wollte nochmals seinen Dank aussprechen. Aber die Dame schwieg. Nicht einmal ihr Gesicht konnte er erkennen, da ein dichter Schleier es verhüllte. Viktor von Gandern erhob sich, seine Handtasche zu holen. Als er wiederkam, hatte sich die Dame ein wenig bequemer zurechtgerückt. Aber sie sagte nichts mehr, sie ignorierte ihn. Schließ sie oder tat sie nur so?

Verstohlen blickte er hin und wieder auf die schöne Unbekannte, denn schön und jung mußte sie sein, wenn er auch ihr Gesicht nicht erkennen konnte . . . Beim monotonen Surren der Räder schlief er bald ein.

Herr Müller im Nebenabteil erhob sich und schaute vorsichtig, leise nach Herrn von Gandern. Eine ganze Weile beobachtete er ihn. Dann wandte er sich leicht lächelnd zu der Dame und flüsterte: »O, diese glückliche, sorgenlose Jugend! Was meinen Sie, Manja, möchten Sie nicht auch so schlafen können?«

Die Dame reichte Herrn Müller die Hand und meinte: »Ich weiß, lieber Freund, daß

das Ihr liebster Wunsch für mich wäre. Ich spüre auch sehr gut den leichten Vorwurf, den alten Vorwurf, den Sie nicht müde werden, mir bei jeder Gelegenheit immer zu wiederholen, ich bewundere auch Ihr Geschick, mit dem Sie es verstehen, jede Gelegenheit für diesen Vorwurf auszunutzen. Aber noch bin ich nicht kuriert, noch lange nicht. Ich handle recht, so wie ich handle.«

»Und wissen Sie auch, wer der Schläfer da drüben ist?« fragte Herr Müller leise.

Manja musterte Viktor wieder. Sie blickte fragend auf Herrn Müller. »Die Züge erinnern mich an meinen Stiefvater.«

»Es ist Viktor von Gandern,« flüsterte der andere.

»Wirklich?«

»Er stellte sich mir so vor.«

»Was halten Sie von dem Zufall?« fragte Manja leise und ganz verwirrt.

»Es gibt halt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde . . . Sie wissen schon.«

»Und nach Moskau will er?«

Herr Müller nickte.

»Sonderbar. Gerade jetzt, gerade mit diesem Zug.«

Der Schläfer bewegte sich. Sofort saß Manja wieder unbeweglich, und Herr Müller kehrte leise, schnell auf seinen Platz zurück.

Einen Augenblick sah Viktor auf. Ihm war, als hätte man sich neben ihm unterhalten, und zwar auf deutsch. Eine Frauenstimme glaubte er gehört zu haben, eine merkwürdig weiche, wohltuende Altstimme. Aber es war wohl nur ein Traum. Die Dame gegenüber schlief offenbar, die anderen auch, nichts hatte sich verändert, seitdem er vorhin die Augen geschlossen. Er sah auf die Uhr, es war erst eins. Mein Gott, dauerte die Nacht noch

lange ... Er versuchte, wieder einzuschlafen. Aber es gelang nicht, eine merkwürdige Unruhe war plötzlich in ihm. Und die Gedanken, die ihn nun schon seit sechs Tagen unablässig beschäftigten, seitdem er von seinen alten Eltern in Wiesbaden Abschied genommen, nahmen ihn wieder gefangen. Wieder sah er den alten Freiherrn vor sich, wie ihn der Zorn schüttelte, als er den Sohn anfuhr: »Wie mein Bruder bist du, genau so eigensinnig. Der wollte auch immer anders wie alle anderen. Dafür hockt er jetzt auch in Rußland. Das hat er davon! Geh' doch

auch nach Rußland. Vielleicht paßt du dahin!« hatte sein Vater schließlich im höchsten Zorn gerufen. »Warum nicht?« hatte Viktor kühl geantwortet. »Dem Onkel soll's ja recht gut gehn.« – »Gut gehn?« hatte der alte Herr grimmig geschnaubt, »gut gehn? in Rußland? haha!« – »Da leben auch Menschen!« erwiderte Viktor. »Nette Menschen, das muß ich schon sagen. Mit dir ist's ja weit gekommen, sehr weit.« Der alte Freiherr sank entsetzt in seinen Sessel. »Da haben wir's, Marie,« wandte er sich an seine Frau, die feuchten Auges schon längst sich niedergesetzt. »Nun ja, bei solchen Ideen, da nimmt

mich ja auch all das andere weiter nicht wunder.« Der Freiherr machte eine weite Armbe-  
wegung, um dadurch die Fülle all des an-  
deren gebührend anzudeuten. »Daß er Va-  
ter und Mutter nicht ehrt, ist ja nun ganz  
selbstverständlich,« grollte der Freiherr wei-  
ter. »Daß er ins Blinde Schulden macht wie  
ein Norddeutscher, ist nur natürlich, und daß  
er die Amanda nicht heiraten will, um aus  
der Misere zu kommen . . . Haha, Unordnung  
und Lumpen, das paßt ihm gerade, er will ja  
nach Rußland!«

Viktor seufzte laut bei der Erinnerung an  
diese Szene, und ganz jämmerlich wurde ihm

zu Sinn, wenn er an seine Mutter dachte, die bei dem allen nur weinen konnte. Viktor sprang auf, zündete sich eine Zigarette an und ging leise, aber aufgeregt, im Mittellgang hin und her. Er merkte nicht, daß ihm zwei dunkle Augen teilnahmsvoll nachsahen. Diese Amanda! Schrecklich. Sie war so gut und brav, saß jahrein, jahraus auf ihrem kleinen süddeutschen Schloßchen, kümmerte sich um den Haushalt, wußte fast nichts von der Welt und liebte ihn. Er konnte doch nichts dafür? Er hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß er sie nicht liebe, daß sie ihm nur ein angenehmer Kamerad war, wenn er

auf Urlaub zu Hause war. Freilich, Geld hatten die Bruneks, viel Geld, weit mehr als die Gandern. Und das Mädchen erbte einmal alles, denn Brüder waren nicht mehr da. Aber verkaufen ließ er sich nicht, unter keinen Umständen. Lieber ging er nach Rußland oder Australien, oder wo immer hin. Gewiß, leichtsinnig war er gewesen, schauderhaft leichtsinnig. Aber der Vater hatte ihm auch nie deutlich gesagt, wie es stand. Und wenn er einmal eine Andeutung fallen ließ, glaubte Viktor ihm nicht. Die Väter tun ja gern so, wenn sie flotte Söhne haben, als kosteten ihnen die paar tausend Mark Schulden

gleich den Kopf. Daß sie selber auch einmal jung gewesen, hatten sie natürlich längst vergessen.

Viktor mußte sich eine zweite Zigarette anzünden, die erste war schon fertig.

»Fehlt Ihnen etwas, Baron?«

Viktor fuhr herum. Herr Müller hatte gefragt.

»Ah, Verzeihung, daß ich Sie störe,« meinte Viktor. »Ich vergaß, daß andere Leute schlafen wollen.«

»Durchaus nicht, Baron.«

Viktor stutzte. Woher wußte der, daß er Baron war? Er hatte sich doch nicht so vorgestellt.

»Sagen Sie, stammen Sie nicht aus Süddeutschland?«

»In der Tat, woher wissen Sie?«

»Bei Ihrem Namen erinnerte ich mich an einen älteren Freund Ihres Namens, Viktor Amadäus.«

»Mein Vater, woher kennen Sie ihn?« rief Viktor.

Herr Müller wurde einen Augenblick verlegen, faßte sich aber schnell. »Früher kam

ich manchmal dorthin . . . mit Pferden . . . Ihr Herr Vater . . . «

Viktor lachte. »Ach ja, freilich, das war seine größte Schwäche.«

Die Dame im Nebenabteil lächelte. Wie knabenhaft er lachen kann, dachte sie. So können nur die Deutschen lachen.

»Ich will's Ihnen nur gestehen,« hörte sie ihren Freund sagen, »ich bin selbst Süddeutscher, nenne mich auch nur für gewöhnlich Müller, von Geburt heiß' ich ein wenig anders.« Er schwieg. Viktor sah ihn interessiert

an. Die scharfen grauen Augen blickten sinnend ins Weite, tauchten unter in vergangene, längst vergangene Zeiten. Dann fuhr eine schmale, nicht mehr ganz junge, aber schöne, wohlgepflegte Hand energisch über die grauen Augen, und sie blickten wieder wie immer. »Entschuldigen Sie, ich sah lange keinen Süddeutschen mehr,« meinte Herr Müller, »ich dachte lange nicht mehr an dort unten.« Plötzlich richtete er sich lebhaft auf und fragte: »Sagen Sie, Baron, kennen Sie die Bruneks?«

»Gewiß!« Viktor schaute etwas befangen darein.

Herr Müller merkte es wohl und lächelte leicht. »Ich entsinne mich noch so dunkel, bei den Bruneks, Ihren Nachbarn, gab's ein kleines Mädchen.« Herr Müller lächelte wieder. »Etwas hausbacken war sie schon als Kind, aber sehr brav. Wie hieß sie nur?«

»Amanda. Meinen Sie die?«

»Richtig, Amanda. Fast hatte ich's vergessen. Sagen Sie, was ist aus der geworden?«

Viktor, der dem Mädchen gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte, pries sie aus allen Kräften und vergaß keine all ihrer vielen Tugenden.

»Ist sie denn hübsch?« warf Herr Müller dazwischen.

»Das nun eigentlich nicht,« erwiderte Herr von Gandern. »Wenigstens ich finde es nicht, wissen Sie, doch das ist ja Geschmackssache,« stammelte er.

»Aber gewiß,« sagte Herr Müller ruhig. »Ich hätte auch nie erwartet, daß sie besonders hübsch werden würde.«

»Aber gut und nett ist sie,« verteidigte Viktor. »Sie war mir ein sehr lieber Kamerad.«

»Noch nicht verheiratet also?«

»Nein.«

»Und soviel ich weiß, einen Bruder hat sie nicht?«

»Er ist verschollen.«

»Ich entsinne mich, es soll ein rechter Bruder Liederlich gewesen sein.«

»Man sagt so,« meinte Viktor ruhig. »Aber das heißt ja bei uns da unten nicht viel.«

»Wie geht es denn Amandas Eltern?« fragte Herr Müller.

»Die Mutter starb kürzlich.«

»Wie?« rief Herr Müller erschrocken und richtete sich auf. Doch er besann sich schnell, nahm seine gewohnte Stellung ein und schwieg.

Nur die scharfen, grauen Augen sahen wieder so merkwürdig ins Weite, ins Leere, in längst vergangene Zeit. Wie blaß er aussieht, dachte Viktor und wartete einen Augenblick, um weiter zu plaudern. Aber die Augen schlossen sich, Herr Müller schien wieder eingeschlafen zu sein.

Da begab sich der junge Baron zurück auf seinen Platz. Sofort erinnerte er sich wieder seines schönen Visavis. Sie schlief immer noch. Mein Gott, wer doch auch so gut schlafen könnte, muß die ein ruhiges Gewissen haben, dachte Viktor, während er sich aufs

neue zum Schlafen zurechtsetzte. Aber immer noch blieb er wach. Nun hatte der Herr nebenan, der sich Gott weiß aus welchem Grunde Müller nannte, vollends alles aufgewühlt, was er in diesen ersten Tagen wenigstens recht gerne vergessen hätte . . . Immer mehr hatten sich damals Vater und Sohn in Zorn geredet, so sehr auch die Mutter zu vermitteln suchte. Sie besaßen beide gar harte Schädel. »Geh' doch auch nach Rußland!« wiederholte der Vater immer wieder, um den Sohn zu ärgern. »Und ich gehe auch nach Rußland!« entgegnete Viktor immer gereizter. So wuchs sich dies Wort, das im ersten

Zorn hingeworfen worden, bei Viktor bald zu einem unerschütterlichen Entschluß aus. Die Baronin Gandern warnte oft ihren Gatten, doch davon abzulassen. »Ach was, der Junge wird schon zur Vernunft kommen. Er denkt gar nicht im Ernst daran, nach Rußland zu gehen!« meinte der Freiherr. Als Viktor aber allen Ernstes darauf bestand, grämte sich sein Vater innerlich zwar nicht wenig, aber um keinen Preis würde er das gezeigt haben. Mag er doch gehen, grollte er vor sich hin. Ich werde nicht lange zu warten brauchen, bis er wieder hier ist. Haha, im Schnee und Eis würde das Söhnchen sich

schon bald wieder nach Hause sehnen, bald erkennen, wieviel besser es doch zu Hause war. Vielleicht war ihm diese Kur sogar ganz gesund und heilsam. Wenn er dann wiederkäme, würden ihm die Mucken wohl vergangen sein, da würde er die Amanda, dies tüchtige, wackere Mädchen, mit Handkuß heiraten. Und so kam es denn schließlich zum großen Schmerz der Mutter wirklich dazu, daß Viktor abreiste. Sogar aus seinem Regiment wollte Viktor austreten. Aber das gab der Vater nicht zu. Er erwirkte ihm einen halbjährigen Urlaub. »Bis dahin wirst du froh

sein, wenn du wieder hier sein darfst.« Viktor lächelte dünn. Abwarten, dachte er, ohne aber dem alten Herrn laut zu widersprechen. Er freute sich jetzt auf die große Reise, auf andere Länder und Völker. Nun kam er doch endlich einmal heraus aus der »kleinen Garnison«. Und wie ihn seine Kameraden beneideten, als es bekannt wurde, daß er ins Ausland verreise! Die Jüngeren hatten sich einen Baedeker erstanden, aus dem sie Viktor im Kasino Wunderdinge von Rußland berichteten. Schließlich dedizierten sie ihm sogar das Buch. »Weißt du denn auch, was aus deinem Onkel geworden ist?« hatte der Freiherr

am letzten Abend gefragt. »Ein Krämer, ein ganz gewöhnlicher Krämer. Ich glaube, Leder verkauft er und Tee und so was. Denke dir, ein Gandern.« – »Immer noch besser als Kellner oder Stiefelputzer in Amerika,« hatte Viktor geantwortet. Da aber war die Mutter ernstlich böse geworden. »Nun laßt wenigstens am letzten Abend den Zank,« hatte sie gebeten.

Jetzt ist's aber genug, sagte Viktor halblaut zu sich selbst und schloß die Augen. Jetzt muß geschlafen werden. Leise fing er an, das Einmaleins herzusagen. Ganz langsam, dann unwillkürlich im Rhythmus des

sausenden Zuges ... Er schlief und wachte erst wieder auf, als es Tag war und der Zug an einer kleinen Station hielt, um Kohlen zu nehmen. Er verließ den Wagen, um sich ein wenig die Füße zu vertreten. Die meisten Reisenden stiegen aus, um zu frühstücken. Viktor folgte ihnen. Auch Herr Müller erschien und begrüßte ihn. Auch die Dame, seine Nachbarin, tauchte auf und nahm eine Tasse Tee. Einen Augenblick sah Viktor ihr weiches, rundes Kinn, den Ansatz der Wange und einen kleinen roten, ja purpurnen Mund.

Weshalb sie nur nicht den Schleier ganz ablegte? Er machte Herrn Müller auf die Dame aufmerksam und fragte halb scherzend, ob Rußland denn schon so tief im Orient liege, daß sich die Dame nicht entschleiern dürfe? Herr Müller lächelte ein wenig. Für solch Verschleiern gäbe es ja auch andere Gründe! Zum Beispiel Häßlichkeit.

»Die häßlich? Da wett' ich meinen Kopf!«

»Schau, Schau,« lächelte Herr Müller. »Nicht gleich so hitzig. Übrigens, die Dame ist allerdings nicht häßlich, ich kenne sie ganz gut.«

»Ach! Möchten Sie nicht die Güte haben, mich vorzustellen?« fragte Viktor eifrig.

»Nein.« Herr Müller legte Viktor, als er auf-  
fahren wollte, beschwichtigend die Hand auf  
die Schulter. »Nicht böse sein über meine  
schroffe Ablehnung. Es geht nur im Augen-  
blick nicht anders. Später werden Sie sie ge-  
wiß noch kennenlernen,« fügte er nach ei-  
nem Augenblick hinzu, und ein Lächeln glitt  
über sein Gesicht.

»Aber warum lassen Sie die Dame allein,  
warum sind Sie ihr nicht behilflich? In Ruß-  
land soll man doch so zuvorkommend sein?«

Wieder huschte ein leichtes Lächeln über  
Herr Müllers Gesicht. »Auch das hat seine  
Gründe, die ich Ihnen nur auch momentan

nicht nennen darf. Vielleicht begreifen Sie später auch das.«

»Sie sprechen in Rätseln,« meinte Viktor und sah seinen Nachbar etwas mißtrauisch an. Was sollte das alles?

»Sie werden noch manches Rätselhafte, Merkwürdige sehen, wir sind ja in Rußland, vergessen Sie das nicht.«

»Ich werde wahrhaftig neugierig.«

»Das glaube ich Ihnen gerne.« Mit auffal-  
lendem Ernste fügte er noch hinzu: »Ich war  
ein Freund Ihres Vaters, wenn auch ein gar  
junger, und Sie sind ein Ehrenmann. Es kann  
bald ein Augenblick kommen, wo Sie mir

einen Dienst erweisen können. Aber kaltblütig müssen Sie sein. Kann ich dann auf Sie rechnen?«

Betroffen blickte Viktor den Sprecher an.

»Es handelt sich natürlich um nichts Unehrenhaftes.«

»Verzeihen Sie, das ist ja selbstverständlich. Ich zögerte nur, weil mich ihr plötzlicher Ernst beschäftigte. Droht Ihnen eine Schwierigkeit, eine Gefahr?«

»Hier drohen immer Gefahren,« erwiderte Herr Müller ruhig, schüttelte Viktor die Hand und verließ dann eilig den Wartesaal. Die Dame hatte ihn nämlich auch verlassen

und schritt langsam gerade an zwei Fußgendarmen vorbei, die alle Passanten eifrig musterten und bei dem Anblick der verschleierten, hohen Gestalt einen Augenblick stutzten. Sie näherten sich einander, beide sahen gleichzeitig der Dame nach, die sich ruhig, langsam entfernte in der Richtung des Zuges. Viktor sah, wie Herr Müller auf beide zutrat, kordial sein Zigarettenetui zog und ihnen seinen Inhalt anbot. Dabei sprach er lebhaft auf sie ein, scherzte mit den beiden, denn sie begannen zu lachen, und zog sie dann mit zum Büfett, wo er die Gendarmen mit

Schnaps bewirtete. Viktor trat interessiert näher. Aber Herr Müller sah ihn scharf an, und da gerade die beiden Gendarmen den zweiten Schnaps zum Munde führten, zischelte er: »Sie kennen mich nicht, gehen Sie bitte!« Das klang so energisch, daß Viktor, ohne sich erst zu besinnen, ging. Und da es gerade zum zweitenmal läutete, stieg er wieder ins Abteil. Sonderbar, sehr sonderbar, dachte er, was soll dies geheimnisvolle Getue wohl heißen? Unwillkürlich suchte er die verschleierte Dame. Sie saß wieder auf ihrem alten

Platz, regungslos, den Kopf leicht dem Fenster zugewandt, als interessierte sie die Landschaft und das kleine russische Dorf da draußen. Am Ende habe ich es mit Nihilisten zu tun, schoß es Gandern durch den Kopf. Aber Herr Müller ist offenbar ein Deutscher aus guter Familie. Und diese schöne junge Dame da. Ach was. Unter Nihilisten stellte er sich verhungerte, elende, abgetriebene, verkommene, ungebildete Menschen und bestenfalls verbummelte Studenten vor. Zum drittenmal läutete die Glocke, die Abteiltür wurde schon geschlossen, da sprang im letzten Augenblick

noch Herr Müller in den Wagen. Er setzte sich und lachte leise vor sich hin.

»Würden Sie mir wohl einen Augenblick Ihren Platz abtreten?« wandte er sich bittend an Herrn von Gandern.

»Wenn auch nicht mit dem größten Vergnügen, so doch, wenn's sein muß,« lautete die Antwort, die scherzhaft klingen sollte. Aber man sah dem Sprecher an, daß ihm dieses Disponieren über seine Person nicht behagte, daß ihn nur seine Wohlerzogenheit hinderte, sich darüber zu äußern.

»Sie verfügen gar zu unbesorgt über ihn,« meinte Manja zu Herrn Müller, als Gandern

sich an das andere Ende des Abteils begab, wo er sich an ein Fenster lehnte und scheinbar interessiert auf die öde, steppenartige Landschaft sah, die endlos, melancholisch, menschenleer sich vor ihm ausbreitete.

»Er ist jung, von guten Manieren, ich weit älter als er. Da pariert er vorläufig noch,« meinte Herr Müller.

»Verlassen Sie sich nicht zu sehr darauf. Sie kennen ja die Ganderns.«

»Und ob ich sie kenne.« Herr Müller seufzte. »Wenigstens die russischen.«

Manja lächelte, als sie ihren Schleier zurückschlug.

»Aber ich bitte Sie, wie unvorsichtig. Verhüllen Sie schnell Ihr Gesicht!«

»Nein, lieber Freund. Ich werde melancholisch unter dem schwarzen Gespinst. Wenigstens eine Stunde lang will ich mir's schenken. Wir sind ja sowieso ziemlich allein. Alles ist zum Toilettmachen hinausgegangen.«

Herr Müller sah sich um. Manja hatte recht.

»Na, dann meinetwegen. Aber wenn jemand kommt, bitte. Sie haben selbst den beiden Gendarmen vorhin angemerkt, daß ihnen jemand avisiert ist, denn sonst hätten sie

im Warmen gesessen und wären betrunken gewesen – wie gewöhnlich.«

»Ich vertraue meinem Stern und meiner guten Sache,« erwiderte Manja ruhig und sah Herrn Müller mit ihren großen dunklen Augen fest an.

»Sie sind wahrhaftig ganz verrußt,« brummte Herr Müller ärgerlich. »Eines schönen Tags wird der Stern fallen, und dann haben wir die Bescherung.«

»So überlassen Sie mich doch meinem Schicksal.«

Herr Müller sah sie unwillig an.

»Im Ernst, lieber Freund, Sie wissen selbst, die Situation wird immer gefährlicher, und es ist doch unnütz, daß sich zwei opfern. Und darunter sogar einer, der es nicht einmal für die Sache tut.«

»Ich habe Olga versprochen, Sie zu finden, über Sie zu wachen. Und was ich verspreche, halte ich.«

»Die arme Olga wird sich schön um Sie ängstigen,« meinte Manja, ohne ein leichtes Lächeln unterdrücken zu können.

»Und um Sie?« Wie vorwurfsvoll das klang.  
»Und Ihre Mutter?!«

Sie reichte ihm die Hand. »Lassen wir das jetzt lieber, wo wir klaren Kopf behalten müssen.«

»Die Moskauer Freunde sind benachrichtigt. Wenigstens hoffe ich, daß Petrow rechtzeitig hinkam. Ist wirklich eine ernsthafte Gefahr in Verzug, werden sie zur Stelle, sein.«

»Sie sehen schwarz, lieber Freund. Was ficht Sie an?«

»Man hat solche Stunden. Der junge Gander ist mit schuld daran.« Er schwieg einen Augenblick, dann sah er still zu Manja auf:

»Wissen Sie, daß meine Mutter gestorben ist?«

»Woher?«

»Der junge Gandern sagte es.«

»Armer Freund!« Sie hielt ihm teilnahmsvoll beide Hände hin, die er leicht drückte.

»Da fallen einem alte Zeiten ein und alle alten Sünden,« flüsterte er. »Hofft' ich doch immer noch, sie wiederzusehen, ihr auf ihre alten Tage noch ein wenig Sonne und Freude zu bringen. Olga . . . « Wieder schwieg er lange Zeit. »Sehen Sie, mir fiel ein Stern, einer der wenigen, die noch an meinem Himmel leuchteten.«

»Mut, Mut, lieber Freund. Der andere steht hell und klar, und« – sie lächelte wieder – »ich will Ihnen etwas verraten, wenn er fällt, fällt er in Ihre Arme.«

»Woher wissen Sie?« Herr Müller war aufgesprungen, und eine helle Röte schoß über sein Gesicht.

»Ich glaube es bestimmt zu wissen ... Ich kenne doch Olga. Verlassen Sie sich auf mich. Sie sträubt sich noch. Auch daß Ihr Vater nicht will, verstärkt dies Sträuben, denn sie ist ein weicher, anschmiegsamer Mensch. Aber Sie werden sehen, daß ich recht behalte.«

»Ich wage nicht, es zu glauben,« erwiderte Herr Müller trübselig. »Wie könnte sie mich auch lieben, mich?« Er sah verächtlich an sich herunter.

Manja lachte laut und hell. »Wenn Sie sich eben gesehen hätten. So schlimm ist es wirklich nicht, lieber Freund. Ich verstehe mich doch auch ein wenig auf Menschen. Ich begreife es sehr gut, daß Olga Sie liebt, der Efeu den Eichbaum. Sie sehen, ich mache Ihnen nicht einmal übermäßige Komplimente, denn der Eichbaum ist knorrig, zäh. Das weitere können Sie sich selbst nach Belieben ausmalen.«

Herr Müller lächelte fast wider Willen.  
»Sie haben wirklich eine eigne Art, Ihre Liebenswürdigkeiten einzukleiden.«

»Im Ernst, lieber Freund. Schon im Interesse Olgas möchte ich, daß Sie sich nicht unnötigerweise Gefahren aussetzen. Und wir wissen beide, daß sie jetzt, wo wir in Warschau Glück hatten, mehr drohen denn je. Nur noch die eine Sache in Moskau, dann werde ich freiwillig auf einige Zeit der russischen Polizei aus dem Wege gehen.«

»Machen Sie mir doch nichts vor, ich weiß ganz gut, weshalb Sie dann nach Tiflis und Täbris wollen. Sie brauchen sich wirklich in

meinen Augen nicht zu verkleinern. Es hilft Ihnen außerdem doch nichts.«

»Aber Sie sollten nun wirklich von Moskau an mich meinem Schicksal überlassen.«

»Ich habe versprochen, daß ich Ihnen folgen würde wie Ihr Schatten, wenn ich Sie fände. Ich fand Sie und weiche nicht.« Er sah sie ernst an. »Übrigens verzeihen Sie, aber ich stelle Sie viel zu hoch und habe Sie so bewundern gelernt, daß ich Sie nicht eher verlasse, als bis . . . «

»Als bis? Bis wann?« Sie blitzte ihn an.

»Bis Sie von Ihrem Wahn kuriert sind.«

»Das hätten Sie nicht sagen sollen.«

»Ich muß es Ihnen als ehrlicher Mensch sagen.«

»Dann werden Sie noch lange mein Schatten sein.«

»Ich habe Zeit.«

»Arme Olga!«

Beide schwiegen.

»Ich könnte übrigens Olga eine Nachricht geben.«

Herr Müller sah sie fragend an.

Manja nestelte an ihrem Mantel, brachte einen Papierblock und einen Bleistift hervor und schrieb ein paar Zeilen. »Wollen Sie nicht auch schreiben?«

Herr Müller stutzte einen Augenblick, dann schüttelte er energisch ablehnend den Kopf.

»Die Bruneks scheinen auch harte Köpfe zu haben,« sagte sie leise.

Er lachte: »O ja!«

Manja erhob sich, griff nach ihrer kleinen Tasche, holte einen Umschlag heraus und schloß den Brief.

»Doch wie wollen Sie? . . . «

»Sehr einfach,« erwiderte Manja. »Ich versenke das Briefchen in Herrn von Ganderns Überziehtasche. Oder glauben Sie, daß es so sein Ziel verfehlt?«

»Nein, nein, es ist . . . «

»Ja, sehen Sie, lieber Freund, von uns Frauen kann man immer noch etwas lernen.« Das Briefchen war schon in der Brusttasche von Viktors Überzieher verschwunden.

Manja saß wieder regungslos auf ihrem Platz und machte ein ganz ernstes Gesicht, denn Viktor näherte sich.

Herr Müller erhob sich, winkte Manja zu, sie solle ihren Schleier wieder herablassen. Sie tat es aber nicht. Und da Herr von Gandern schon im Nebenabteil stand, mußte er ihn wohl vorstellen, um nicht gar zu unhöflich zu sein. Er wandte sich ihm zu, schwieg aber betroffen über den Anblick, den Herr

von Gandern bot. Er stand ganz stumm und starr und blickte auf Manja. Ganz versunken war er in ihr Gesicht und hatte alles andere über dem Anblick vergessen. Kurt von Brunek sah Manja an. Gewiß, es war schön, dies Gesicht, sogar auffallend schön, zumal für einen, der es zum erstenmal sah. Edel, vornehm, etwas bleich, mit den großen dunklen Augen, die von den Wimpern förmlich überschattet wurden und das ganze Gesicht beherrschten.

»Entschuldigen Sie,« stammelte Viktor schließlich verlegen und kam näher.

Herr Müller stellte vor: »Meine Schwester!«

»Herr!« fuhr Viktor auf, und dunkle Zornesröte stieg ihm in die Augen.

Herr Müller lachte. »Jetzt muß ich mich entschuldigen. Schon wieder, Herr Baron. Und gleich für alle noch vorkommenden Fälle. Ich darf Ihnen nämlich den Namen der Dame wirklich nicht sagen. Es könnte Unannehmlichkeiten für Sie haben. Jetzt wenigstens noch nicht. Wir sind in Rußland, nicht wahr? Nehmen Sie es mir deshalb bitte nicht übel, wenn ich dabei verbleibe, es vorläufig

dabei bewenden zu lassen, indem ich Sie zugleich beglückwünsche zu dem Scharfsinn, mit dem Sie so energisch gegen die Zumutung reagierten, es sei meine Schwester.«

»Es ist wirklich besser, Herr Baron,« fiel Manja ein, »wenn wir's zunächst dabei lassen. Verzeihen Sie diese kleine Notlüge, denn es liegt ja schließlich auch nicht viel daran, wie ich heiße, ob so oder anders.«

Mit einem Seitenblick auf Herrn Müller: »Jedenfalls entgehe ich doch nicht dem Verhängnis, über kurz oder lang diesem Herrn so gut oder so schlecht wie eine Schwester

zu werden. Bitte, setzen Sie sich einen Augenblick zu uns.«

»Ja, aber Sie sprechen ja deutsch!« stotterte Viktor und ließ sich nieder.

»Gewiß, denn in meinem Elternhaus wurde viel deutsch gesprochen ...« Manja griff wieder zu ihrer Handtasche. »Wenn Sie nicht zu große Ansprüche stellen, Herr Baron, so darf ich Sie wohl bitten, mit uns zu frühstücken?«

»Nein, ich danke, ich danke vielmals, ich habe keinen Appetit, nicht den geringsten. Das heißt, eine Kleinigkeit aus Ihrer

Hand.« Viktor errötete. »Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber nicht wahr, Sie sehen, ich bin etwas betroffen. Dies Deutsch hier mitten in Rußland, und dann . . .«

»Gewiß, Herr Baron,« unterbrach ihn Manja schnell, »ganz wie Sie wünschen.«

Es erschienen andere Mitreisende, Manja zog ihren Schleier wieder vor und begann den Inhalt ihrer Handtasche auf ihrem Schoß auszubreiten. Während die Dame und ihr Freund es sich schmecken ließen, hatte Viktor Zeit, sich zu sammeln, sich zu erholen von dem Anblick, der ihm geworden. Daß es so schöne Gesichter gab! Amanda fiel

ihm ein, und er mußte unwillkürlich lächeln, wenn er sie mit der Dame vor ihm verglich, die so graziös ihr Frühstück zu Munde führte.

»Woran dachten Sie eben?« fragte sein Gegenüber.

Er mußte noch deutlicher lächeln. »Verzeihen Sie, das darf ich Ihnen auch nicht sagen. Auch ich habe meine Geheimnisse.«

»Ei, ei, Herr von Gandern,« fiel Herr Müller ein. »Sie lernen schnell, sehr schnell.«

»Sie dachten gewiß an die Heimat?« meinte Manja.

»Fast haben Sie es erraten.«

»Erzählen Sie uns doch etwas aus Ihrer Heimat. Ich höre so gern einen Deutschen von Deutschland reden,« meinte Manja. »Das heißt nur, wenn er im Ausland ist, sonst nörgelt er mir zu viel. Aber wenn die Deutschen in der Fremde sind, wenn sie sehen, wie vieles bei ihnen zu Haus doch besser ist als anderswo, und wenn so ein bißchen Heimweh ihnen alles in noch wärmeren Farben malt, dann höre ich sehr gerne zu.«

Viktor sah sie an. Wie anders sie sich ausdrückte als andere Mädchen ihres Alters. Halt, wie alt mochte sie denn sein? Wieder betrachtete er sie aufmerksam. Jung war sie

unzweifelhaft, zwanzig oder so. Gewiß nicht älter.

»Wahrhaftig,« wandte sich Herr Müller an seine Nachbarin, »er träumt schon, er ist schon ganz versunken in liebe Erinnerungen. O, diese Deutschen!«

Viktor sah ihn ärgerlich an.

»Nicht wieder aufbrausen, Herr Baron,« beschwichtigte eilig Herr Müller. »Ich bin ja selbst ein Deutscher. Da darf ich schon einmal so von Ihnen sprechen.«

»Zumal er selbst oft ganz krank ist nach Deutschland,« warf Manja ein.

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil ich sehende Augen habe, die sich nichts vormachen lassen, lieber Freund.«

Viktor ging es wie ein Stich durchs Herz. Freund nannte sie diesen Herrn Müller, oder wie er sonst heißen mochte. Mißtrauisch blickte er von einem zum anderen. Du wirst doch nicht jetzt schon eifersüchtig? ging es ihm durch den Kopf, und er erschrak ein wenig vor sich selbst. Eifersüchtig auf diese Dame, die er in diesem Zug zum erstenmal gesehen, die er kaum kannte, deren Namen er nicht wußte, deren Verhältnisse gewiß recht undeutsche waren, denn sonst führe sie sicher nicht so allein durch die Welt. Und doch,

sein Herz schlug schneller, er war neidisch auf diesen Herrn Müller, der sie wohl schon lange kannte, der gewiß viel um sie war, den sie Freund nannte, der ihr also etwas bedeutete. Dieser Herr Müller begann ihn auf einmal zu interessieren. Zum erstenmal sah er ihn ein wenig genauer an. Ein interessanter Kopf, schmal, lang, durchgearbeitete Züge, eine merkwürdig klare, helle Stirn. Gute Rasse, dachte Viktor. Und je mehr er ihn ansah, um so mehr erinnerte ihn der Kopf, der ganze Habitus, diese langen, schmalen Glieder, diese vornehmen, gemessenen Gesten an jemand, den er kannte. Wer war das nur?

Wieder wurde er aus seinem Grübeln aufgeschreckt durch Manjas Bitte, ihnen doch aus seiner Heimat zu erzählen. Er fuhr sich energisch über die Stirn, wie um alle diese sonderbaren Gedanken, die ihn beunruhigten, fortzuwischen, und erzählte. Erst zurückhaltend, allgemein, dann wurde er wärmer und persönlicher und merkte erst, wie lange er gesprochen, als der Zug plötzlich langsamer zu fahren begann, weil er sich Moskau näherte.

»Entschuldigen Sie bitte, daß ich so viel von mir sprach, es ist sonst nicht meine Art.« Er zog seine Uhr. »Wahrhaftig, ich habe mich

arg verplaudert.« Da die beiden schwiegen, sah er sie an. Wie merkwürdig die dreinblickten. So bewegt. Sonderbar!

»Wir danken Ihnen sehr, Herr Baron,« sagte Manja leise und reichte ihm die Rechte. Viktor ergriff sie, hielt sie, aber die Hand wurde ihm schnell wieder entzogen. Wie gern hätte er sie noch in der seinen gefühlt.

»Weiß der Teufel, dies Deutschland, wie es wieder lebendig wird.« Herr Müller schüttelte sich, die grauen Augen, die eben noch so weich gewesen, wurden wieder scharf und durchdringend wie gewöhnlich, und um den starken, kurz gehaltenen Schnurrbart zuckte

es in leichter Selbstironie. »Wir bleiben halt unser Lebtag Narren, wir Deutsche. Es ist uns für ewig in die Haut gebrannt, da ist nichts zu machen, gar nichts.« Er seufzte und reckte sich energisch. Er sah zum Fenster hinaus und stutzte. Dann blickte er Manja bedeutungsvoll an. Sie lächelte und sagte:

»Sie merkten gar nicht, wie die Zeit vergeht, Sie Deutscher!«

»Ich bitte Sie, wir sind ja schon in Moskau.« Wie erregt das Herr Müller sagte. Viktor blickte zum Fenster hinaus. Grüne Dächer, goldene Kuppeln, Zinnen, Kirchen, Paläste, zwischendurch wieder ganz unscheinbare, kleine, arme Häuser. Er wandte sich um, Herrn Müller nach Einzelheiten zu fragen. Aber der war wieder auf seinen alten Platz gegangen und legte sein Gepäck zusammen. Die Dame ihm gegenüber tat dasselbe. Aber die Bewegungen der beiden hatten so etwas unnatürlich Hastiges. Viktor sah, wie Herr Müller dann eilig das Fenster öffnete

und eifrig hinaussah. Sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, die Augen schienen alles durchbohren zu wollen. Er war der Dame behilflich, ihren schweren Pelz anzulegen. Er fühlte, wie ein Beben durch ihre Glieder ging. Auch Viktors bemächtigte sich nun eine sonderbare Unruhe, für die er keinen Grund wußte. Was war denn los? Was sollte das? fragte er sich immer wieder. Der Zug fuhr ganz langsam. Plötzlich zog Herr Müller

schnell das Fenster wieder hoch, überblickte prüfend, durchdringend den ganzen Waggon. Die Reisenden waren alle mit sich beschäftigt und packten ihre Siebensachen zusammen. Keiner kümmerte sich um den anderen, jeder dachte nur an sich und sein Gepäck. Herr Müller, dessen Züge aufs höchste gespannt, erregt waren, trat eilig auf Manja zu und sprach hastig, leise auf sie ein. Viktor verstand kein Wort, da auch Manja ebenso hastig und russisch antwortete. Wieder öffnete Herr Müller das Fenster. Der Zug bewegte sich kaum noch. Er wandte sich um und

sagte leise, aber deutlich zu Manja, die sich ihm ein wenig genähert hatte: »Er ist's.«

»Ruhig, lieber Freund,« erwiderte Manja ebenso leise, ohne aber alle Erregung aus ihrer Stimme bannen zu können, wie Viktor wohl bemerkte.

»Ich baue auf meinen Stern.«

»Petrow und die anderen sind mir sicherer,« hörte er Herrn Müller leise erwidern, während er aufs neue zum Fenster hinausblickte.

»Ah, da bist du ja, Petrow!« rief Herr Müller plötzlich deutsch und laut zum Fenster hinaus.

»Es sind alle da,« hörte Viktor eine tiefe Stimme laut und deutlich antworten. Ein leichter Seufzer der Erleichterung löste sich von Manjas Lippen, wie Viktor vernahm, dessen sich eine immer größere Erregung bemächtigte.

»Als was?« fragte Herr Müller.

»Gepäckträger und Gendarmen.«

»Gut!« tönte die Antwort vom Fenster. »Haltet euch nur dicht am Abteil.« Herr Müller drehte sich um, griff nach Viktor, zog ihn zum Fenster und flüsterte erregt: »Sehen Sie dort den kleinen älteren Herrn?«

Viktor blickte hinaus und sah zunächst nichts als ein Dutzend Gepäckträger und Gendarmen, die neben dem Abteil hergingen. »Ich bitte Sie,« flüsterte Viktor erregt, »ich sehe Gendarmen, wenigstens sind die Leute da genau gekleidet wie die Gendarmen an der Grenze und in Minsk. Haben Sie sie aus irgendeinem Grunde zu fürchten? Seien Sie offen, ich weiß ja, daß es sich um nichts Unedles handeln kann, ich weiß, in Rußland ...«

»Seien Sie ohne Sorge,« antwortete Herr Müller leise, »diese Leute sind meine Freunde, sie haben sich der Sicherheit wegen nur

so verkleidet. Dort den kleinen Mann sehen Sie an, sehen Sie ihn?»

Viktor nickte, denn jetzt erblickte er ihn und sah auch, wie er eifrig den Zug entlang spähte, hinter sich, um sich eine ganze Menge Soldaten, Gendarmen.

»Bleiben Sie am Fenster,« flüsterte Herr Müller, »und achten Sie genau, auf welcher Seite er in unseren Waggon steigt. Wissen Sie das, dann winken Sie mir mit der Hand. Kommt er von dort,« Herr Müller zeigte nach der Waggontür links, »dann deuten Sie dorthin,« er wies nach rechts, »kommt er von der anderen Seite, winken Sie dorthin.« Er

wies mit der Hand nach links. »Und wenn er hier ist, halten Sie den Mann einen Augenblick auf, stellen Sie sich ihm in den Weg, fragen Sie ihn nach einem Gepäckträger oder dergleichen, kurz, halten Sie ihn unter allen Umständen ein, zwei Minuten hin. Länger ist nicht nötig. Es gilt die Freiheit dieser Dame!«

Herr Müller deutete auf Manja, die hinter ihm stand und leise nickte.

Viktor errötete vor Freude, der Dame dienlich sein zu können, und lehnte sich zum Fenster hinaus. Der Zug hielt. Die Gepäckträger vor dem Abteil boten schreiend ihre Dienste an, Reisende winkten aus allen Fenstern,

aber die Gepäckträger schrien nur, ohne sich um die winkenden Reisenden zu bemühen, während die Gendarmen stumm an dem Abteil Posto faßten. Viktor sah den kleinen älteren Herrn langsam, leise näher kommen, hinter sich einen ganzen Schwarm von Polizisten und Soldaten. Wie unruhig seine Augen sind, wie merkwürdig er geht, wie ein Marder, der Tauben beschleicht, dachte Viktor. Jetzt stand er vor seinem Wagen und äugte schnell an ihm hin. Die Gendarmen vor Viktors Abteil salutierten. Der kleine Herr musterte sie einen Moment, trat dann auf sie

zu und fragte offenbar. Der Betreffende antwortete ruhig, gemessen, immer die Hand am Helm. Ehe Viktor es gedacht, huschte der kleine Herr plötzlich auf das Trittbrett. Viktor drehte sich blitzschnell herum und winkte nach links. Sofort eilten die Dame und Herr Müller, der plötzlich einen Vollbart trug, wie Viktor mit Verwunderung sah, zu der linken Ausgangstür. Viktor sprang zu seinem Platz, warf seinen kleinen Handkoffer in den Gang, und da er gar zu klein war, riß er einem anderen Reisenden wie zufällig seinen

Koffer zur Erde. Der schimpfte, andere Reisende drängten nach, verloren kleinere Gepäckstücke in dem Gedränge, das plötzlich entstand durch das Gepäck, das mitten im Gang lag. Viktor schwang scheinbar dienstwillig einen ziemlich schweren Koffer aus dem nächsten Netz zur Erde. Kurz, als der kleine Herr ins Abteil trat, konnte er nicht weiter, da die Passage völlig versperrt war. Er schimpfte, die Reisenden wetterten und fluchten, schoben sich, stolperten, verloren Handtaschen, bückten sich, sie wieder aufzuheben, stießen mit anderen zusammen. Es

war ein großes Durcheinander, und der kleine Herr, der schnell weiter wollte, schimpfte am lautesten. Bis endlich wieder etwas Ordnung herrschte, waren schon mehrere Minuten vergangen, und als Viktor sich zum Fenster hinausbeugte, sah er gerade noch, wie die Dame und Herr Müller, umringt von lärmenden Gepäckträgern und Gendarmen, die wütend auf die Gepäckträger losgestikulierten, am anderen Ende des Bahnsteigs verschwanden.

»Viktor von Gandern!« hörte er draußen laut eine Stimme rufen. Es war ein stämmiger untersetzter Herr in grauem Vollbart, der so rief.

»Onkel! Onkel!« Der andere stutzte, dann legte sich ein helles Lächeln über sein verbranntes Gesicht.

»Grüß Gott, Junge! Weshalb steckst du denn immer noch in dem Kasten, hast du noch nicht genug davon?«

»Gleich, gleich, Onkel!« rief Viktor und verschwand vom Fenster, weil er sehr rot wurde, ergriff seine Handtasche, und ehe er

sich dessen versah, lag er schon in den Armen seines Onkels, der ihn herzlich auf beide Wangen und auf die Stirn küßte. Viktor schoß es feucht in die Augen: Nach all den Erlebnissen der letzten Minuten tat ihm diese warme Begrüßung unsagbar wohl, zumal er das nicht gewöhnt war, denn bei ihm zu Hause begrüßte man sich nicht mit einem Kuß. Onkel Philipp hing sich fest in den Arm seines Neffen, den er freundlich drückte.

»Wie gut und lieb du bist,« sagte Viktor, der aus dem Erstaunen über diesen Bruder seines Vaters nicht herauskam.

»Bengel, du weißt ja gar nicht, wie riesig wir uns freuen, einmal einen von euch bei uns zu sehen!« rief der lebhafte Onkel. Plötzlich blieb er stehen, sah zornig auf einen Herrn vor sich und zischte: »Schurke, elender!«

Viktor erkannte den kleinen älteren Herrn, auf den Herr Müller ihn aufmerksam gemacht. »Wer ist das?« fragte er.

»Das? Das ist mir der widerlichste Mensch im weiten russischen Reich!« rief Onkel Philipp. »Der geriebenste Detektiv der politischen Polizei. Schau dich nur um, da siehst du gleich das Ärgste von Rußland!« Onkel

Philipp deutete auf all die Gendarmen und Soldaten. Er lachte grimmig. »Alle sind sie beisammen, es galt offenbar einem großen Fang. Aber es scheint, die Beute ist ihnen entwischt, man sieht's den Gesichtern an. Haha, das gönne ich ihnen. Gott verdamme die Schurken, denen es nur gelingt, anständige Leute unglücklich zu machen, während die wahren Verbrecher frei ausgehen!«

Die beiden standen vor dem Portal, und Onkel Philipp hob winkend die Hand, ein Zeichen, auf das hin ein leichtes Gefährt herankam, während er sagte: »Die Molesten mit dem Gepäck samt allen Zollscherereien mag

mein Tatare auf sich nehmen, wir wollen gleich nach Hause fahren, wo man sich sehr auf dich freut.« Der Wagen hielt, ein junger Perser sprang vom Bock, während der wohlbeleibte Kutscher seine Augen nicht von den Pferden ließ, die ungeduldig ins Gebiß knirschten. »Sieh da,« dachte Viktor, während er die beiden wundervollen schwarzen Hengste musterte, »das Ledergeschäft scheint sich zu rentieren.«

»Prachtvolle Gäule!« sagte er laut.

»Gefallen sie dir? Das glaub ich! Ja, ja, das gibt's nur in Rußland!« erwiderte der Onkel wohlgefällig, beauftragte den jungen Perser,

mit dem Gepäck nachzukommen, und stieg mit Viktor in den leichten, schönen Wagen. Ein leises Schnalzen des wohlgenährten Kutschers, und fort ging es in schnellstem Trab. Kaum saß Viktor, überfiel ihn plötzlich eine große, tiefe Traurigkeit. Würde er die Dame wiedersehen, die ihn so beschäftigte? Er hätte aus dem Wagen springen mögen. Aber das war ja Torheit. Er wußte ja gar nichts weiter von ihr. Ihren Namen nicht, ihre Wohnung nicht.

»Was ist dir denn, Viktor? Kopf hoch, sei vergnügt. Sollst sehen, es wird dir bei uns

gefallen. Man wird dich nicht wenig verwöhnen. Meine Frau und meine Tochter, meine ich.« Plötzlich legte sich eine schwere Falte über Philipp von Ganderns Stirn, und leise sagte er zu seinem Neffen: »Von dem Detektiv und dem Polizeiaufgebot am Zug sprichst du nicht zu deiner Tante, nicht wahr?« Er seufzte. »Sie kann das nicht hören, sie wird ganz krank davon.«

»Aber gewiß,« erwiderte Viktor zerstreut, denn wieder stieg der Schmerz in ihm hoch: Würde er sie wiedersehen, hier, in dem großen, endlosen Moskau?

II.

»Was weinst du denn so sehr, Ter?«

»O, o, Iwan Iwanowitsch,« erwiderte der junge Perser, indem er sich schnell über die Augen fuhr und weiter eifrig die Einfahrt kehrte. »Allah erbarme sich, mein Herz muß weinen, meine Augen nicht.«

»So lüge doch nicht so dumm, Ter. Ich sehe es ja ganz deutlich. Nicht nur dein Herz, auch deine Augen weinen,« erwiderte der dicke Kutscher, der gemächlich in der Sonne stand und Lederzeug putzte.

»Allah erbarme sich meiner,« wiederholte der Perser, und wieder liefen ihm dicke Tränen über die schmalen, dunklen Backen. »Ibrahim war da, er kam aus Kalassar, meiner Heimat, von meiner Mutter.«

»Da hast du Heimweh bekommen?«

»Heimweh?« Ter sah den andern ganz erstaunt an, als begreife er ihn gar nicht. »Ich? Hier? Heimweh? Nach Kalassar? Er schüttelte sich unwillkürlich. »Hier, wo ich es so gut habe?«

»So ist deine Mutter krank?« fragte der Kutscher teilnehmend, neugierig.

Ter schwieg. Iwan Iwanowitsch nahm das für eine Bejahung seiner Frage.

Er seufzte, hörte einen Augenblick auf, das Lederzeug zu reinigen, sah auf den jungen Burschen und fragte; »Wie alt ist sie?«

»O, sehr alt, ganz weiß,« erwiderte Ter.

»Bist du ihr einziger Sohn?«

»Zwei töteten die Kurden, den ältesten nahmen die Soldaten mit, weiß nicht, ob er noch lebt. Eine Schwester war Wäscherin im Harem des Sarparas. Allah erhalte ihn. Sie starb. Eine andere stahl eine Karawane und schleppte sie mit zu den Gottlosen, den

Verfluchten, die Hussan, den Propheten, erschlugen, zu den Türken.«

»Da bist du allein übriggeblieben?« fragte teilnehmend der Kutscher.

Ter nickte. »Ich und die Mutter.«

»Und dein Vater.«

»Eine Schlange biß ihn, er starb, Allah bestimmte es so, gepriesen sei sein Name.«

»Und wie alt bist du eigentlich?«

»Zehn Jahre und drei.«

»Was?« Der Kutscher ließ erstaunt das Lederzeug fallen. »Erst dreizehn Jahre? Das schwindelst du, Ter. Ich halte dich für gut und gern achtzehnjährig.«

Der junge Perser lächelte wehmütig. »Jung werden wir alt, Iwan Iwanowitsch, die Männer, die Frauen, die Pferde.«

»Auch die Pferde?« fiel der Kutscher interessiert ein.

Ter nickte. »Wenn sie so alt sind wie deine, sterben sie.«

»Lüge nicht!« rief der Kutscher. »Mein Ältester ist achtjährig.«

»Bei uns sterben sie mit acht Jahren oder sind so alt und häßlich, daß es besser ist, sie wären tot.«

»Was du nicht sagst, Ter. Das ist ja ein schlechtes Land, das Persien.«

»Heiße Sonne, trocknes Land, kein Wasser, viel Feinde, viel Armut,« meinte Ter altklug. »Da stirbt sich's jung.«

»Aber deine Mutter? Sie hat weißes Haar, sagtest du.«

»Vor Sorge und Elend, wie alle Armen bei uns zu Hause,« erwiderte Ter.

Der Kutscher hob das Lederzeug wieder auf und sprach: »Wenn dein Herz noch so jung ist und deine Mutter krank, dann begreife ich wohl, daß du weinst. Aber es hilft nichts, Ter, es hilft gar nichts. Wie Gott und die Heilige Mutter es bestimmt haben, so geschieht es. Da kann man nichts machen.«

»Allah il Allah,« murmelte Ter, »sein Wille ist unabänderlich. Aber um meine Mutter weine ich nicht. Für sie ist besser sterben als leben.«

»Ja, weshalb weinst du denn?« fragte Iwan Iwanowitsch erstaunt.

»Ibrahim sagte, ich müsse nach Kalassar kommen, ließe meine Mutter sagen. Ina war- te, es sei alles bereit.«

»Wer ist denn nun das wieder?«

»Meine Verlobte.«

Der Kutscher schlug eine laute Lache an.  
»O, du Schalk! Mich so zum besten zu haben! Das ist nicht schön von dir, Ter.«

Der junge Perser sah ihn verwundert an.

»Wie alt ist denn Ina, das Täubchen?« fragte der Kutscher scherzend.

»Ein Jahr und ein halbes Jahr jünger denn ich,« sagte Ter.

»Sieh da, sieh einer an.«

»Aber ich will nicht heiraten, ich will nicht!« rief Ter, und wieder rollten ihm die Tränen übers Gesicht.

Iwan Iwanowitsch sah ihn eine Weile forschend an. War das Bürschchen ein so guter Schauspieler, daß es ihm immer noch etwas vormachte? Aber nein, der Schmerz des Jungen war echt, das sah man. Der Kutscher

schüttelte den Kopf immer wieder und ließ keinen Blick von Ter, als sähe er ihn zum erstenmal und wolle sich alles möglichst genau und für immer einprägen. Er kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Mußte das ein Land sein, dies Persien! Er bekreuzigte sich. Ja, ja, ein Heidenland, das merkte man nun, ein arges Heidenland. Das Bürschlein tat ihm leid, wie es so vor ihm stand, auf den Besen gestützt und von Schluchzen geschüttelt. Und warum? Weil es heiraten sollte. Wieder mußte Iwan Iwanowitsch laut lachen. So etwas war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. Ein Bräutigam, der weinte, weil er

Hochzeit machen sollte. Aber Ter konnte gar nicht wieder zu sich kommen. Da schoß dem Kutscher ein Gedanke durch den Kopf. Ein Gedanke, wie ihn besser auch der Pope nicht haben konnte. Er richtete sich stolz auf, zupfte Ter am Arm, neigte sich zu ihm und flüsterete: »Laß dich taufen, Ter, dann bist du gerettet.«

Der junge Bursche schaute den Kutscher fragend an. Iwan Iwanowitsch suchte ihm die Sache noch deutlicher zu machen, indem er

seine dicken, großen Hände nahe aneinander legte, die Bewegung des Wasserschöpfens machte und dann schnell den fingierten Inhalt über Ter ausgoß. »Taufen!«

Ter sprang weit fort und rief: »Nie, nie!« Es lag soviel Widerwille und Abscheu in dem jungen Gesicht, daß Iwan Iwanowitsch ärgerlich nach seinem Lederzeug griff und langsam fortging, indem er zornig vor sich hinbrummte: »O, diese Heiden, diese Kinder des Bösen, da sieht man es wieder, sie sind verloren und sie bleiben verloren.«

Ter lehnte sich an das Gitter der Einfahrt und grübelte weiter über sein Unglück. Aber

nein, er würde nicht heiraten, er würde nicht nach Kalassar jetzt schon zurückkehren. Ina sollte warten, und die Mutter konnte auch noch eine Weile allein fertig werden. War er erst verheiratet, lasteten alle Mühen auf ihm. Er sah es greifbar deutlich vor sich. Die Mutter würde den ganzen Tag seufzen und wehklagen über die Armut. Ina würde dasselbe tun, und er würde arbeiten müssen. Ohne Dienstboten ginge es nicht lange. Dann kamen Mägde ins Haus, die man viel zarter behandeln mußte als Frau und Mutter, weil sie fortgingen, wenn es ihnen nicht paßte. Und eines Tages würde es heißen, er

solle noch eine heiraten, weil mit den Mägden kein Auskommen sei, weil es billiger und praktischer wäre, noch eine Frau zu nehmen, die nicht ohne weiteres fortlaufen konnte, sondern erst vor den Molla mußte und sich scheiden lassen. Dann gab es Zank und Streit im Haus und nichts wie Unannehmlichkeiten. Ter seufzte beweglich. Da hatten es die Ungläubigen besser, die sich mit einer Frau begnügen konnten. Bei ihm zu Hause vermochten das nur die ganz reichen Leute. Die Armen mußten mehrere Frauen nehmen. Eine war zu teuer. Bei mehreren ersparte man

die unzuverlässigeren, verwöhnten Dienstboten, die sich auf die Dauer nur wohlhabende Perser leisten konnten . . . Nein, mochte geschehen, was wollte, noch kehrte er nicht nach Hause zurück, noch heiratete er nicht, unter keinen Umständen, noch wollte er eine Weile sein eigener Herr sein. Er zitterte vor den Sorgen, die so ein persischer Haushalt mit sich brachte, und gerade der eines armen Mannes. Und selbst faulenzten, die Weiber für sich alle Arbeit tun lassen und im Schatten liegen, die Galian rauchen, ruhig ein Liedchen singen und zusehen, wie die

Weiber in der glühenden Sonne den hölzernen Pflug durch den harten Boden ziehen, nein, das konnte er nicht. Seitdem er in Moskau war, hätte er das nicht mehr ruhig mitansehen können. Mochten diese Ungläubigen alle, Iwan Iwanowitsch an der Spitze, nie ins Paradies kommen, weil sie nicht Schiten waren, die Frauen behandelten sie viel besser als die Rechtgläubigen, das war gewiß. Seitdem er das gesehen, täglich gesehen seit zwei langen Jahren, hätte er nicht mehr auf persische Art leben können. Wenigstens in der Beziehung nicht. Gewiß, wenn Iwan Iwanowitsch einmal betrunken war, was an

jedem Feiertag geschah, also sehr oft, prügelte er seine Frau. Aber sonst hatte sie ein gutes Leben, ein sehr gutes Leben und wenig Arbeit.

Plötzlich hob Ter den Kopf und lauschte. Er vernahm Pferdegetrappel vom nahegelegenen Walde her. Er öffnete die Einfahrt und spähte hinaus. In gemächlichem Trab näherten sich seine Herrin und der Besuch, der seit drei Tagen hier war, der Villa. Viktor sprang vom Pferd und half Olga aus dem Sattel, die mit einem freundlichen Kopfnicken an ihm vorbei zu Ter trat, der sie mit seinen großen, schwarzen Augen und glühenden Wangen,

die Arme über der Brust zum Gruß gekreuzt, erwartete. Er schwärmte für seine junge Herrin und war ihr wie ein Hund ergeben. Sie legte dem jungen Perser freundlich die Hand auf die Schulter: »Nun, Ter, hast du dich geängstigt?« fragte sie lächelnd. »O, o, nein, nein Herrin!« Er sah auf Viktor.

Olga wandte sich zu Viktor: »Darauf können Sie stolz sein, Vetter, daß Ter Sie für einen guten und ausreichenden Schutz für mich hält, sehr stolz.« Ter sah aufmerksam auf die beiden, die er nicht verstand, da Olga zu schnell gesprochen. Liebte seine Herrin am Ende diesen Mann? Ach was, seine

Herrin und der! Sie war viel zu stolz, viel zu hoch und erhaben in seinen Augen, als daß er ihr im Ernst so etwas zugetraut hätte. Sie zu schützen, dazu reichte der große, blonde Besuch aus. Er hatte so kühne blaue Augen. Sie war gut bei ihm aufgehoben. Ter griff beruhigt nach dem Zügel der Stute, die Olga geritten, und führte sie vorsichtig zum Stall. Äußerst vorsichtig und liebevoll. Iwan Iwanowitsch amüsierte sich immer wieder über das Getue Ters mit dieser Stute, denn er kannte natürlich wie jeder in der Villa die hingebende Schwärmerei des jungen Persers für die Tochter des Hauses. Jeden

Tag, wenn Ter mit dem Pferd ankam, ärger-  
te er ihn. »Was sie wieder so dumm daher-  
kommt, die Mähre!« schrie er schon von wei-  
tem. Wütend ballte Ter die Fäuste und wur-  
de dunkelrot im Gesicht vor Zorn über sol-  
che Verleumdung, denn es war ein sehr schö-  
nes Tier mit zarten, schmalen, aber festen  
Gliedern, großen, schwermütigen Augen und  
langem, schmalem, stark geädertem Kopf, ei-  
nem »trockenen« Kopf, wie der Perser einen  
solchen nennt, weil kein Fleisch an ihm sein  
darf. »Gib her,« rief der Kutscher und griff  
nach dem Zügel. Aber Ter fauchte ihn mit ei-  
nem kräftigen persischen Fluch an und gab

den Zügel nicht aus der Hand. Dies Pferd besorgte er selbst. Iwan Iwanowitsch war so oft betrunken, da vertraute er es ihm nicht an. Er konnte ihm einen Schaden zufügen. Überhaupt verstand dieser Ungläubige so wenig wie die andern mit Pferden umzugehen, diesen edelsten Tieren, die Allah absichtlich so klug geschaffen zum Heil der dummen Menschen. Er klopfte dem Tier liebkosend die Mähne, während er es in den Stall führte. »Ja, ja, du rettetest die Seele aus jeder Gefahr, ja, ja, mein schwarzes Lieb, mein teures Tier.«

Die Stute strich liebkosend die Stirn an seiner Schulter, während Ter sie vorsichtig abrieb. »Du bist gut, du bist klug, du trägst die Herrin sicher, dir kann ich trauen.« Die Stute wieherte leise und scharrte mit dem Huf, als wenn sie ihn verstände. »Ter,« sagte der dicke Kutscher, »gib dir keine Mühe, sie versteht kein Persisch, es ist ein russisches Pferd.« – »Versteht doch Persisch, ist klug, sehr klug.« Wieder wieherte das Tier. »Hör', wie gut es mich versteht.«

Iwan Iwanowitsch lachte und nahm Viktors Pferd in Empfang, der es selbst bis zum Stall geleitete, nachdem er sich von seiner

Cousine verabschiedet, die ins Haus geeilt war, um vor dem Frühstück noch ein wenig Toilette zu machen. Dann zündete er sich eine Zigarette an und schlenderte gemächlich über den Kies tiefer in den Garten. Er lächelte leise vor sich hin, während er bedächtig seine Zigarette genoß. Wenn doch sein Vater hier wäre, wenn der doch Rußland sähe und seinen Bruder, den Lederhändler! Würde er Augen machen! Viktor lachte laut auf, weil ihm das Gesicht seines alten Herrn plötzlich so deutlich vor den Augen stand. Würde der

sich wundern. Schon diese Zigarette! Er betrachtete sie wohlgefällig. So was gab's einfach in Deutschland nicht. Und dann der Kaviar! Und überhaupt die Sakuska, die Vorspeisen, und die Fische, die Diners. Von so etwas hatte man bei Ganderns daheim keine Ahnung, nicht die Spur von einer Ahnung. Und der Luxus hier in den deutschen Familien. Haha, und erst der Onkel, der Lederhändler! Viktors Blicke schweiften entzückt über das große Besitztum.

Es war Ende April. Da lebte man hier in günstigen Jahren, wie dies eins war, schon auf dem Land! Bei ihm zu Hause lag wohl

noch alles im Winterschlaf, in Schnee und Eis. Und die Wälder ringsum. So nahe bei Moskau und doch so groß und wild. Er hatte sogar Wölfe in der Ferne heulen hören. Stunden und Stunden konnte man reiten, keine Reitwege, sondern wirklich durch die Natur, über Bäche, Felder, durch Wiesen und Wälder. Keinen Menschen traf man. Diese wunderbare Stille weit und breit, kaum einmal unterbrochen durch das heisere Bellen eines Wolfes. Dabei immer der stille Reiz tief im Herzen: jetzt kann dich einer anfallen, jetzt mußt du dich deiner Haut wehren, deine Dame schützen. Viktor atmete hoch auf und sog

mit tiefem Behagen die würzige frische Luft ein, die von den Wäldern ringsum kam. Herrlich war es, einfach herrlich. Solchen Ritt und solche Pferde und eine Reiterin wie Olga, das gab es in Deutschland nicht, absolut nicht. Wenn sein Vater wüßte, wie es ihm hier gefiel. Haha, würde der sich wundern. Er dachte es sich doch sozusagen als eine Strafe, daß er seinen Sohn nach Rußland geschickt hatte. Hier sollte er Buße tun für seine Schulden und dafür, daß er die kleine Brunek nicht heiraten wollte. Eine solche Strafe ließ er sich gefallen. Dabei eine solche Cousine. So ein

schönes, aschblondes, großes Mädchen! Eine echte Gandern, aber freier erzogen, als es in Süddeutschland Mode war, selbständig, fabelhaft selbständig, und doch so weiblich, so weich. Viktor sah nachdenklich vor sich hin. Manchmal, auf diesen Morgenritten besonders, sah sie so selbstvergessen, sehnsüchtig ins Weite, und wenn er dann ein Wort sagte, schrak sie ordentlich zusammen und hatte ihre Not, sich für seine Worte zu interessieren. Er merkte das wohl. Es kostete sie Mühe, aus ihrer Welt zu ihm aufzutauchen. Sie war so zerstreut, wenn er in solchen Augenblicken zu ihr sprach. Und sie sah ihn dann

oft so eigentümlich an. Wie einer, der aus einem Traum aufgeschreckt wird und sich nur mühsam ins wirkliche Leben zurückfindet. Auch im Haus fiel ihm diese innere Abwesenheit oft auf. Ihre Eltern bemerkten das ebenfalls. Aber sie ließen sie ruhig gewähren, tauschten nur stille Blicke miteinander. Onkel Philipp, der gerne neckte, der überhaupt viel sprach, bekam dann einen ganz sonderbaren Gesichtsausdruck. So weich und wehmütig sah er sein Mädchen an, ohne daß sie es in ihrer tiefen Versunkenheit merkte. Und es hatte für Viktor etwas Rührendes, wenn er sah, wie der Onkel, wenn Olga gar

zu lange stumm, verträumt dasaß, so daß es für den Gast, für die Diener auffällig wurde, vorsichtig die Tochter wieder zum Sprechen brachte und für den Augenblick zu interessieren suchte. Er behandelt sie wie eine Nachtwandelnde, die man nicht laut anrufen darf, dachte Viktor, sonst geschieht irgendein Unglück. Was ihr nur zugestoßen sein mochte? Eine unglückliche Liebe? Aber, mein Gott, ein Mädchen wie Olga, das liebt gewiß nicht unglücklich. Er vergegenwärtigte sich ihre hohe, schlanke, edle Gestalt, das weiche, träumerische Gesicht. Wer sollte einem solchen

Wesen widerstehen können? Nein, das konnte es nicht sein, das war unmöglich.

Überhaupt, irgend etwas stimmte nicht in dem Haus. Das fühlte er ganz deutlich, ohne zu wissen, was es sein könnte. Die Tante, eine immer noch schöne, stattliche Dame, sah oft aus, als laste ein schwerer Kummer auf ihr. Ihr bleiches Gesicht, das in jungen Jahren von herber, antiker Schönheit gewesen sein mußte, war zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, wenn Viktor unvermutet ins Zimmer trat, in dem sie allein gewesen, von einer tiefen, stummen Trauer erfüllt. Einmal hatte er sie sogar überrascht mit Tränen in

den Augen. Es war ihm schon deshalb unvergeßlich und hatte ihm einen besonders starken Eindruck gemacht, weil sie so still über das bleiche Antlitz rollten, ohne daß dieses selbst irgendwie anders, irgendwie verändert oder entstellt aussah. Wie bei einem Brunnen das Wasser überfließt, weil zu viel da ist, weil er die Fülle nicht mehr tragen kann, so flossen diese Tränen über das Gesicht. Er war sofort wieder hinausgegangen, ohne ein Wort zu sagen. Auch die Lustigkeit des Onkels kam ihm zuweilen recht gezwungen vor. Er wollte lustig sein, auch wenn er gar nicht mochte.

Und wie ihn dann die Tante manchmal ansah. So weh lächelnd und zugleich so dankbar. Und wenn sie ihm dann still die Hand reichte, die er stumm küßte, schwand alles Lachen aus seinem Gesicht und machte einer schweren Sorge Platz. Was für ein Gespenst ging nur in diesem scheinbar so glücklichen Haus um?

Er seufzte plötzlich laut. Er hatte ja auch seinen eigenen Kummer. So viel er sich auch in diesen Tagen in Moskau umgeschaut, von Herrn Müller hatte er nichts zu sehen bekommen. Einmal, im Kreml, glaubte er schon, Herr Müller käme durchs heilige Tor. Aber als

er dann genauer zusah, war es ein gleichgiltiger Fremder, mit einem Baedeker bewaffnet und einer großen Brille. Und sonderbar, wenn er Olga ansah, mußte er unwillkürlich an die Dame im Zug denken. Beide sahen sich nicht im geringsten ähnlich. Olga war blond, noch größer, schlanker, jene Dame tief schwarz, nicht so groß und . . . und überhaupt ganz anders, sagte sich Viktor. Olga war weich, verträumt, anscheinend, jene andere energisch, stark, selbständig. Schöner noch als Olga, sagte sich Viktor, und sein Herz wurde unruhig, so oft er an sie dachte, und das geschah nicht selten. Er

sah wieder die Gepäckträger und die verkleideten Gendarmen vor sich, den berühmtesten Polizeidetektiv Rußlands ins Abteil steigen, offenbar doch, um sie und Herrn Müller zu suchen und festzunehmen, denn sonst wäre das ganze Benehmen dieses Herrn, als der Zug sich Moskau näherte, ganz unverständlich gewesen. Eine große Angst kam über Viktor. Wer weiß, ob der Detektiv sie nicht doch noch erwischt hatte. Wer weiß, ob sie nicht schon in der Peter-Paul-Festung saß, bereit zur Verschickung nach Sibirien? Viktor stöhnte laut auf vor Entsetzen, während seine Phantasie ihm keine Ruhe gab, sich das

immer breiter, immer schrecklicher auszumalen. Er hatte ja so manches über russische Gefängnisse, er hatte Kennans Buch über Sibirien, Dostojewskis »In einem toten Haus« und »Raskolnikow« gelesen. Er schauderte zusammen. Aus solchen Gedanken wurde er jäh aufgeschreckt durch die weithin hallenden Töne des Gong, das zum Frühstück rief. Eilig wandte er sich dem Haus zu.

Die Familie war schon anwesend, machte aber einen sehr gedrückten Eindruck, als Viktor eintrat. Die Tante hatte sogar geweint,

wie er wohl bemerkte an den geröteten Augenlidern. Der Onkel nahm ihn hastig beiseite und flüsterte: »Wundere dich nicht und frage bitte nicht jetzt, Tante ist so erregt, es würde sie zu sehr angreifen, wenn ich dir jetzt gerade unsern Kummer erzählte. Eigentlich wollte ich es heute morgen tun, aber da wart ihr schon weggeritten. Nachher, wenn wir allein sind, sollst du nicht länger im Unklaren bleiben.«

Viktor nickte und trat zum Frühstückstisch. Er war etwas anders gedeckt als sonst, wie ihm sofort auffiel. Neben seiner Tante Platz war ein Gedeck gelegt, davor ein

Stuhl gestellt, ein Platz, der sonst leergehalten wurde, was Viktor schon öfter aufgefallen, da dieser absichtlich freigehaltene Platz, über den niemand ein Wort verlor, fast etwas Gespenstiges hatte. Zuerst glaubte er an ein Versehen. Dann merkte er, daß es absichtlich geschah. Und jeden Morgen, wenn er hereinkam, stutzte er einen Augenblick. Was das nur heißen sollte? Heute war an dem Platz gedeckt und beim Service prangte in einem edlen, wundervoll geschliffenen Glas ein üppiger Strauß roter Rosen. »Erwartet ihr denn einen Gast?« fragte Viktor. Die Tante wurde

etwas bleicher, Olga senkte den Kopf, der Onkel machte ein sehr verlegenes Gesicht. »Ach verzeiht, ich konnte nicht wissen . . .« stammelte Viktor. Die Tante reichte ihm die Hand und erwiderte: »Freilich nicht, verzeihen Sie, daß wir Sie noch nicht aufgeklärt haben. Aber der Onkel hat wohl schon gesagt, daß ich es nicht vertragen kann, wenn davon in meiner Gegenwart gesprochen wird, da es mich zu sehr angreift. Gewiß erwarten wir einen Gast, Tag für Tag, und heute an seinem Geburtstag ganz besonders . . . Aber er kommt nicht, er kommt immer noch nicht,« klagte sie und sah unwillkürlich zur Tür, als

könne sie den Erwarteten zwingen, jetzt dort einzutreten. Ihre Hand fiel vom Tisch, sie wandte sich einen Augenblick ab, um ihrer Bewegung Herr zu werden.

Alle schwiegen. Viktor dachte, um einen Toten kann es sich nicht handeln, denn den erwartet man nicht mehr. Vielleicht war noch ein Kind da, ein Sohn, der auf Abwege geraten, dem man nachtrauerte, dessen Rückkehr man herbeisehnte. Die Bruneks fielen ihm plötzlich ein, wo es zuweilen auch eine solche Stimmung gab, weil man des verschollenen Sohnes gedachte. Teilnehmend

blickte Viktor auf die zarte Gestalt der immer noch schönen, alternden Frau. Ihr Haar war grau, wieviel Gram lag in den Händen, um die Mundwinkel! Daß er auch so wenig von des Onkels Familienverhältnissen wußte. Sein Vater sprach ja nie davon. Er hatte diesen Bruder längst aus der Liste der Lebenden gestrichen. Schon deshalb mochte er, seitdem er hier war, nie nach derlei fragen, um sich keine Blöße zu geben, um nicht zu zeigen, wie wenig man sich bei ihm zu Haus um diese Verwandten gekümmert hatte. Es war eine peinliche Situation. Da half Olga,

indem sie von ihrem Morgenritt zu erzählen begann. Der Onkel erkundigte sich auch geflissentlich nach diesem und jenem. Auch die Tante faßte sich wieder. Der Samowar summte, leise ging der Diener ab und zu, die Frühlingssonne sah mild durch die hohen Scheiben. Das Ganze hätte ein Bild vornehmen Behagens und Friedens geboten, wäre nicht der leere Stuhl gewesen und das unbenutzte Gedeck mit den duftenden Blumen. Plötzlich erschien ein Diener mit erregtem Gesicht, beugte sich zu dem Herrn und flüsterte ihm etwas zu. Der Onkel fuhr sichtlich zusammen.

»Was gibt es denn?« fragte Frau Sidonie verwundert.

»Nichts, gar nichts,« erwiderte Onkel Philipp hastig, ohne seine Erregung ganz unterdrücken zu können. »Nur, weißt du, Iwan läßt mir sagen, mein Pferd, mein Lieblingspferd, es ist krank.«

»Ist denn das so eilig und dringend gerade jetzt?«

Der Onkel erhob sich. »Gewiß, Sidi, entschuldige mich einen Augenblick, ich komme gleich wieder.« Er eilte hinaus. Olga und Viktor sahen sich erstaunt an. Sie konnten nicht recht daran glauben, es schien ihnen wie eine

Ausrede. Tante Sidonie aber lächelte, wandte sich an Viktor und meinte: »Sehen Sie, wie er ein Deutscher geblieben ist, das hat er noch von Haus. Ein Pferd, ein krankes Pferd, und gar sein Lieblingspferd, da hält ihn niemand.«

Olga und Viktor plauderten, aber beide warfen ab und zu einen verstohlenen Blick zur Tür.

»Was habt ihr denn, Kinder?« fragte Frau Sidonie, »was seht ihr denn immer nach der Tür?«

»O nichts, gar nichts,« beeilten sich beide zu erwidern, mußten aber wieder zur Tür

blicken. Warum nur? fragte sich Viktor, der fühlte, wie seine Erregung wuchs. Ach was, dachte er dann, Tante hat ganz recht, sich über uns zu wundern, und daß ich etwas nervös bin, ist weiter auch nicht erstaunlich, die Rosen duften so stark, sie erinnern mich an das Gespenst in diesem Haus, das ich nicht kenne, das ich mir deshalb möglichst schrecklich ausmale.

Onkel Philipp öffnete die Tür und rief: »Olga, bitte komme doch einen Augenblick. Nein, Sidi, bleibe du nur ruhig, es ist weiter nichts, ich möchte nur Olga mit bei dem Tier haben,« fügte er etwas unsicher hinzu. »Wir

kommen gleich wieder, Sidi!« Olga war sehr blaß geworden und verließ das Zimmer.

Nun wurde auch die Tante etwas erregt, eine leichte Röte stieg in ihr schmales Gesicht, am liebsten wäre sie auch aufgestanden, hinausgegangen. Doch nein, das war ja Torheit, was ihr durch den Kopf schoß. Torheit! Wenn Manja wiederkäme, würde es ganz anders sein. Sie wußte das ganz genau. Unzählige Male hatte sie es sich ausgemalt, und weil sie das so oft getan, glaubte sie fest daran, daß es sein würde, wie sie es sich ausgemalt. Plötzlich würde ungestüm die Tür

auffliegen, Manja lachend, weinend hereinstürmen, die Mutter in ihre Arme pressen, so fest und gewaltsam, daß es ihr weh tat. Sie besaß ja nun einmal diese stürmische, kräftige Art. Die Mutter lächelte unwillkürlich. Wie gut sie diese Art kannte. Wie oft hatte ihr Liebling ihr fast körperlich weh damit getan. Wie gern möchte sie das wiederfühlen!

Viktor saß stumm, es schien ihm, als dufteten die Rosen stärker, immer stärker. Da draußen ging irgend etwas vor, was mit dem Kummer im Hause in Zusammenhang stand, das spürte er deutlich, das glaubte er fest und sicher. Nur, nur, was? Das wußte er

nicht. Hoffentlich nichts Schlimmes, nichts Schreckliches. Da öffnete sich die Tür wieder.

Frau Sidonie fuhr auf und stieß einen leichten Schrei aus, denn sie kannte das Gesicht ihres Mannes zu genau, um es nicht deuten zu können. »Manja!« rief sie. »Was ist ihr geschehen?«

»Beruhige dich, Mutter!« rief Olga und stürzte in ihre Arme, »nichts Schlimmes, gar nichts Schlimmes!« Und sie hielt ein Stück Papier in die Höhe, nach dem die Mutter hastig griff.

Auch Onkel Philipp trat auf seine Frau zu, und hinter ihm näherte sich langsam,

schüchtern, verwundert Ter, der kleine Perser. »Versteh' nicht, weiß nicht,« stammelte er auf Deutsch und blickte ängstlich von einem zum andern.

Endlich hatte Frau Sidonie den Zettel gelesen, und weil sie sich nicht satt daran lesen konnte, las sie ihn vor. »Liebe Mama! Der Zufall gibt mir eine schöne Gelegenheit, Dir einen Gruß zu senden. Es geht mir sehr gut, Du brauchst Dich gar nicht um mich zu ängstigen. Alles verläuft sogar besser, als ich es je geträumt, gehofft. Der Bewußte steht mir

getreulich zur Seite. Es ist eine Lust, so zu leben und zu helfen. Also bitte, bitte, liebe Mama, rege Dich nicht auf, es ist gar nicht nötig. Einen heißen Kuß Dir und Olga und dem Papa – der Bewußte, dumm wie alle Männer, weigert sich, eine Zeile beizufügen. Er tät' es aber doch, liebe Olga, wenn er nicht so stolz wäre. Hörst Du, Olga? Immer Eure *Manja*.«

Frau Sidonie sank in ihren Stuhl.

»Ich weiß nicht, ich kann nicht dafür,« stammelte Ter, erschrocken über diese Tränen, und blickte ratlos von einem zum andern.

Philipp von Gandern räusperte sich energisch und sagte: »Jetzt wollen wir einmal ganz ruhig die Sache untersuchen.« Er blickte den Perser an: »Also, Ter, erzähle nochmals den Hergang, aber bleibe genau bei der Wahrheit, hörst du!«

Ter kreuzte die Hände über die Brust und sagte leicht gekränkt: »Lüge ich nicht, Sahib, lüge ich nie.« Man sah ihn erwartungsvoll an, ohne auf seine Beteuerung großen Wert zu legen. »Habe ich Kleider gereinigt,« fuhr Ter fort. »Draußen in Sonne, weil war schönes Wetter, und ist Sonne gut für Kleider, wie meine Mutter sagt zu Hause in Kalassar.« –

»Weiter, weiter,« unterbrach Herr von Gandern ungeduldig, denn obwohl er die Erzählung schon zweimal angehört, hoffte er nun endlich den Punkt zu finden, durch den sich das Geheimnis lüften, erklären ließ. »Waren Kleider von dir, Sahib,« er deutete auf Philipp von Gandern. »Und waren Kleider von dem Sahib,« er deutete auf Viktor. »Habe ich stark geklopft, immer stärker, war viel Staub in Kleidern und Mäntel, wurde fast die Sonne dunkel vor soviel Staub.« – »Weiter, weiter,« drängte Herr von Gandern wieder. »Als Staub vergangen, nehme ich Kleider auf, liegt ein

Brief auf Boden, steht Adresse russisch darauf, lese ich und schreie, schreie laut, denn weiß ich, seh ich, ist Brief von Herrin Manja, welche ist fort, Armen zu helfen. Schrei ich und schrei ich. Kommt Iwan Iwanowitsch, will mich schlagen, weil ich schreie, und Katinka, seine Frau, will auch schlagen, die immer schläft. Sie schreit, hätte ich sie aufgeweckt, und schilt und greift nach mir. Halte ich Brief hoch, ganz hoch. Iwan Iwanowitsch fängt auch an zu rufen, reißt mir Brief fort, küßt ihn, reißt ihn Katinka fort, küßt auch, kommen andre, ist viel Lärm, sagt Wassil:

›Man muß den Herrn rufen‹, und läuft weg.«  
Ter schwieg erschöpft von der Anstrengung.

»Und hast du niemand gesehen, der den Brief dir zugeworfen haben könnte?« fragte Herr von Gandern.

»War niemand, nur Staub. Ist Brief vom Himmel gefallen, Allah il Allah!« fügte Ter gläubig hinzu und sah ehrfurchtsvoll auf den Sahib, daß ihn Allah eines Wunders würdigt.

»Aber das ist doch Torheit,« warf Viktor ein, der dem Bericht des Persers mit großem

Interesse gefolgt war. »Wunder gibt's schwerlich, selbst in Rußland wohl nicht. Am einfachsten wäre die Erklärung,« fügte er gedankenvoll hinzu, »wenn der Brief aus einem der Kleidungsstücke gefallen wäre.«

»Aber wie sollte er da hineinkommen?« fragte Frau von Gandern erregt.

Viktor sprang auf, errötete und setzte sich gleich wieder.

»Was ist denn?« fragte sein Onkel erstaunt.  
»Du wolltest doch etwas sagen?«

»Allerdings,« erwiderte Viktor. »Mir schoß plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Aber

nein, so kann es nicht sein, es wäre zu sonderbar, zu sonderbar.« Er sah träumerisch vor sich hin.

»Geh, Ter, wir brauchen dich im Augenblick nicht,« sagte Herr von Gandern. Ter verneigte sich und verließ das Zimmer.

»Nehmen wir einmal an, du hast recht, daß der Brief aus einer Tasche fiel. Aus einem meiner Anzüge kann er nicht gefallen sein. Es waren lauter Sachen, die seit Wochen nicht getragen wurden. Auch pflege ich stets am Abend meine Taschen auszuleeren,« sagte Onkel Philipp.

Viktor wollte reden, stockte etwas verlegen, fing aber dann doch an. »War mein Pelz unter den Kleidern, die gereinigt wurden?« Der Onkel verneinte. »Mein brauner Überzieher, den ich auf der Reise anhatte?« – »Allerdings,« erwiderte Onkel Philipp.

Viktor sah wieder eine Weile vor sich hin, während die andern gespannt an seinen Lippen hingen.

»Sind Sie auf einer Fährte, sehen Sie eine Möglichkeit?« unterbrach Olga die Stille.

»Allerdings,« erwiderte Viktor und blickte seine Cousine aufmerksam an. »Wenn mir

auch trotzdem die ganze Sache nicht klarer wird, wenigstens nicht viel.« Wieder betrachtete er aufmerksam die Cousine. Ähnlich sahen sich Olga und die Dame, mit der er gefahren, nicht, gar nicht. Aber schließlich, das bewies noch nichts. Geschwister gleichen einander ja oft nicht.

»Erzählen Sie, Viktor,« bat Frau von Gandern leise.

»Nun ja, eine Möglichkeit wüßte ich, um die Geschichte zu erklären. Als ich meinen Überzieher neulich ablegte, schien es mir, als knisterte etwas in seiner Brusttasche. Ich dachte noch: Wie sonderbar, sollte da ein

Brief sein? Aber du trägst doch sonst keine Briefsachen an dieser Stelle. Es war, wie gesagt, nur ein Augenblick, daß es mir auffiel. Dann vergaß ich's wieder sofort, ohne überhaupt erst nachgesehen zu haben. Gleich alle die neuen Eindrücke hier. Seitdem hab' ich den Überzieher nicht mehr benutzt. Und erst jetzt erinnere ich mich wieder an die Sache.«

»Dann müßttest du ja aber doch wohl mit Manja zusammengewesen sein,« meinte skeptisch der Onkel.

Wieder musterte Viktor seine Cousine.  
»Ich fuhr von Minsk an mit einer Dame und

einem Herrn. Beide waren recht freundlich zu mir.«

»Wie sahen sie aus?« fragten Onkel, Tante und Olga in einem Atem.

»Ja, die Dame kann ich euch schlecht schildern,« antwortete Viktor, vor sich hinblickend. Er hatte ja nur ganz kurz ihr Antlitz gesehen. Freilich hatte es sich ihm so eingepägt, so unauslöschlich, daß er es hätte sofort niederzeichnen können, wäre er Maler gewesen. Aber das wollte er nicht beschreiben. Es war ihm, als würde er damit etwas von seinem besten Geheimnis preisgeben, als müßten die andern dann merken, was er

empfand, wenn er an diese Dame dachte . . . Und sie sollte seine leibliche Cousine sein? Das war unmöglich, das durfte nicht sein. Denn dann, dann? Seine Gedanken verwirrten sich immer mehr, waren gar nicht mehr bei dem, was seine Verwandten so interessierte.

»Aber den Herrn können Sie uns vielleicht beschreiben?« fragte Frau von Gandern mit einem leichten Seitenblick auf Olga, die etwas verlegen zu sein schien, als Viktor auf sah. »Freilich, den kann ich euch ziemlich genau schildern,« meinte Viktor und tat es. Was ist nur mit Olga? dachte er, während er

sprach, sie schaut fast verstört drein. Ob ihr die Geschichte so nahe geht? »Stellte sich der Herr dir vor?«

»Müller nannte er sich, aber ich zweifelte keinen Augenblick, daß er anders heißt.« Viktor mußte lächeln. »Weiß der Henker, ich bin gewiß ein ganz guter Demokrat, wie viele von uns da unten in Süddeutschland, aber Müller kann er nicht geheißen haben.«

»Du hast ganz recht. Für mich besteht gar kein Zweifel, es war Herr von Rohden, ein Balte, der früher viel bei uns verkehrte.«

»Er sagte, er kenne Süddeutschland,« warf Viktor ein.

»Ganz recht, das hat er uns auch erzählt. Doch haben wir nicht weiter gefragt, da ihm das nicht angenehm zu sein schien,« sagte der Onkel. »Überhaupt,« er seufzte, »er hat offenbar manches auf dem Kerbholz.«

»Das weißt du wirklich nicht, Papa,« warf Olga ein.

»Aber daß er einer der wildesten Lebmänner hier war, das weiß ich,« brummte der Onkel unwillig. »Ein ganz toller Kerl!«

»Aber jetzt,« warf Frau von Gandern ein.

»Wollen's abwarten, wie lange es dauert,« knurrte Onkel Philipp und schielte zu seiner Tochter hinüber, die bleich geworden war.

Viktor schöpfte tiefer Atem. »Einen Augenblick sah ich auch die Dame ohne Schleier,« sagte er, denn nun wollte er selbst Gewißheit haben. Er schilderte sie.

»Sie ist's, sie ist's!« jubelte Olga.

»Und die Hand hat sie Ihnen gegeben?« sagte Frau von Gandern und nahm Viktors Rechte in die ihre. Leicht strich sie plötzlich darüber hin, als könne sie von dem Händedruck noch etwas verspüren.

»Auch sieht ihr der Streich ganz ähnlich, dir heimlich ein Briefchen in die Tasche zu bugsieren. Solche Streiche hat sie immer geliebt,« brummte Onkel Philipp.

Und nun mußte Viktor erst recht erzählen, wie sie ausgesehen, was er wohl glaube, wie sie sich fühle, wie es ihr ginge. Viktor erzählte alles, was ihm irgend im Gedächtnis haftete. Es wurde ihm nicht schwer, denn diese Begegnung war ja für ihn in allen ihren Einzelheiten unvergeßlich. Gerade jetzt, wo er alles wiederholte, sah er es selbst, manchmal nicht ohne Verwunderung, aber auch nicht ohne leisen Schmerz, es war ja seine Cousine. »Aber sie sieht Ihnen gar nicht ähnlich, Olga,« fuhr es ihm plötzlich heraus.

»Es ist ihre Stiefschwester,« sagte Frau von Gandern, »aus meiner ersten Ehe.«

»Aber kein leibliches Kind könnten wir lieber haben!« rief der Onkel.

Viktor fühlte, wie auf einmal sein Blut wieder fröhlicher durch die Adern lief und eine große Erleichterung über ihn kam, und da man wieder in ihn drang, fing er wieder an zu erzählen. Viel farbiger, viel freudiger als bisher. Er wollte gerade die sonderbare Ankunftsszene in Moskau breit und mit allen Einzelheiten berichten, da bekam Onkel Philipp einen solchen Hustenanfall, daß Viktor erschrocken aufsprang; und da der Husten

nicht aufhörte, trat er besorgt zu dem Onkel. »Dummkopf!« flüsterte der, »Mund halten! Daß du dich nicht unterstehst, davon zu sprechen.«

»Und wie war das, als ihr ankamt?« fragte Frau Sidonie mit glänzenden Augen.

»O, nichts Besonderes,« erwiderte Viktor. »Die beiden stiegen sehr schnell aus und wurden von einer Masse Leute geleitet.«

»Und ich stand in der Nähe,« knurrte der Onkel, der sich schon wieder von seinem Husten erholt hatte.

»Vielleicht ist sie noch hier in Moskau,« sagte Frau Sidonie und starrte schmerzlich

ins Weite. »Hier in der Nähe, atmet dieselbe Luft mit uns und bleibt uns doch so fern.«

»Sorgen genug hat sie uns ihr Lebtage gemacht, das weiß der Himmel,« seufzte der Onkel und blickte bekümmert auf seine Frau. Sie stand auf, schlang die Arme um ihn und meinte: »Du mußt so viel Geduld haben mit mir . . . «

»Mit dir?« fiel der Onkel ein. »Mit dir? Nicht die Spur.«

Frau Sidonie lächelte leicht. »Gewiß, Lieber, mußt du das. Ich weiß das ganz gut. Schon, daß es mit der Freude bei mir nicht

mehr weit her ist, daß du so selten eine heitere Frau hast.«

»Na, na,« unterbrach Philipp. »Mach's nicht ärger, als es ist. Bist wahrlich tapfer genug.«

Frau Sidonie strich ihm über die Stirn. »Ich weiß, wie schwer dir das ist, Guter, diese Atmosphäre jetzt bei uns, der du Leben und Freude so gern um dich hast.«

Philipp küßte seiner Frau still die Hand. Sie fuhr fort: »Aber nicht wahr, du hast auch weiter noch Geduld, auch mit Manja.«

»Gewiß, gewiß. Doch freilich —« Philipp strich sich leicht über die Stirn, »ich hätte nichts dagegen, sie käme bald. Sonst ...«

Er brach ab, er mochte das nicht laut sagen, was ihm in letzter Zeit viel Sorgen bereitete, wenn er auf seine Frau sah. Sonst ist's vielleicht zu spät, hatte er sagen wollen. Seine Frau verstand ihn recht gut, auch die andern beiden ahnten seine Sorgen. »Komm, ich führe dich auf dein Zimmer,« sagte er und geleitete Sidonie in den ersten Stock.

»Aber ich begreife nicht, wie konnte Ihre Stiefschwester . . . ? Und was treibt sie denn nun eigentlich!?«

»Sie haben ganz recht, so zu fragen,« erwiderte Olga, »und Sie haben auch ein Recht,

daß Sie endlich die rechte Antwort erhalten. Sonst denken Sie am Ende, Gott weiß was.«

»Ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar ...«

»Aber es ist keine kurze Geschichte, denn damit Sie alles und vor allem Manja recht verstehen, muß ich ein wenig weit ausholen.«

Viktor lächelte. Was konnte ihm lieber sein, als aus Olgas Mund recht viel über ihre Stiefschwester zu erfahren.

»Vielleicht gehen wir lieber ins Freie. Die Luft hier ist so trüb, die Blumen duften so schwer und traurig.«

Die beiden begaben sich in den Garten. Jenseits der Tannen schlängelte sich ein kleines, lustiges Gewässer. Dahin lenkten sie ihre Schritte.

»Wie begeistert Ter Ihnen nachschaut,« meinte Viktor.

»Da hätten Sie ihn erst einmal sehen müssen, als Manja noch hier war. Wir zogen sie gar manchmal damit auf, daß all diese Leute so unglaublich an ihr hingen. Wenn sie gesagt hätte: Ter, spring ins Wasser und ertränke dich für mich, er hätte es sofort getan. Sogar Iwan strahlte übers ganze Gesicht, wenn sie an ihm vorbeiging. Sie hat ihm

einmal Vorstellungen gemacht wegen seines Trinkens. Er hat sich vor ihr gewunden vor Scham und Unglück und wahrhaftig acht Tage keinen Schnaps angerührt. Sogar Katinka vergaß das Schlafen, wenn sie Manjas Schritte hörte. Und wie mit denen ging es mit allen andern. Auch bei den Tieren war's nicht anders. Wir hatten bis vor einem Jahr eine furchtbar böse Dogge. Der Diener, der sie nachts losließ, und der, der sie am Morgen wieder anbinden mußte, zitterten vor Angst, weil das Tier tückisch, bösertig und gewaltig stark war. Sogar nach dem Vater hat es einmal geschnappt. Kam Manja, war das Tier

wie ein Lamm. Es ließ sich schelten, sogar strafen von ihr, wenn auch unter Knurren. Schließlich versorgte sie die Dogge allein, weil sich niemand anders mehr an sie heranwagte und wir sie doch nicht weggeben mochten, da Mama sehr an dem Tier hing, das ihr einmal das Leben gerettet, als bei ihr eingebrochen wurde, kaum, daß ihr Mann gestorben war.«

»Er starb früh?«

»Sie waren kaum zehn Jahre verheiratet.«

Etwas leiser fuhr Olga fort: »Besonders schrecklich war es, als Manja eines Abends, nachdem sie uns nach schweren Kämpfen

mitgeteilt, sie könne nicht anders, sie müsse tun, was ihr das Gewissen gebiete, wirklich uns verließ. Es waren überhaupt furchtbare Zeiten. Was haben wir alle damals gelitten, besonders Mama, und ach, Manja selbst wohl am meisten. Die ganze Nacht unaufhörlich heulte die Dogge, sprang von einem Gitter zum andern, zerrte daran herum und war nicht zu beruhigen. Am andern Morgen erbot sich Ter, sie an die Kette zu legen. Die Dogge biß ihn in den Arm, aber er hielt sich tapfer und legte die Dogge fest. Das Tier nahm von dem Tag an keine Speise mehr, lief meist unruhig an seiner langen Kette auf und ab,

horchte, sah drüben nach dem Wald, fing wütend an zu bellen, lauschte wieder und lief aufs neue hin und her, rastlos, Stunde um Stunde. Am Abend mußten wir sie an der Kette lassen, da sie niemand an sich heranließ. Wieder begann das Heulen, es ging in langgezogenes Klagen über. Entsetzlich war es. Die ganze Nacht. Und am Tag wieder das rastlose Hin- und Herpendeln. Dabei verweigerte sie jede Nahrung. Nach drei Tagen konnten wir es nicht mehr mit ansehen, mit anhören. Mama selbst bat schließlich darum, und so wurde das Tier von seiner Pein erlöst, erschossen.«

Olga brach ab, denn die Erinnerung an jene ersten Tage nach Manjas Fortgehen überwältigte sie.

»Merkwürdig ist nur,« hub sie nach einer Weile wieder an, »daß Manja gar nicht besonders leutselig war, oder wie ich's nennen soll. Auch hatte sie eigentlich nie etwas sehr Sonniges, Heiteres, meist war sie sogar ernst, ein wenig zur Schwermut geneigt. Aber jeder fühlte, daß sie ein Herz für ihn hatte, daß er mit allen Sorgen zu ihr kommen konnte. Schon das ist etwas Großes. Früher nannten wir sie manchmal im Scherz den lebendigen Beichtstuhl. Aber es war nicht einmal richtig,

denn sie nahm nicht nur alles, womit man zu ihr kam, willig auf, sie half auch mit Rat und Tat und scheute nie eine Mühe für eine Sache, wenn sie von ihrer Gerechtigkeit überzeugt war. Und sonderbar,« Olga mußte unwillkürlich lächeln, »von vornherein war es bei ihr ausgemacht, daß stets der Schwächere recht hatte. Mußte sie sich aber einmal vom Gegenteil überzeugen, konnte sie tagelang unglücklich sein. Es wollte ihr gar nicht in den Kopf. Erst wenn es wieder einem andern zu helfen galt, vergaß sie es; und hatte diesmal der Schwächere wirklich recht, dann

war für sie damit sozusagen auch das Unrecht des früheren wettgemacht.«

»Das ist in der Tat ein merkwürdiger Zug.«

»O, Sie als Deutscher,« fiel Olga lebhaft ein, »können sich das gar nicht vorstellen. Das ist echt russisch, das gibt es kaum unter einem andern Volk, dies Von-vornherein-Partei-Ergreifen für den Schwachen. Papa sagt immer, so was könne nur unter einer Autokratie groß werden, und es sei *auch* ein Despotismus, genau wie der auf Thronen. Und er hat gewiß recht.«

»Ihrer Schwester Vater war ein Russe?«

»Gewiß, aus altrussischem Fürstengeschlecht, und er soll gerade gewesen sein wie Manja. Er nahm immer Partei für die Schwachen, Armen und Elenden, auch wenn sie unrecht hatten. Bei ihnen wußte er alles zu entschuldigen, bei den Mächtigen nichts.«

»Es liegt Größe, Heroismus darin, aber ...«

»Russische!« warf Olga ein, »echt russische. Lesen Sie Dostojewskis ›Die Brüder Karamasow‹, das russischste aller russischen Bücher, und Sie werden das verstehn. Manjas Vater kostete dieser Charakterzug die Stellung, das Vermögen.«

»Und Manja?« unterbrach Viktor.

Olga seufzte. »Hoffentlich nicht mehr als das.«

»Bitte, erzählen Sie weiter, Olga.«

»Ja, und eins hätte ich fast vergessen. Auch deshalb waren alle so begeistert für sie, viel mehr als für mich zum Beispiel, und gerade alle kleinen, geringen Leute. Auch das ist für die russischen geringen Leute bezeichnend, das gibt es wohl auch kaum in dem Maß in einem andern Land.«

»Sie sind ja sehr für Rußland begeistert,« meinte Viktor etwas ärgerlich.

»Aber selbstverständlich, und vielleicht gerade, weil ich auch Deutsche bin und nicht nur Russin. Ich meine Manjas Schönheit. Fragen Sie nur Iwan, der doch gewiß kein poetisches Gemüt hat. Für ihn gibt es neben Manja nur noch die Heilige Mutter von Kasan, die beiden sind das Schönste auf dieser Welt. Und Ter gar! Der kann sich überhaupt nur helfen, wenn er Sonne, Mond und Sterne zu Hilfe nimmt.«

Olga hatte sich auf einer Bank niedergelassen, ganz in Gedanken versunken. Leise plätscherten die kleinen Wellen auf dem Gewässer zu Tal, leise bewegte ein leichter Wind die

jungen Äste, die ihr erstes Grün trieben, und führte den Duft der jungen Frühlingsblumen mit sich.

Viktor ließ sich neben seiner Cousine nieder. Beide schwiegen lange Zeit, in ihre Gedanken versunken.

Er merkte nicht, als Olga ihn plötzlich ansah, die Lippen öffnete, sie dann aber wieder schloß und vor sich hinblickte. Wieder schaute sie zu ihm auf. Dann fragte sie: »Sie sahen ja auch Herrn von Rohden. Fanden Sie ihn wohl aussehend?«

Viktor fuhr auf. »Wie meinten Sie? Ach so, ja, allerdings. Gewiß, er sah sehr wohl aus, natürlich.«

»Es ist ein vortrefflicher Mensch,« sagte sie leise, mehr zu sich selbst.

Viktor musterte sie einen Augenblick. »Onkel Philipp scheint anderer Ansicht zu sein?«

Um Olgas Mund legte sich ein herber Zug. Jetzt sieht sie ihrer Stiefschwester direkt ähnlich, dachte Viktor erstaunt. Es fiel ihm zum erstenmal auf.

»Papa kennt ihn nur sehr oberflächlich, er beurteilt ihn zu sehr nach dem, was die Leute über ihn reden, und das ist nicht viel Gutes. Schon deshalb nicht, weil er sie verletzt durch seine meist sehr schroffe, rücksichtslose Art. Auch ist er ein Wahrheitsfanatiker, der nie ein Hehl daraus macht, wenn er jemanden nicht leiden kann,« sagte Olga ruhig und sicher. Der Art, wie sie das vorbrachte, merkte man an, daß sie es sich selbst schon oft in genau denselben Worten gesagt hatte. Dann schwieg sie wieder, sah den Wellen nach, die so lustig plätscherten, unberührt

von allen Sorgen. »Man redet viel Schlechtes von ihm, von dem Leben, das er jahrelang geführt. Manches mag ja richtig sein, gewiß. Aber er ist auch ein anderer als die andern, und wer weiß, warum er so allen Zerstreuungen nachging.« Sie sah Viktor voll an. »Ich glaube, er hat viel Schweres hinter sich.«

»Mag schon sein,« erwiderte Viktor reichlich zerstreut, denn ihn interessierte es viel mehr, noch weiteres über Manja zu hören. Was ging ihn Herr Müller, Herr von Rohden oder wie der Mensch sonst hieß, an.

»Schon daß er alles im Stich ließ, um Manja zu folgen,« fuhr Olga fort, »schon das spricht sehr für ihn.«

Da horchte Viktor auf. »Wie? Was? Warum denn?« fragte er erregt.

»Ich bat ihn darum,« erwiderte Olga, »ich hatte meine Gründe dafür.« Sie atmete hoch auf. »Und er handelt genau, wie ich gedacht. Ich habe recht behalten, ich wußte es ja.«

»Darf ich fragen, weshalb . . . ?«

Aber Olga fuhr fort, ohne auf Viktors Frage zu achten. Es war, als hätte sie diese überhaupt nicht gehört, weil sie zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt war. »Er wird

Manja verstehen lernen, für die er früher oft Worte hatte, die mich schmerzten . . . er wird Manja lieben lernen . . .«

Viktor sprang auf. »Das glauben Sie? Er! Der!«

»Ihr scheint euch ja sehr angeregt zu unterhalten,« hörten sie plötzlich Herrn von Gandern hinter sich, etwas spöttisch.

Auch Olga sprang auf, beide standen einen Augenblick, wie auf einem Unrecht ertappt.

Onkel Philipp konnte ein leichtes, wohlgefälliges Schmunzeln nicht unterdrücken, als

er beide so verlegen sah. Schau, schau, dachte er, das gefällt mir. Laut aber sagte er: »Entschuldigt nur, daß ich euch störe, aber ich möchte mit Viktor ein Wort reden.«

Olga wandte sich sofort zum Gehen.

»Bist du böse?« fragte Herr von Gandern.

»Aber Papa, warum denn? Ich habe mich sowieso verplaudert, sollte längst bei der Mutter sein.«

»Ich stehe zur Verfügung,« bemerkte Viktor etwas steif, denn es wäre ihm viel wichtiger und lieber gewesen, von Olga noch mehr

zu hören. Ihre Worte über diesen Herrn Müller, wie er ihn jetzt nur noch nannte, ärgerten ihn.

»Natürlich habt ihr von Manja gesprochen?« fragte Herr von Gandern, indem er seinen Arm in den Viktors schob und langsam mit ihm weiterging.

»Allerdings.«

»Sie wird dir nicht übel vorgeschwärmt haben, denn noch nie hat ein Mädchen das andere so bewundert, wie Olga Manja. Sie steht ganz unter ihrem Bann. Stellt sich selbst in den Schatten, damit die Schwester nur ja alle Sonne habe, und ist selbst gewiß

soviel wert wie Manja.« Er sah Viktor herausfordernd an.

»Natürlich,« meinte der kleinlaut, ohne zu verstehen, was das sollte.

»Ich möchte dir unsere Manja nun mal in etwas weniger rosiger Beleuchtung zeigen,« fuhr Herr von Gandern fort. »Ich suche einen Bundesgenossen in dir gegen den Einfluß, den sie immer noch hier hat.« Er seufzte leicht.

»Solange sie hier war, stand ich freilich auch ganz in ihrem Bann.« Das kam so komisch heraus, etwas kläglich und voll leichter Selbstironie, daß Viktor lachen mußte.

»Du hast gut lachen. Aber leb' du mal Jahre mit ihr und bleib stark und selbstherrlich der gegenüber. Das bringt kein Mensch fertig. Ich gehöre doch nicht zu den Weichmäuligen, dafür hat schon mein Schicksal gesorgt, aber ich versichere dir, solange sie hier war, hat sie alles kommandiert, auch mich, wie ich ehrlicherweise bekennen muß.« Onkel Philipp lachte. »Wahrhaftig, es war so. Aber jetzt denke ich doch ein wenig anders, und damit du nicht auch von der allgemeinen Verrücktheit angesteckt wirst, eh' ich mich umsehe, will ich dir das Nötige sagen. Übrigens auch,« fügte er gutmütig hinzu, »damit

du Manja nicht falsch beurteilst. Doch vorher ...« Onkel Philipp griff in seine Joppe und holte ein dickes Zigarettenetui hervor, das er auseinanderrollte wie eine lange Binde. Viktor sah es mit Verwunderung. »Eure windigen Etuis kann ich für meinen Bedarf nicht brauchen,« sagte Herr von Gandern, der Viktors Erstaunen über dies Riesenetui bemerkt hatte. »Dies da hab' ich mir extra bauen lassen, da hinein geht Vorrat für eine halbe Woche. Greif zu, sie sind empfehlenswert, eingeschmuggelt, denn russische Zigarren kann kein Mensch rauchen, auch die verzollten Importen nicht, die unerträglich nach

Schreinerleim schmecken, weil die hohe Zollbehörde es für nötig findet, sie uns nur in Zehnstückverpackung in einem ganz gemeinen, kleinen Schreinerkasten zugänglich zu machen, auf daß wir uns die Importen langsam abgewöhnen und nur noch Zigaretten rauchen.«

Viktor griff schnell zu, schon um dieser Redseligkeit ein Ende zu bereiten, die ihn nervös machte.

Nachdem auch Onkel Philipp seine Zigarre in Brand gesetzt, was ein ziemlich umständliches Manöver war, fing er wieder an. »Also Manja.« Er brach aber sofort wieder ab, um

andächtig den Rauch seiner Zigarre einzuatmen. »Nicht wahr, gut ist sie?«

»Sehr gut.«

»Also,« fing Onkel Philipp von neuem an. »Weißt du, wenn ich mit meinen Frauen zusammen bin, werde ich selbst ganz weibisch. Aber so, Männer unter Männern, ich atme ordentlich auf, mein Junge. Du weißt gar nicht, wie mir das wohltut. Es war wirklich gescheit, daß du herkamst, sehr gescheit. Dein Vater wird dich schön das Gruseln gelehrt haben vor Rußland und mir, was?«

»Aber Onkel, so war das doch nicht. Und dann verzeihe, du wolltest doch eigentlich von deiner Stieftochter reden.«

Onkel Philipp senkte die Zigarre. »Na hör' mal, Stieftochter, das klingt nicht hübsch.«

»Aber sie ist es doch.«

»Na ja, freilich, formell hast du, gewiß recht, aber in Wahrheit . . . na, ja, Junge, man sieht doch, du warst nur kurz mit ihr zusammen, sonst würdest du dich doch anders, herzlicher ausdrücken. Sie ist das gescheiteste und hübscheste Mädchen, das mir noch vorgekommen ist.« Onkel Philipp sah erwartungsvoll zu Viktor auf. Da der aber schwieg,

fuhr er fort. »Da sie von kleinauf großen Verstand zeigte, haben wir ihr die besten Lehrer gehalten, um ihren Wissensdurst zu befriedigen. Unter ihnen war besonders einer, den ich sehr gern mochte, ein hübscher Mensch und sehr gescheit. Wir haben viel miteinander disputiert über dies mögliche, am meisten aber über Rußland, denn darauf kam er immer wieder zurück. Über Rußland debattieren heißt über Politik reden, und seit vielen Jahren nichts anders, als sich über den Nihilismus aussprechen. Manja saß meist dabei. Ich hielt es für unschädlich, ich dachte, ein Mädchen versteht davon doch nicht

viel. Ich täuschte mich aber, ich Dummkopf, denn ich bald hätte merken können, wie ihr das Herz brannte bei unsern Gesprächen. Petrow, so hieß der Lehrer nämlich, war äußerst radikal. Ihr in Deutschland versteht das nicht recht. Bei uns hier sind gerade die besten jungen Leute so radikal. Manchmal legt es sich dann mit den Jahren, aber oft auch nicht.« Der Onkel seufzte. »Meist kommen sie gar nicht zu Jahren, denn eines Tages verschwinden sie in der Peter-Paul-Festung oder gehen in Sibirien früh zugrunde. So beraubt sich Rußland selbst seiner besten Söhne und erhält sich nur die weniger guten Elemente,

die in der Jugend nichts Besseres zu tun wissen, als zu ›leben‹. Nun, Petrow war, wie gesagt, so radikal wie möglich, ich nicht, denn ich sehe nicht ein, weshalb sich unsere besten jungen Leute nutzlos opfern sollen. So stritten wir uns denn fast jeden Abend, und Manja saß meist dabei und hörte zu. Wieder einmal war ein Attentat verübt worden. An dem Tag gerieten wir besonders heftig aneinander, denn ich konnte Petrow nun ja wieder einmal zeigen, wie nutzlos Terrorismus und Radikalismus waren. Sie stützten nur das System, das die jungen Leute vernichten wollten, und dezimierten die Jugend.

Wochenlang wurden damals Haussuchungen über Haussuchungen vorgenommen, Schuldige und Unschuldige abgeurteilt, verbannt, vernichtet. Hat das einen Zweck? sagte ich zu Petrow, nützt ihr damit dem Vaterland? Ihr ruiniert es und euch selbst, das ist alles. Du hast ganz recht, fiel da auf einmal Manja ein. Wir lächelten erst, weißt du, so wie Männer lächeln, etwas nachsichtig und so, es ist ein verdammtes Lächeln. Aber Manja ließ sich dadurch nicht stören. Und wir hörten bald auf zu lächeln, denn wir sahen,

wie intensiv gerade sie sich mit diesen Fragen beschäftigt hatte, ohne daß wir es ahnten. Alles mögliche hatte sie darüber gelesen, und nun setzte sie uns die Sache auseinander. So klar und geschickt, mit allem Für und Wider, daß wir lange Zeit ganz verdutzt und stumm dasaßen und zuhörten. Unglaublich, wie das Mädchel der ganzen Frage nachgegangen war, um ihr auf den Grund zu kommen. Sie verurteilte allen Terrorismus, jedes gewaltsame Vorgehen. Das einzige, was geschehen müsse, was Rußland wirklich dienlich wäre, sei Verbreitung der Bildung. Dazu sollte man sich zusammentun, dazu eine

große Organisation schaffen über das ganze Reich hin, sich dabei auch nicht auf die Russen beschränken, sondern allen Nationen des Ostens, soweit sie nur irgend für Rußland erreichbar seien, in dieser Weise dienen. Hier liege eine große lohnende Arbeit, die zwar nicht schnell zum Ziele führe, auch nicht morgen schon Früchte zeitigen werde, aber das sei auch gar nicht nötig, so etwas brauche Zeit, Entwicklung. Einige Generationen müßten sich dieser Aufgabe weihen in ehrlicher, unermüdlicher Arbeit, dann würde auch der Erfolg nicht fehlen. Wenn ich dir das

so trocken nacherzähle,« meinte Onkel Philipp, »klingt es gar nicht als etwas Besonderes. Aber wie sie es damals zuerst vorbrachte, durchglüht von Begeisterung, es machte auf mich und auch auf Petrow großen Eindruck. Nun, seit jenem Abend war sie nicht mehr stumme Zuhörerin, sondern sie debattierte eifrig mit. Mir machte das, offen gestanden, viel Freude, denn ich liebe solche Unterhaltung. Auch dachte ich wahrhaftig nie, daß aus diesen theoretischen Erörterungen für Manja allmählich ein praktischer Plan heranreifen könnte. Ich erschrak nicht wenig, als

sie dann wirklich mit einem solchen hervortrat.« Onkel Philipp seufzte. »Nun ging unser Unglück an, denn sie war nicht mehr davon abzubringen, daß es ihre Mission sei, diesen Plan zu verwirklichen, für ihn wenigstens positiv zu arbeiten. Ich suchte ihr das auszureden, auch Petrow half mit, denn er meinte und mit Recht, die Regierung würde keinen Unterschied machen zwischen Manjas Plänen und denen der Radikalen, sie würde sie alle in einen Topf werfen und die Freunde der Bildung nicht anders behandeln als

die terroristischen Nihilisten.« Wieder seufzte Onkel Philipp. »Daß Manja sich nicht halten ließ, weißt du ja. Eines Tages ging sie, trotz all meiner Vorstellungen, trotz aller Tränen ihrer Mutter, und seitdem haben wir sie nicht wiedergesehen. Ich glaube,« fügte er leise hinzu, »sie läßt sich nicht mehr bei uns blicken, weil sie jetzt auch weiß, daß sie in den Augen der Behörde nichts ist als eine staatsgefährliche Nihilistin, die sie aus dem Wege räumen wird, sowie sie ihrer habhaft wird, und die sich bei uns nicht mehr zeigen kann, um nicht auch uns zu gefährden ... Ob wir sie je wiedersehen werden? Ich bin

in großer Sorge um sie. Meine einzige Hoffnung ist, daß sie doch noch erkennt, ihr Plan, so groß und edel er sein mag, ist nicht durchführbar. Schon deshalb nicht, weil ihn immer wieder hirnverbrannte Gesellen durchkreuzen werden, die eine Kugel oder eine Bombe für wirksamer halten als alle langsame, ernste Arbeit. Freilich, seitdem sie in der Bewegung Einfluß gewonnen, ist kein Attentat mehr vorgekommen, und daran sehe ich die Größe ihres Einflusses. Aber eines Tages wird sich das ändern, und dann . . . «

Aufmerksam hatte Viktor zugehört. Auf einmal fiel ihm Herr Müller ein. Wieder bemächtigte sich seiner eine grenzenlose Eifersucht, zumal nach den Worten, die Olga vorhin gesagt hatte, und er fragte: »Und was tut denn dieser Herr Müller in ihrer Nähe?«

»Wer?« fragte Onkel Philipp.

»Nun, dieser Herr von Rohden, oder wie er heißt!«

»Ach so, der! Na ja, das ist wohl sein neuester Sport, seine neueste Sensation. Außerdem glaubt er Olga dadurch zu imponieren. Haha, und er hat es sich nun einmal in den

Kopf gesetzt, mein Schwiegersohn zu werden. Er irrt sich aber gewaltig, der Herr. Für den ist mir meine Tochter denn doch zu gut, für einen so unzuverlässigen Lebemann, bei dem man nie weiß, wie lange eine Laune gerade dauert.«

»Olga sagte vorhin, sie glaube, er interessiere sich für ihre Schwester.«

»Was?« Onkel Philipp war sehr überrascht. »So, so . . . Hm, wenn Olga das sagt, dann ist sie selbst jedenfalls kuriert . . . « Er brach ab, reichte Viktor die Hand und meinte: »Junge, du weißt nicht, wie angenehm es mir ist, daß Olga das gesagt hat.«

»Ja, aber würdest du es denn zulassen?« rief Viktor empört.

»Um Manja ist mir nicht bange, die weiß sich selbst zu helfen. Außerdem, nun ja, Rasse hat der Rohden schon, auch Geist, in einer festen Hand könnte schon noch was aus ihm werden.«

»Aber Manja!« rief Viktor wieder.

»Um die brauchen wir uns keine Sorge zu machen, wirklich nicht, die weiß, was sie tut ... Nur um Olga war mir bange,« sagte er leise vor sich hin. Viktor war empört, aber er konnte, er durfte nicht mehr sagen, sonst erriet vielleicht der Onkel, wie es um ihn stand.

Als gegen Abend Onkel Philipp einspannen ließ, um in die Stadt zu fahren, wo er zu tun hatte, entschloß sich Viktor, mitzufahren, denn die innere Unruhe trieb ihn weg von diesem stillen Haus, in das Manja gewiß nicht kam. In der Stadt, vielleicht, ein Zufall. Viktor wollte vor sich selbst nicht zugeben, daß er es plötzlich nur deshalb so eilig hatte, nach Moskau zu kommen. Aber es war doch so. In der Dshamgarow-Passage trennte er sich vom Onkel, denn es war gewiß ein Vergnügen, mit Onkels Gespann wie der Wind durch die Straßen zu rasen, aber sehen, erkennen konnte man dabei niemand.

»Willst du's wirklich allein wagen?« fragte Onkel Philipp verwundert.

»Aber gewiß, ich bin doch kein kleines Kind, und weiß ich gar nicht mehr ein und aus, nehme ich mir eine Droschke.« – »Is-woschtschik,« warf Onkel Philipp ein. – »Ja-wohl,« entgegnete Viktor, »und fahre zu euch zurück.« – »Wenn du Appetit bekommst, empfehle ich dir den Sslawjanskij-Bazar oder die Eremitage. Französisch genügt für beide.« – »Danke,« sagte Viktor. Onkel Philipp tippte mit dem Stock dem feisten Kutscher leicht an die rechte Schulter, und das Gefährt entschwand um die nächste Ecke.

Langsam schlenderte Viktor durch die Straßen. Ab und zu fesselte ihn eine Auslage. Er blieb stehen und besah sich die Sachen, scheinbar sehr interessiert. Dann erregte ein Mushik in Bastschuhen seine Aufmerksamkeit, ein Priester in langem Rock, Griechen mit rotem Fez, Perser in schwarzen Lammfellmützen, Tataren in der schönen Tscherkessentracht. Das alles wand sich über die schmalen Trottoirs, hastete oder schlenderte gemächlich durch den heranbrechenden Abend, bewacht von unzähligen Gorodowois (Schutzleuten), umlauert, umspäht von diesen hundert wachsamen Augen. So schien es

Viktor wenigstens, der auf einmal eine große Abneigung gegen diese Menschen empfand, die so fabelhaft brutal und roh dreinsahen. Auf den schlecht gepflasterten holprigen Straßen rasten in einem unglaublichen Tempo Wagen aller Art vorüber und vollführten einen Heidenlärm, der an den Straßenecken und Übergängen noch vermehrt wurde durch das laute Geschrei der Straßenhändler, die tausenderlei Dinge feilhielten, durch die lärmenden Possylnyje (Dienstmänner) mit roten Mützen, roten Kragen und meist auch sehr roten Gesichtern, die ihre

Dienste anpriesen, durch die Droschkenkutscher, die, wenn sie nicht besetzt sind, den Fremden fast vom Gehsteig herunterfahren, um ihn für ihre Kalesche zu gewinnen, und einander durch lautes Schreien in den Preisen unterbieten. Und in diesem Durcheinander glaubte Viktor, jemand finden, jemand erkennen zu können? Das war einfach unmöglich. Und da ihn all der Lärm bald ermüdete, stieg er in eine der schmalen Iswoschtschiks, die schon fünf Minuten neben ihm herfuhr, und ließ sich zur Eremitage fahren, da er den Namen des andern Restaurants inzwischen wieder vergessen hatte.

Viktor atmete erleichtert auf, als er die lichten, weiten, vornehmen Räume betrat, in denen die Kellner auf geräuschlosen Schuhen in weißen Anzügen hin und her huschten. Kaum aber hatte er sich an einem kleinen Tisch niedergelassen, fuhr er erschrocken wieder auf, weil plötzlich das Riesenorchester zu spielen anfing. Viktor seufzte. Ohne Geräusch scheint man hier überhaupt nicht leben zu können. Er ließ sich eine Speisekarte geben und vertiefte sich in ihren vielversprechenden Inhalt.

»Guten Abend, Herr Baron!«

Viktor sah sich erstaunt um. In seiner Nähe stand Herr Müller. Viktor errötete vor Freude und war äußerst liebenswürdig.

»Bitte, Herr von Rohden, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen?«

Rohden nahm an, lächelte und meinte: »Aus Ihrer Anrede ersehe ich, daß bei Ihren Verwandten schon von mir die Rede war. Na, viel Gutes werden Sie nicht vernommen haben.« Es sollte lustig klingen, aber Viktor bemerkte doch, welch starke Spannung dabei auf Rohdens Gesicht lag. Doch er hatte ja im Augenblick gar keinen Anlaß, Rohden die Stimmung zu verderben. Im Gegenteil,

gut wollte er ihn stimmen, um möglichst viel von Manja zu hören. Nachdenklich prüfend sah er ihn einen Moment an. Vornehm, fein, elegant, männlich, gescheit sah er aus, mußte sich Viktor bekennen, obwohl er es nicht gerade gern tat. Rohden lächelte sarkastisch. »Ihr Schweigen redet Bände.«

»Da verstehen Sie es durchaus falsch, verehrter Herr von Rohden, ganz anders ist es gemeint, meine Cousine . . . «

»Was sagte sie?« fiel Rohden ein.

»Sehr viel Schönes, ich darf Sie aber nicht eitel machen.«

Wie hübsch er eben aussieht, dachte Viktor, während Rohden sinnend vor sich hinsah.

Er richtete sich plötzlich energisch auf, als schüttele er etwas ab, das er nicht deutlicher sichtbar werden lassen wollte ... »Und wie befinden sich Onkel und Tante? Sie müssen schon verzeihen, aber wahrscheinlich wissen Sie ja, daß ich früher häufig dort verkehrte. Ich nehme wirklich allen redlichen Anteil an dem ganzen Haus, dem ich manches Schöne verdanke.«

»Onkel Philipp ...«

»Brummt!« fiel Rohden energisch ein und setzte wieder sein sarkastisches Gesicht auf. »Aber meint es stets gut und ist in allem ein Gentleman,« fuhr er schnell fort, da er sah, daß Viktor von dem burschikosen Ausdruck nicht sonderlich erfreut war. »Vor allem aber, wie fühlt sich Frau von Gandern?« warf Rohden eifrig hin, um auf ein ihm sympathischeres Thema zu kommen, denn wenn er an Herrn von Gandern dachte, wurde er stets gereizt, auch ungerecht und hart, wie er selbst recht gut wußte.

Nun hatte Viktor die beste Gelegenheit, von Manja zu reden, und er benutzte diese Gelegenheit auch sofort.

Es ergab sich bald ein etwas merkwürdiges Gespräch, denn während Viktor immer mehr über Manja erfahren wollte, bemühte sich Herr von Rohden, stets aufs neue von Frau von Gandern zu sprechen, um so unauffällig wieder etwas über Olga erfahren zu können, die er schon so lange nicht mehr gesehen hatte. Dabei taten beide, als ginge ihnen das Gespräch gar nicht so besonders nahe, als sei es mehr durch die Verwandtschaft Viktors mit der Familie, die sie ja nun

beide kannten, verursacht, als durch tieferes, persönliches Interesse. Und weil sie beide so taten, diesen Grund zu ihrem langen Gespräch keinen Augenblick aus dem Auge ließen, wie man eine Mauer nicht aus dem Auge läßt, wenn man sie als Deckung benutzt, so glaubte wenigstens jeder, der andere müßte davon überzeugt sein, es handle sich nur um ein Gespräch, wie es die Höflichkeit in dieser Situation gebot, da es für sie ja sonst kaum einen Gesprächsstoff gab, der ihnen beiden gemeinsam war. Und weil das der eine vom andern glaubte, glaubte es schließlich auch jeder von sich selbst und war von

seiner Klugheit höchst befriedigt. Als aber dann das Souper aufgetragen wurde und diese »Unterhaltung« damit vorläufig ein Ende nahm, hatten beide zu gleicher Zeit ein etwas unangenehmes Gefühl, wie es sich einstellt, wenn man sich bewußt wird, daß man nicht ganz ehrlich miteinander verfahren ist. Um so mehr suchten sie liebenswürdig zu sein.

»Könnte ich die Stiefschwester Olgas nicht bald einmal sprechen? Ich möchte ihr doch gerne von Haus erzählen,« meinte Viktor.

Rohden sah sein Gegenüber einen Augenblick durchdringend aus seinen scharfen,

grauen Augen an. Was soll diese umständliche Umschreibung, dachte er und erwiderte laut: »Manja wird sich gewiß freuen, Sie wiederzusehen, denn sie hängt sehr an ihrer Familie und besonders an ihrer Stiefschwester.«

Warum sagt er nicht Olga? dachte Viktor mißtrauisch. Warum diese Umschreibung? Daß er vorhin ähnlich geredet, war ihm gar nicht bewußt geworden. In diesem Augenblick waren sich beide recht unsympathisch, und sie hätten es sicherlich auch gezeigt, hätte nicht der eine den andern für seine Zwecke so nötig gehabt.

»Ich könnte Ihnen morgen eine Gelegenheit verschaffen, Manja zu sprechen,« meinte Rohden nach einer Weile.

»Olga wird sich sicher sehr freuen, wenn ich Neues von ihr erzählen kann,« sagte Viktor.

»Es ist freilich eine etwas gewagte Geschichte,« wandte Rohden langsam ein, »und ich weiß nicht mal, ob Manja mit mir zufrieden sein wird, wenn ich Sie dahin mitbringe.«

»Das kann ich selbstverständlich nicht beurteilen, wenn Sie sich nicht ein wenig näher erklären,« antwortete Viktor kühl und gemessen.

»Es ist auch nicht ungefährlich,« begann Rohden wieder. »Sie dürfen mich nicht mißverstehen, ich stelle natürlich nicht Ihren Mut in Frage, das liegt mir durchaus fern, ich würde Ihnen sogar gar nicht mit diesem Vorschlag gekommen sein, wenn ich davon nicht überzeugt wäre, denn wenn Sie morgen meiner Aufforderung Folge leisten, kann sehr leicht eine Situation kommen, wo man all seinen Mut zusammennehmen muß. Aber

auch ein Augenblick, wo persönlicher Mut gar nichts hilft. Sie kennen die russische Polizei noch nicht, und ich weiß nicht –« wieder fiel ein durchdringender Blick der grauen Augen auf Viktor – »ich weiß nicht, ob es Manjas Schwester lieb sein wird, wenn Sie durch meine Vermittlung die Bekanntschaft der russischen Polizei machen sollten, was in meiner Nähe nie ausgeschlossen ist.«

Viktor tat ihm nicht den Gefallen, er schwieg.

»Jedenfalls bringen Sie Ihren Paß mit. Es ist in Rußland immer gut, sich als Ausländer ausweisen zu können.«

»Ich werde nicht verfehlen . . . und wo darf ich Sie erwarten?«

»Kennen Sie die Kapelle der Iberischen Mutter Gottes?«

»In der Nähe des Kreml?« fragte Viktor.

»Richtig. Warten Sie auf der westlichen Seite, in der Nähe des Historischen Museums, auf mich. Sie werden mich zwar nicht erkennen, da ich mich etwas maskieren muß. Aber ich werde fünfmal hintereinander das Kreuz schlagen und dabei den Namen . . . ja warten Sie, welchen Namen doch gleich? . . . Hm, sagen wir Amanda murmeln.«

»Wie? Welchen Namen?« fragte Viktor fast bestürzt.

Rohden sah erstaunt auf. »Es ist doch ein guter deutscher Name, nicht wahr? Deshalb wählte ich ihn. Er fiel mir zufällig gerade ein.«

»Allerdings, gewiß,« beeilte sich Viktor zu erwidern. Aber beunruhigt war er doch über diesen Zufall, der ihn plötzlich so lebhaft an zu Hause und an die kleine Brunek erinnerte.

»Wissen Sie, hier in Rußland wird selbst ein aufgeklärter Deutscher, wie ich, ein wenig abergläubisch. Vor der Iberischen Gottesmutter spann mein Schicksal schon einmal einen Faden, der zu einem Glück führte. Deshalb wählte ich den Ort zu unserer Zusammenkunft als ein glückliches Omen. Aber nehmen Sie nicht zuviel Geld mit und hüten Sie sich vor Taschendieben! Nirgends in ganz Moskau wird soviel gestohlen als gerade im Angesicht dieser Mutter Gottes, die eine der am meisten Verehrten im ganzen Reich ist. Auch das ist russisch!«

Man sprach noch eine Weile, ohne aber recht warm zu werden, denn jeder hing seinen Privatgedanken nach.

»Soll ich von unserm Zusammensein reden?« fragte Viktor, indem er sich erhob.

»Besser nicht,« meinte Rohden. »Später vielleicht, wenn alles glücklich von Stapel gegangen.«

»Sie tun ja sehr gefährlich.«

»Abwarten, Herr Baron. Der Krug geht solange zum Wasser, bis er bricht. Und jedesmal, wenn er wieder dahingeht, hab' ich die Empfindung, diesmal wird er brechen. Bis jetzt sah ich noch immer zu pessimistisch,

das geb' ich zu. Ich sage es mir auch oft genug. Aber weiß der Henker, wenn ich mit meinem Pessimismus doch einmal recht behielte, nur einmal, es wäre schon zu viel.«

Wie besorgt er um Manja ist, dachte Viktor, und wieder regte sich heftige Eifersucht.

Herr von Rohden hatte sich erhoben. »Also bis morgen abend neun Uhr. Ich begleite Sie lieber nicht auf die Straße. Vorsicht ist immer gut.«

Als sie sich verabschiedet hatten, dachte Viktor: Weiß Gott, er interessiert sich ernstlich für Manja. Rohden aber dachte, indem er ernst hinter der schlanken Gestalt hersah:

Olga wird sich doch nicht am Ende . . . Lieber . . . lieber . . . lieber soll mein Pessimismus diesmal siegen und alles zugrundegehen! –

Es war schon neun Uhr vorbei, und Viktor wartete immer noch vergeblich auf Herrn von Rohden. Es wird doch nicht jetzt schon ein Unglück passiert sein? dachte er, unruhig auf und ab gehend. Er horchte. Eine große Volksmenge schien sich der Kapelle der Iberischen Gottesmutter zu nähern, schon von weitem hörte man wie ein fernes Rauschen die Schritte und die Stimmen vieler Menschen. Langsam kam es näher. Ein seltsamer Zug! Auf einem sechsspännigen, vornehmen

Wagen, geleitet von Dienern in goldfunkelnden Livreen, wurde ein Bild nähergefahren. Den Wagen begleiteten unzählige Menschen, Gebete murmelnd, sich immer wieder bekreuzigend. Auch die Leute, die zufällig den Weg des Wagens kreuzten, verneigten sich ehrerbietig tief zur Erde und schlugen ein Kreuz. Vor der Kapelle machte der Zug halt, das Bild wurde von seinem Wagen gehoben und in die Kapelle getragen. Plötzlich fühlte Viktor, wie jemand nach seiner Tasche griff. Aha, ein Taschendieb, dachte er und faßte energisch zu. »Zum Donner, Sie haben eine feste Hand, Baron, hätte ich Ihnen gar nicht

zugetraut, lassen Sie doch los.« Viktor lachte, denn er erkannte Rohdens Stimme. »Pardon, pardon!«

»Der Zug dort hat Sie so beschäftigt, daß Sie auf mich nicht achteten. So suchte ich mich denn auf diese Weise verständlich zu machen, eine Weise, die hier nichts Aufseherregendes hat,« flüsterte Rohden. »Folgen Sie mir langsam, ich habe mich sowie so schon etwas verspätet, es ging aber leider nicht anders.«

Langsam schritt Viktor hinter Herrn von Rohden her, den er niemals erkannt haben würde, so geschickt hatte er sich verkleidet,

für Viktors Augen wenigstens. In einer kleinen Seitengasse machte Rohden einen Augenblick halt, bis ihn Viktor erreicht hatte, und nun gingen sie nebeneinander weiter . . .  
»Sie haben sich da vorhin über den merkwürdigen Aufzug vor der Kapelle gewundert. Sehr begreiflich, denn wie könnte ein europäischer Mensch auf die richtige Erklärung dieses Vorganges kommen. Das Bild, das man da so feierlich trug, war die Iberische Gottesmutter, die jedermann, der Geld hat, gegen das entsprechende Trinkgeld ins Haus gebracht wird, zu Kranken, auch zu Hochzeiten, und was sonst so feierliche Augenblicke

im Menschenleben heißen. Da die Iberische Gottesmutter aber eine sehr vornehme Dame ist, wird sie, wie Sie ja sehen, auch entsprechend eskortiert. Während sie unterwegs ist, leistet an ihrer Stelle drinnen in der Kapelle eine Kopie dieselben Dienste wie das Original. Naiv, was?»

»Gewiß, aber es liegt gerade in dieser Naivität doch etwas Ergreifendes,« meinte Viktor.

»Freilich, auch das läßt sich hören. Übrigens muß es sich um einen besonders vornehmen Besuch gehandelt haben, denn für

gewöhnlich pflegt das Bild nicht mehr nach sechs Uhr abends auszufahren.«

»Wohin führen Sie mich denn eigentlich?« fragte Viktor.

»Ach so, ja. Gewiß, ein wenig muß ich Sie schon im voraus instruieren, sonst wird Ihnen das Ganze noch spanischer vorkommen als die Ausfahrt der Iberischen Gottesmutter. Zunächst also: nicht in eine Spelunke, wie Sie vielleicht erwartet haben, sondern in einen Palast, und zwar einen der reichsten und vornehmsten in Moskau. Ich werde Ihnen auch den Namen der Besitzer nennen,

nur muß ich Sie bitten, den Namen für sich zu behalten.«

»Mein Ehrenwort,« erwiderte Viktor.

»Wir gehen zum Fürsten Minkow, einem der eifrigsten Freunde unserer Sache, das heißt, es ist eigentlich nicht so sehr meine als die Manjas und ihrer Freunde. Meine jedenfalls nicht aus irgend welchen Weltanschauungs- oder Weltverbesserungsgründen, denn von beiden halte ich im allgemeinen gleich wenig, offen gestanden.«

»Also um Manjas willen?«

»Wenn Sie wollen, ja.«

Da hab' ich's, das ist nicht mehr weit von einer Liebeserklärung, dachte Viktor, dem sich das Herz zusammenzog. »Und worum handelt es sich dort eigentlich?« fragte er laut.

»Nur nicht gleich so laut,« bat Rohden, »immer leise, es ist gar nicht nötig, daß irgendein Passant etwas von unserm Gespräch versteht.«

»Wir reden ja deutsch,« warf Viktor ein, dem diese Geheimnistuerei doch etwas gar zu übertrieben vorkam.

»Andere Leute verstehen auch deutsch,« erwiderte Rohden trocken, »gerade solche,

die wir nicht brauchen.« Ganz leise flüster-  
te er: »Schauen Sie nur einmal dort drüben  
in der Nähe der Laterne!«

»Ein Betrunkener,« erwiderte Viktor, ohne  
ein leises, etwas spöttisches Lächeln ganz un-  
terdrücken zu können.

»So? Glauben Sie? Nun, haben Sie im Le-  
ben schon einmal einen Betrunkenen gese-  
hen, der in so völlig gleichmäßigen Zickzack-  
schritten einerschwankt? Soweit ich mich  
erinnere, pflegen diese Schritte unregelmä-  
ßiger zu sein bei einem, der wirklich betrun-  
ken ist. Und glauben Sie, der spiele hier in

der abgelegenen Gasse zu seinem oder unserm Privatvergnügen den Betrunkenen?»

Viktor errötete leicht und mußte der scharfen Beobachtungsgabe seines Begleiters Bewunderung zollen. In der Tat, nachdem er darauf aufmerksam gemacht worden, kamen ihm die Bewegungen des Mannes auch unnatürlich vor.

»Er spielt den Betrunkenen wirklich sehr ungeschickt,« spöttelte Rohden, und eh' sich Viktor dessen versah, eilte er auf die andere Seite der Gasse und redete den scheinbar Betrunkenen russisch an: »He, Väterchen, Ihr macht Eure Sache aber schlecht. Werdet

Ihr so übel bezahlt, daß Ihr Euch nicht mal mehr einen ehrlichen Rausch leisten könnt? Da nehmt,« Rohden zog einen Rubel hervor, »und trinkt wenigstens erst, wenn Ihr den Betrunkenen spielen wollt, daß man Euch die Nüchternheit nicht mehr schon auf zehn Werst ansieht.« Der Angeredete war so verblüfft, daß er ruhig, ohne ein Wort zu erwidern, den Rubel annahm, alle Betrunkenheit vergaß und langsam weiterschlich. Laut lachend wandte sich Rohden wieder zu Viktor.

»War das nicht gefährlich?« flüsterte er jetzt leise.

»Keine Spur. Erstens hat er nun einen Rubel, den er vor allem vertrinken wird, und zweitens schämt er sich so seines Untalents, daß er für heute genug vom Herumspionieren hat.«

Wieder nach einer Weile, als man um eine Ecke bog, raunte Rohden: »Sehen Sie sich mal dort den Dienstmann an. Hat man schon je gesehen, daß sich Dienstmänner gerade in einer Gasse aufstellen, wo sie sicher sein können, daß sie höchstens einmal in der Woche auf jemanden stoßen, der ihrer Dienste bedarf?«

»He, du da!« rief Rohden barsch. Der Mann kam näher. »Weihe der Iberischen Gottesmutter eine Kerze, daß du hier in dieser Gasse jemanden triffst, der deiner bedarf. Da, trage dies Päcklein in meine Wohnung.« Rohden zog ein kleines Päckchen aus seiner Überziehtasche, nach dem der falsche Dienstmann etwas verlegen, langsam griff. »Doch halt, zeige mir erst deine Marke, denn wer weiß, ob du nicht ganz wer anders bist als ein Dienstmann,« sagte Rohden spöttisch. Da nahm der Mann eilig Reißaus. »Da haben wir's,« brummte Rohden. »Unzweifelhaft hat

die Polizei Wind bekommen, daß etwas vorgeht, nur scheint sie noch nicht ganz genau zu wissen, wo und was, denn noch sind wir ziemlich weit weg von dem Palais.«

Eine Weile gingen beide schweigend weiter. Als sie wieder um eine Ecke bogen, stieß Rohden einen leisen, aber durchdringenden Pfiff aus. Sofort hörte man einen Wagen näherrattern. »Verdammtes Pflaster!« schimpfte Rohden, »alles hört man auf ihm!« Die beiden sprangen hinein, und ohne daß Rohden dem Kutscher ein Ziel mitgeteilt, fuhr er in scharfem Trab vondannen.

»Jetzt lachen Sie mich, bitte, nicht wieder aus, wenn ich aufs neue einen kleinen Toilettenwechsel vornehme,« sagte Rohden, und Viktor sah verwundert, wie Rohden den Rücksitz aufschlug, der eine Kleiderlade enthielt, der er einen Smoking, einen frischen Kragen und eine schwarze Binde entnahm. Dann klebte er sich noch einen kleinen Backenbart an, der sich ebenfalls in der Lade befand. Währenddem plauderte er mit Viktor. »Sie fragten vorhin, worum es sich eigentlich handle bei der Zusammenkunft, zu der ich Sie führe? Nun, sagen wir, um eine Teegesellschaft. Für den Uneingeweihten

wenigstens wird es so aussehen, eine vornehme Teegesellschaft, die sich zusammengefunden, um zu plaudern, zu medisieren und dergleichen. Wenn jemand ungesehen zuschaut oder unerwartet einträte, würde er nichts anderes sehen. In Wirklichkeit handelt es sich natürlich um etwas anderes. Sie werden die bekanntesten Nihilisten zu sehen bekommen, eine interessante Gesellschaft, wie Sie sie schwerlich schon gesehen haben und schwerlich wiedersehen werden. Es sei denn, daß Sie zu ihrer Ansicht bekehrt würden. Es sind Leute mit sehr merkwürdigen Schicksalen darunter, und da ich mich dort auch nur

sozusagen als Gast fühle, werde ich Ihnen das Nötige dann erzählen, wenn es Sie interessiert!«

»Aber gewiß, sehr, ich bin Ihnen sehr dankbar.«

»Sie haben gar nicht soviel Ursache dazu, wie Sie vielleicht glauben, denn offen gestanden, es ist mir recht lieb, daß Sie dabei sind. Sonst bin ich nämlich der einzig Nüchterne und ärgere mich oft gräßlich über all die edlen Verstiegenheiten, die dort ausgeheckt werden.«

Weshalb bleiben Sie nicht weg? wollte Viktor schon fragen. Doch er besann sich noch rechtzeitig. Er glaubte ja zu wissen, weshalb.

»Käme aber einer zu ganz ungelegener Zeit in den Saal,« fuhr Rohden fort, »so wäre das Schlimmste, was er sähe, daß die Leute auf den Knien lägen und beten.«

»Wie, verstehe ich recht?« fiel Viktor erstaunt ein. »Sind diese Leute denn zugleich auch fromm?«

»Die meisten nicht,« erwiderte Rohden, indem er sorgsam seinen falschen Bart prüfte, ob er auch gut saß. »Einige Duchoborzen und Malakaner sind freilich unter ihnen, seitdem

die Nihilisten Volksbildung auf ihre Fahne geschrieben haben, seitdem wenigstens unter dieser wichtigsten Moskauer Gruppe der Terrorismus, die Gewalt, verpönt ist. Übrigens ein Verdienst der Halbschwester Ihrer Cousine,« fügte Rohden lässig hinzu, indem er einige Papiere in seinen Smoking schob. »Das kniende Beten zu Anfang und zu Schluß unserer Teegesellschaft geschieht hauptsächlich mit Rücksicht auf das Dienstpersonal im Hause des Fürsten.«

»Das verstehe ich aber wirklich nicht,« meinte Viktor.

»Es ist sehr einfach zu erklären. Das Personal vermutet doch natürlich mancherlei über diese Teegesellschaften bei ihrer Herrschaft, die früher nicht Mode waren, bei denen auch ab und zu Personen auftauchen, denen man es ansieht, daß sie weder zu der Verwandtschaft noch zu dem Freundeskreis des Fürsten gehören. Das Personal schwatzt natürlich auch darüber. Verlassen kann man sich jedenfalls nicht auf die Leute, auch nicht darauf, daß nicht einer der Diener oder Dienerinnen von der Polizei, die hier überall ihre Hände hat, bestochen oder eigens unter das Personal als Kutscher oder dergleichen

ins Haus bugsiert worden ist. Nun sind ja in Rußland, wie Sie wissen, auch alle sektiereri-schen Bewegungen und Versammlungen ver-boten. Nehmen hochgestellte Persönlichkei-ten an derlei teil, drückt man freilich wohl eine Zeitlang ein Auge zu, obwohl man auch dessen nicht lange sicher sein kann, denn schließlich hat auch ein Fürst Minkow Fein-de, Neider, die ihm gern, wenn die Gelegen-heit gerade günstig, ein Bein stellen. Kurz, man fingiert eben hier als das kleinere Übel eine Betgemeinschaft. Verraten es die Dienst-boten, kommt es sonstwie heraus, steckt es ein falscher Freund der Polizei, so kostet es,

wenn diese das Nest aufhebt, vielleicht nur einen Verweis oder nur eine Verbannung aus Rußland oder nach Transkaukasien, wenigstens nicht gleich Deportation nach Sibirien oder den Kopf. Wenn man freilich bei so einer Zusammenkunft einen bekannten Nihilisten erwischte oder sonst Unrat witterte, mein Gott, dann hilft schließlich auch das auf den Kniengelegenhaben nicht mehr viel ... Na, dann ist's überhaupt aus, Schluß.«

Der Wagen fuhr langsamer.

Viktor schüttelte verwundert den Kopf.

»Ja, der Kampf ums Dasein, auch ums politisch freiere Dasein, treibt wunderliche Blüten,« lächelte Rohden. »Doch sehen Sie zum Fenster hinaus, gleich sind wir da.«

Man näherte sich einem hellerleuchteten Palast. Der Wagen konnte nur Schritt fahren, weil andere Wagen vor ihm nur langsam vorwärts kamen zur Auffahrt, die dicht von allerhand gaffendem Volk umlagert war, mit dem die liebe Polizei ihre liebe Not hatte, daß es vor lauter Neugier nicht unter die Räder geriet. »Sehen Sie, das ist doch wenigstens eine kleine, ganz nette Ironie, wie die Polizei uns dienen muß,« lächelte Rohden.

»Aber mein Gott, ist denn das nicht gar zu riskant, so offen . . . !« Viktor schaute verwundert auf den festlich erhellten Palast.

»So versteckt man sich am sichersten,« spöttelte Rohden. »Übrigens fahren nicht alle Gäste hier so festlich, feierlich vor. Es gibt auch Hinterpförtchen. Sie werden zugeben, daß bei dieser Beleuchtung und dieser Aufahrt keiner so leicht gerade an die denkt.«

Viktor nickte. Der Wagen hielt, sie stiegen aus, von einem silberbetreßten dicken Portier mit schwarzem Dreimaster empfangen, der mit einem schweren Ebenholzstab sie feierlich in die Vorhalle wies.

»Ihren Paß haben Sie wohl nicht vergessen?« fragte Rohden, während sie langsam auf der breiten Marmortreppe in den ersten Stock stiegen.

»Ich habe ihn bei mir, da Sie es rieten,« erwiderte Viktor, der interessiert um sich sah, ein wenig verwundert über dies prächtige geräumige Treppenhaus. In den Wänden waren alte, prunkvolle Gemälde eingelassen, deren Umrahmung nur so funkelte im Licht der Kerzen. Dieser Prunk wirkte gar nicht aufdringlich, er paßte zu dem Ganzen ausgezeichnet, erhöhte nur die Festlichkeit des Hauses.

Rohden beobachtete ihn, erriet seine Gedanken und meinte: »Stellen Sie sich einen ähnlichen Prunk in Deutschland vor. Wie geschmacklos er da aussehen würde, nicht wahr? Hier gehört er dazu, hier, wo der Gottesdienst hauptsächlich durch die reichen Kerzen, die goldenen Geräte und die kostbaren Gewänder der hohen Geistlichkeit wirkt. Bei uns wirkte solcher Luxus barbarisch, in dies barbarische Land paßt er, hier wirkt er harmonisch.«

Ein Diener öffnete vor ihnen und einigen andern Gästen eine schwere, reich geschnitzte Tür. Sie befanden sich in dem Festsaal. »Ein nettes, einfaches Teezimmer, was?« fragte Rohden lächelnd.

Auch Viktor mußte lächeln. »Da haben Sie wahrhaftig recht. Es ist mehr der Audienzsaal vor den Gemächern eines Fürsten, als ein Aufenthalt, um Tee zu trinken.«

»Und doch ist es nicht einmal ein besonders prunkvolles Zimmer dieses Palais. Sie sehen daran, wie reich manche russische Familien sind, und was für Schätze diese alten

Palais bergen. Natürlich auf Kosten der Armen.«

Etwa zwanzig Personen befanden sich schon in dem großen Raum. Rohden führte von Gandern zu der Dame des Hauses, einer kleinen, blutjungen, zarten Blondine, lieblich, sanft, ja zerbrechlich wie die Knospe einer Heckenrose. Viktor hatte noch nie etwas Zarteres gesehen als diese junge Fürstin, die er niemals für eine verheiratete Frau gehalten haben würde, noch viel weniger aber für eine Nihilistin oder dergleichen. Er mußte sie immer wieder darauf betrachten, während er sich mit ihr über Paris und Berlin unterhielt,

Städte, die sie erst kürzlich auf ihrer Hochzeitsreise besucht hatte. Nun trat auch ein junger, schlanker Herr in den Raum, der Viktors Aufmerksamkeit erregte, weil er besonders herzlich von den Anwesenden begrüßt wurde. Auch er war blond und zart, etwas Rosiges und Unschuldiges in dem jungen Gesicht. Die Fürstin trat einige Schritte vor, er winkte ihr und kam eilig auf sie zu. Die beiden zarten Wangen färbten sich rosiger, während er sie auf die Stirn und beide Wangen küßte. Dann stellte sie ihn Viktor vor, es war der Fürst. Wie füreinander geschaffen waren

diese beiden jungen Menschen. Viktor konnte sich nicht satt an ihnen sehen. Und das waren Nihilisten! Was für andere Vorstellungen hatte er doch von diesen Leuten gehabt. Er schaute sich unwillkürlich nach den andern um. Jung waren die meisten. Einige unter ihnen ähnelten freilich eher dem Bild, das sich Gandern von solchen Menschen gemacht. Sie hatten etwas Düsteres, Fanatisches, Wildes im Auge, etwas Hastiges, Gewalttätiges in den kurzen schnellen Bewegungen der Hände. Und wenn sie schwiegen, vor sich hinsahen, in Gedanken versunken, etwas von jungen Raubtieren, Pantheren, die, auch wenn sie

einen Augenblick untätig zu sein scheinen, doch immer, in allen Gliedern, wie auf dem Sprung sind.

Nun kam Manja. Aus einer kleinen Seitentür, was Viktor sofort auffiel. Die Fürstin eilte auf sie zu, küßte sie, und dann schritten sie langsam im Gespräch durch das große, saalartige Zimmer. Wie ein Frühlingsmorgen und eine Frühlingsnacht sahen sie nebeneinander aus. Die Fürstin in leichter, weißer, russischer Seide, Manja in schwarzem, schwerem Samt. Viktors Herz klopfte laut. Da bemerkte sie ihn. Ein leichtes Erstaunen glitt über Manjas Gesicht, langsam trat sie auf ihn

zu und reichte ihm die Hand. »Daß ich Sie gerade hier bei dieser Gelegenheit wiedersehe!«

»Herr von Rohden war so freundlich.«

»Kommen wir Ihnen sehr wie Verbrecher vor?« fragte die Fürstin lächelnd.

»Aber gewiß!« meinte der Fürst, der sich seiner Frau wieder genähert hatte.

Und wieder sah Viktor auf das junge Paar, und etwas wie Rührung wollte in ihm aufsteigen. Ein einziger kalter Windhauch, dachte er, und sie müssen vergehen wie Rosenblätter im Garten. Und diese beiden Menschen ...!

»Sie sehen ja, wie verbrecherisch Sie meinem Vetter vorkommen,« fiel Manja ein.

Viktor fuhr auf. Vetter hatte sie ihn genannt? Warum? Das gefiel ihm gar nicht besonders.

Da der Fürst und die Fürstin sich anderen zuwandten, die neu angekommen waren, bot Viktor Manja seinen Arm und erzählte ihr auf ihren Wunsch von ihrer Mutter, von Olga und dem Vater, wie sie ihn nannte.

Viktor bemerkte mit großer Freude, wie sehr ihr die Familie am Herzen lag, ein wie

weicher Zug sich über ihre herben Züge legen konnte, namentlich wenn er von ihrer Mutter erzählte.

Sie hatten sich in einer Ecke auf einem Divan niedergelassen und vergaßen beide über dem Gespräch, wo sie waren. Als Viktor ihr noch nachträglich zum Geburtstag gratulierte und erzählte, wie an dem Tag ein Rosenstrauch an ihrem Platz im Elternhaus geduftet und auf sie gewartet habe, sah er, wie es Manja feucht in die Augen

stieg. Er sprach, sie hörte zu, und beide fuhren fast erschrocken auf, sahen sich verwundert an, blickten einen Augenblick ganz verwirrt ringsum, als kämen sie aus einer andern Welt, als ein uralter Mann mit lauter Begrüßung sich ihnen näherte. Viktor traute seinen Augen nicht, als er bemerkte, daß alle dem alten Mann, der in einem ganz gewöhnlichen Bauernrock stak, dessen schwere hohe Stiefel laut auf dem Parkett dröhnten, das unter der schweren Gestalt knarrte, – daß alle in ehrerbietiger Haltung ihn umgaben. Er ging auf Manja zu, die sich rasch erhoben

hatte, und küßte sie auf die Stirn. Die beiden sprachen russisch miteinander, und Viktor, der nichts davon verstand, hatte um so mehr Muße, diese merkwürdige Figur genauer anzusehen, die ihm so gar nicht in diese Gesellschaft, in diesen fürstlichen Raum zu passen schien. Ein ganz gewöhnlicher Bauer mußte es sein. Seine Hände sahen sehr verarbeitet aus, das Gesicht zeigte tiefe Furchen. Die Nase war höchst gewöhnlich, klein, dick, knorpelig, gerötet, die schmalen, wasserblauen Augen verschwanden fast hinter den starken, weißen Brauen. Und doch, sah

man auf den ganzen Menschen, hatte er etwas Hoheitsvolles, das auch Viktor auffiel, als er sich von seiner ersten Verwunderung erholt hatte. Ein hohes Alter, wie es so deutlich über dem alten Bauern lag, hat ja an sich etwas Ehrfurchtgebietendes. Dazu kam noch ein starkes Selbstbewußtsein, eine große Sicherheit des Auftretens trotz des sonstigen bäurischen Habitus. Dabei merkte man allen, auch Manja, eine große Freude, ja Stolz darüber an, daß er gekommen war. Auch schien man nur auf ihn gewartet zu haben, um sich niederzusetzen. Da Manja den alten Mann zum Tisch geleitete, suchte Viktor Herrn von

Rohden auf und fragte ihn nach diesem sonderbaren Menschen, der hier so großes Ansehen genoß.

»Der?« erwiderte Rohden. »Ich glaube schon, daß es Sie in Erstaunen setzt, daß man einen einfachen Bauern, denn das ist er, so behandelt. Ich muß ihnen zur Erklärung immer wieder das eine Sprüchlein wiederholen: es ist echt russisch oder wenigstens russisch-nihilistisch, dies Gebaren mit dem alten Mann. Die Bauern stehen hier nämlich jetzt in besonderer Gunst.« Ein wenig ernster fügte er hinzu: »Übrigens verdient er auch alle Ehrerbietung, denn er ist eine

Macht in Rußland, eine starke Intelligenz, der wahre Führer der über ganz Rußland verbreiteten Sekte der Duchoborzen, die immer mehr wächst, trotzdem ihrer ungezählte jährlich von der Regierung ausgewiesen und verbannt werden.«

Nachdem Manja den alten Bauern bis zur Tafel geleitet hatte, nahm ihn die Fürstin in Empfang und wies ihm den Ehrenplatz ihr zur Seite an. Auf der andern Seite ließ sich der Fürst nieder.

Manja näherte sich wieder Viktor und setzte sich ihm zur Rechten. Zu ihrer Rechten nahm Rohden Platz.

Kaum saß man, sprach der alte Bauer einige Worte, alle erhoben sich und ließen sich auf die Knie nieder. Auch Viktor tat es wie die andern. Diese Situation berührte ihn höchst seltsam, weil sie ihm so durchaus ungewohnt war. Wann mochte er wohl zum letztenmal auf den Knien gelegen haben? Bei seiner Konfirmation. Wie lange das schon her war. Neben ihm kniete Manja. Da er die Worte, die der alte Bauer sprach, doch nicht verstand, sah er aufmerksam zu ihr hinüber. Wie seltsam es war, daß er hier neben ihr kniete und unter lauter wildfremden Menschen. Er so nahe neben ihr.

Als man sich wieder erhob, überkam ihn eine tiefe Mutlosigkeit. Der Traum, den er da eben geträumt, würde nie Wirklichkeit werden. Er warf einen zornigen Blick auf Rohden, der an Manjas anderer Seite gekniet. Nein, nein! murmelte er, und seine Zähne knirschten vor Leidenschaft leise aufeinander, nie würde er das geschehen lassen. Für sich würde er sie erobern, koste es, was es wolle.

»Was ist Ihnen?« fragte Manja, »Sie sehen ja so wild um sich.«

»Nichts Besonderes,« erwiderte er leise, weil er fürchtete, wenn er laut spräche, würde sie seine Leidenschaft aus seiner Stimme heraushören. Und das durfte nicht sein, noch nicht. Er fühlte ganz deutlich, sie würde ihn bestenfalls auslachen, wenn sie so etwas merke. Für sie war er ja nichts als ein unbedeutender Vetter aus Deutschland, weiter gar nichts. Und er konnte für sie, die in einer ganz andern Welt, in ganz andern Gedanken und Plänen lebte, gar nichts anderes sein. Aber das würde sich ändern, das mußte sich ändern, er gelobte sich das. Sie sollte sehen, wer er war ...

Da die Diener jetzt in den Saal kamen und Speisen auftrugen, gebrauchte man allgemein die französische Sprache, damit sie es nicht verstehen konnten und so zu Verrätern würden, denn die Diener waren alle Russen oder Tataren.

»Weshalb gibt Ihr mir goldenes Geschirr, meine Tochter?« hörte Viktor den alten Bauern fragen, und wunderte sich nicht wenig, daß er auch ein wenig Französisch konnte.

»Um dich zu ehren, Vater,« antwortete die Fürstin, »um unserer Freude Ausdruck zu verleihen, daß wir dich heute hier sehen dürfen. Peter der Große schenkte es uns einst.

Seitdem benutzen wir es nur an besonderen Festtagen. Ein solcher ist heute, und nicht zum wenigsten, weil du hier bist.«

Der alte Bauer lächelte leicht. »O Eitelkeit der Eitelkeiten! Es ist nicht recht, meine Tochter, mich eitel zu machen. Aber es sei, ich werde von diesen goldenen Tellern essen, wenn es dir Freude bereitet.«

Viktor staunte über den Alten. Wieviel Würde lag in seinem ganzen Benehmen, und wie schlicht er die Ehrung hinnahm. Auch die kleine Galanterie, die in seiner Antwort an die Fürstin steckte, kam so hübsch aus seinem Mund.

Als die Diener hinausgegangen waren, erhob sich am andern Ende der Tafel eine tiefe Stimme, die Viktor bekannt vorkam. Er beugte sich vor. Es war ein mittelgroßer, breit-schulteriger Mann, nicht elegant, der zu reden anfang. Auch seine Gestalt kam Viktor bekannt vor. Er fragte Manja nach ihm. »Es ist Petrow,« erwiderte sie. Jetzt wußte Viktor, wen er vor sich hatte. Es war jener Mann, der, als der Zug damals in Moskau einlief, als Gepäckträger gekleidet, mit Herrn Müller sprach und Manja in Sicherheit brachte. Es war zugleich offenbar jener Hauslehrer,

von dem ihm Onkel Philipp erzählt hatte. Interessiert folgte Viktor seinen Ausführungen. Die Gruppe in Petersburg, die mit der Moskauer liiert war, wurde ungeduldig. Sie hatte Petrow beauftragt, dem Ausdruck zu geben. Bildung und Aufklärung seien gute Dinge, die sie auch nicht verachteten, aber damit sei dem Vaterland jetzt nicht geholfen. Erst müsse man aufräumen mit den Feinden der Aufklärung, dann sei Zeit und Gelegenheit zu friedlicher Arbeit.

Nun wurde es lebendig an der Tafel. Viktor staunte, wie lebendig. So etwas von Eifer, von Leidenschaftlichkeit hatte er noch

nicht gesehen. Die Augen glühten, die bleichen Gesichter verzerrten sich förmlich vor Erregung. Manja seufzte. Wild platzten die Geister aufeinander, stritten für Aufklärung wider Terrorismus und umgekehrt. Man fühlte ordentlich, wie es glühte und flammte in diesen heißen Menschen. Da erhob sich ein schmaler, krank aussehender Mann, und die andern wurden still. »Wer ist das?« fragte Viktor. »Martyros Akunian, ein *Armenier*, der die furchtbaren Massakers in Konstantinopel mitgemacht hat und dann einen Trupp Armenier gegen Muajim Pascha, den Führer der Hamidiekurden, zusammenbrachte und ihn

besiegte, als er ein armenisches Dorf in der Nähe von Wan angriff, um es zu vernichten. Sie waren dreihundert gegen achthundert Kurden. Von ihnen fielen zweihundert, von den Kurden kam nur einer lebend davon,« so berichtete Rohden, und Manja nickte bestätigend.

Viktor sah bewundernd auf diesen Menschen, dessen Körper von Not, Strapazen und Kämpfen wie ausgelaugt war.

»In jungen Jahren war er Priester, dann ging er nach Paris, um Chemie zu studieren,« erklärte Rohden weiter. »Als die Massakers in Konstantinopel vor sich gingen, hielt er sich

gerade dort auf bei Verwandten, die vor seinen Augen getötet wurden. Jetzt ist er einer der fähigsten Führer unter den Jungarmeniern.«

Martyros Akunian sprach leise von dem, was er in Konstantinopel erlebt hatte, und seine Stimme schwoll erst an, als er von der Zukunft seines Landes zu reden begann. Auch seine Freunde hätten es mit Gewalt versucht. Zu kleinen Trupps und einzeln seien sie ausgezogen gegen die Kurden und gegen einzelne türkische Machthaber. Aber was habe das genützt? Gar nichts. Denn sie

selbst seien schließlich vernichtet, aufgerieben worden, die Regierung aber habe nun erst recht den schönsten Vorwand gehabt, unter dem Beifall Europas gegen sein Volk mit den schärfsten Maßregeln vorzugehen. Und was hätten sie dadurch erreicht, daß sie sich selbst aufopferten und starben? Nichts anderes, als daß das Vaterland einige von den wenigen, allzuwenigen, die es mit ganzer Seele und ohne auf eigenen Vorteil bedacht zu sein, liebten, auch noch verlor. Auf dem Weg komme man nirgends zu etwas Wertvollem. Warten müsse man können, Geduld haben, das Volk aufklären, erziehen,

die Jugend für das Vaterland und seine Zukunft begeistern, die heranwachsenden Männer in aller Stille militär- und kriegstüchtig machen, Pulverfabriken errichten, Gewehre zu Tausenden bereitstellen und warten, warten, wenn auch das Herz blute über all den Jammer ringsum, warten, bis man wirklich stark sei und einen großen Schlag führen könne. So sei es wenigstens mit Bezug auf Armenien, das man für die Armenier wiedergewinnen könne und unabhängig machen, so gut wie das die Schweiz vermocht. Aber nicht durch ein paar kleine Gewalttaten, sondern durch zielbewußtes, kluges Sichrüsten

für die Erhebung der Besten eines ganzen Volkes. Ähnlich, so glaube er, verhalte es sich hier in Rußland. Nur daß man sich hier nicht kriegerisch vorzubereiten habe. Hier sei es genug, das Volk aufzuklären, für die Freiheit zu gewinnen, daß es reif würde für die Freiheit. Das andere käme dann von selbst, ganz von selbst. Denn kriegstüchtig würde hier die Jugend ja sowieso, fügte er leicht lächelnd hinzu.

Man hatte ihn ruhig ausreden lassen, aber nun erhob sich wieder ein Heißsporn und redete wider die Gewalthaber und für die Ansichten der Petersburger Gruppe.

Da erhob sich der alte Bauer. Laut rief er:  
»Vergeltet nicht Böses mit Bösem, liebet eure  
Feinde, tut wohl denen, die euch verfolgen!«

Alles schwieg einen Augenblick. Dann be-  
gann ein leises Murmeln, das bei einzelnen  
zum lauten Murren wurde. »Des Nazareners  
Lehre paßt nicht für uns und unsere Not!«  
rief einer.

Manja stand auf. Wenn man wirklich ein  
Volk zum Guten führen wolle, dürfe man  
auch nicht vergessen, welche Verantwortung  
man damit auf sich nähme. Was habe man  
durch den Terrorismus erreicht. Gar nichts.  
Nur Unglück über Unglück habe man über

Hunderte von Familien gebracht, ohne dadurch dem Ganzen wirklich zu dienen und zu helfen. »Bruder Akunian hat ganz recht. Warten können, nicht ungeduldig werden, das Volk aufklären, das ist die Hauptsache. Und wenn wir alle den Tag der Freiheit für Rußland nicht erleben sollten, für den wir leben, nach dem wir uns sehnen, besser, wir sterben in der Hoffnung und felsenfesten Zuversicht, die Saat, die wir ausgesät durch stille, aber gründliche Aufklärungsarbeit, müsse doch einmal aufgehen, in späteren, glücklicheren Geschlechtern, als wir sterben, vom Staat gerichtet, vernichtet, nachdem wir nichts als

Unglück über das Volk gebracht haben, das nur stärker geknechtet und unterdrückt wird, je mehr von uns den Gewalthabern den Gefallen tun, den Vorwand dazu zu geben.«

So ging die Rede hin und her, und Viktor konnte beobachten, wie schwer die Aufgabe für die Gemäßigten und insbesondere für Manja war, diese Leute von Gewalttaten abzuhalten, von denen sie allen Ernstes glaubten, sie geschähen im Namen und zum Vorteil der Freiheit. Viktor sah interessiert von einem zum andern.

Wie wild manche Gesichter glühten! Wie manche Stirnen brannten, manche Lippen

bebten, manche tiefe, fanatische Falten sich über die Augen gruben! Es wurde Viktor angst um Manja, die so fest an den Fortschritt glaubte, ohne mit der Unvernunft aller Heißsporne ringsum zu rechnen. Schließlich, nachdem sich die Wogen ein wenig gelegt, erbat sich Martyros Akunian nochmals das Wort für seine besondere Sache.

Er habe, führte er aus, mit seinem Zug gegen Muajim Pascha gezeigt, wo wirklich Pulver und Blei angewandt werden müßten, dann nämlich, wenn es gar keinen andern Ausweg mehr gäbe, um eine ganze Gegend

vor der Vernichtung zu retten, wenn also Notwehr vorliege.

Viktor blickte interessiert auf den Mann, der so überzeugend sprach und schließlich vorschlug, man solle einen Bund gründen, einen »Orient-Bund«, mit dem Ziel, alles aufzuwenden zur Aufklärung und Kultivierung der orientalischen Völker ohne Unterschied der Religionen und Nationen. Zugleich sollte festgesetzt werden, daß man seine Haupthilfe immer dem Glied des Bundes zuwende, das zurzeit am bedrängtesten sei und der tatkräftigsten Hilfe am meisten bedürfe.

Auf diese Weise würde man auch die kampf-  
lustigen Elemente beschäftigen können und  
sie nicht tatenlos sich verzehren oder an  
falscher Stelle und zur Unzeit losschlagen  
lassen, denn z. B. in Persien und den türki-  
schen Grenzbezirken gäbe es immer für die  
Heißsporne zu tun.

Der alte Bauer lächelte leicht und wohlge-  
fällig und meinte, das sei ein Ausweg, wohl  
zu überlegen. Da unten würde sich dann  
schon das allzu heiße Blut ein wenig abküh-  
len. Er verstand sofort, daß es Akunian dabei  
nicht am wenigsten darum zu tun war, sei-  
ne russischen Freunde von den gefährlichen

Terroristen zu befreien und sie zugleich an einen für ihre Art geeigneten Ort zu verpflanzen, wo auch sie der großen Sache der Freiheit nützlich sein konnten.

Während eifrig über diesen Gegenstand disputiert wurde, hielt Viktor wieder einmal in dem prächtigen Saal Umschau. Sonderbar und auffallend erschien es ihm, daß sich in der Nähe der kleinen Tür, durch die vorhin Manja eingetreten war, in Mannshöhe über dem Parkett zwei Nischen befanden. Sie standen leer und kahl und störten dadurch den schönen Raum. Einst mochten sich in diesen beiden Nischen Götterstandbilder

oder dergleichen befunden haben. Warum man sie wohl entfernt hatte? Weshalb man wohl nicht etwas anderes in sie hineingestellt? So sahen sie abscheulich aus. Je länger er hinsah, um so mehr störten sie ihn, um so mehr wunderte er sich aber auch über diese Geschmacklosigkeit in einem Haus, in einem Palais, das im übrigen soviel Schönes von dem guten Geschmack seiner Bewohner zu sagen wußte. Seine Aufmerksamkeit wurde davon wieder abgelenkt durch Manja, die sich ebenfalls sehr für den Plan

Akunians aussprach und zu Viktors nicht geringem Schrecken zugleich erklärte, sie wolle sowieso in Kürze einmal nach Täbris reisen im Interesse einer engeren Verbindung mit den armenischen Komitees. Sie bäte um Bevollmächtigung, bei der Gelegenheit auch über Akunians Plan mit den armenischen Komitees verhandeln zu dürfen. Man war damit einverstanden.

Nachdem man noch ein wenig geplaudert hatte, sprach der alte Bauer wieder auf Russisch einige Worte, die Viktor nicht verstand, und aufs neue ließen sich alle auf die Knie

nieder. Wieder bewegte Viktor diese Situation aufs tiefste. Sollte er vielleicht doch schon jetzt Manja, wo sie offenbar vorhatte, Moskau bald zu verlassen . . . sollte er doch? Da bemerkte er, wie sie leicht zusammenzuckte, erblaßte und horchte. Er blickte um sich. Auch die andern waren zusammengezuckt, horchten gespannt und sahen einander besorgt an.

Wie gelähmt in jähem Schreck blieben sie auf den Knien liegen. Noch ehe sich Viktor klar wurde, was los war, wurde die große

Tür aufgerissen, und herein trat ein Polizeioffizier mit mehreren Gendarmen und Polizisten. Wie der Blitz saßen alle wieder auf ihren Stühlen. »Gott sei Dank!« murmelte Rohden, »es ist wenigstens nicht der Kleine, Graue, nur ein gewöhnlicher Tölpel.« Die Fürstin hatte einen kleinen Schrei ausgestoßen, als sie den Polizeioffizier erblickte, der nun langsam, mit einem höhnischen Lächeln um die Lippen, sich ihr näherte. »Bin ich nicht ein getreuer Verehrer, Fürstin?« sagte er mit heller, lauter Stimme, der man den Triumph anhörte.

»Was führt Sie hierher zu dieser Stunde, Sergei Alexandrowitsch?« fragte leise der Fürst.

»Sie fragen noch?« rief laut der Polizeioffizier und lachte höhnisch dazu. »Sie wissen doch, wie sehr ich Marja Feodorowna verehere. Oder bin ich nicht ihr treuester und ältester Verehrer?«

Der Fürst und die Fürstin schwiegen, denn das Schicksal aller Anwesenden war in ihre Hand gegeben. Reizten sie den Polizeioffizier durch ein Wort, wurde die Situation für alle nur schlimmer.

Lächelnd sah der Offizier von einem zum andern.

»Dacht ich's doch, daß ich eine solche Gesellschaft hier fände. Hätten Sie auf mich gehört, Fürstin, wären Sie jetzt besser geborgen. Aber Sie wollten ja nicht, Sie zogen ja den Minkow vor, haha!«

Die Fürstin erhob sich stumm und wandte sich zu der kleinen Ausgangstür. Sergei Alexandrowitsch sah ihr spöttisch nach. Als die Fürstin die Tür öffnete, prallte sie erschrocken zurück, denn in ihrem Rahmen erschien ein Gendarm.

»Du siehst, ich kenne dein Haus gut,« wandte sich Sergei Alexandrowitsch wieder an den Fürsten, der Marja Feodorowna zu ihrem alten Platz geleitete.

»Was willst du eigentlich hier? Siehst du nicht, daß wir Gäste zum Tee haben?« fragte der Fürst ruhig.

Sergei Alexandrowitsch lachte wieder laut. »Ich habe noch nie gesehen, daß man den Tee auf den Knien liegend trinkt. Oder ist das eine neue westeuropäische Sitte, die du mit aus Paris gebracht hast, Minkow? Dann verzeihe mir ungebildetem Russen, der nie sein

Vaterland verließ, weil er es mehr liebt als alle andern Länder, daß er so dumm ist.«

Der Fürst würdigte ihn keiner Antwort.

»Es täte mir leid, fände ich Marja Feodorowna in schlechter Gesellschaft, Minkow, denn du weißt, wie ich sie verehere, wie ich ihr nur die beste gönne.«

Viktor sah, wie der Fürst aller Selbstbeherrschung bedurfte, um dem Hallunken nicht die einzig richtige Antwort zu geben. Aber er beherrschte sich und schwieg.

Sergei Alexandrowitsch rief barsch einige Gendarmen näher, die sich an der Tafel niederließen, und befahl den Anwesenden, ihre Legitimationspapiere vorzuzeigen,

Manja hatte sich erhoben. »Sie haben Ihren Paß mit?« flüsterte sie.

Viktor nickte zustimmend.

»Bleibe nur hier, mein Täubchen, flattere nicht weiter, du flatterst doch nicht aus diesem Haus!« rief ihr Sergei Alexandrowitsch zu. Aber sie kümmerte sich nicht um diese Worte, sondern schlenderte, scheinbar gleichgültig, als ginge sie das alles gar nichts

an, durch den Saal. Viktor folgte ihr voll Sorge um sie.

»Sehen Sie dort die Nische zunächst der kleinen Tür?« Viktor nickte. »Folgen Sie mir langsam, unauffällig dorthin.« Viktor tat es. Manja lehnte sich scheinbar sorglos an die Wand in nächster Nähe der bezeichneten Nische. Aber zum erstenmal sah Viktor, wie sie erbleichte, während sie sorgsam die Entfernung vom Boden bis zur Nische abschätzte. »Ich habe keine Legitimationspapiere,« flüsterte sie. »Auch keine falschen, weil ich alle Unehrllichkeit hasse . . . Verhaftet man mich, schleppt man mich mit aufs Kommissariat, ist

die Lage für mich übel, denn dann werde ich wohl dem Chef vorgeführt, und der identifiziert mich leicht.« Ihr Atem ging schneller, und ihre Augen verdüsterten sich über den Gedanken, der ihr kam, wenn sie sich als Gefangene, Verdächtige vorstellte, die der Chef mit Leichtigkeit agnostizieren konnte, denn sie wußte, daß man dort ihr Bild hatte, daß man nach ihr fahndete.

»Kann ich etwas für Sie tun? Ich bin zu allem bereit!« flüsterte Viktor.

Zum erstenmal sah Manja den Vetter etwas genauer, interessierter an. Bleich war er

auch. Aber das waren sie alle. Jedoch energisch, klug, tatkräftig sah er drein. Langsam meinte sie, während sie den Blick nicht von ihm ließ: »Sie können etwas tun. Aber es ist sehr gefährlich. Mißlingt es, sind wir beide verloren, denn wenn die Polizei in Rußland einmal erst ernstlich Verdacht schöpft, kommt man so schnell nicht wieder aus ihren Händen.«

»Bitte, worum handelt es sich?« fragte Viktor kurz, bestimmt, als gelte es irgendeinen militärischen Befehl.

»Wenn der Offizier sich über die Papiere beugt und die Gendarmen gerade nicht hierher sehen, dann schieben Sie mir ihre Hand unter den Fuß, so, als wollte ich zu Pferd steigen, und heben mich blitzschnell in die Nische. Ebenso schnell werde ich mich erheben, und in demselben Augenblick, wo Sie merken, daß ich stehe, drücken Sie hier an diese Stelle, fest und kurz ... Die Hauptsache ist, daß niemand mich sieht, wenn Sie mich zur Nische heben, und daß alles so schnell wie möglich, in ein paar Sekunden geschieht. Sehen Sie die Stelle, die Sie

drücken sollen?« Viktor nickte. Er bemerkte mit dem guten Auge des Reiteroffiziers an der Stelle, auf die Manja gedeutet hatte, einen kreisrunden Einschnitt.

»Wenn Sie kurz und stark drücken, setzt sich ein verborgener Mechanismus in Bewegung, die Nische dreht sich blitzschnell, geräuschlos, und ich bin gerettet, denn sie führt durch einen besonderen Gang zu den Ställen, von wo ich leicht das Freie gewinnen kann.«

Der Polizeioffizier sah zu den beiden. »Gehen wir ein paar Schritte weiter,« flüsterte

Viktor, »sonst fallen wir ihm auf, und er wittert etwas.« Seine Stimme klang so ruhig, beherrscht, daß Manja ihn wieder musterte. Es wollte ihr scheinen, als sei dieser unbekannt Vetter aus Deutschland ein ganzer Mann.

»Jetzt!« sagte Viktor leise und faltete die Hände, um sie unter ihren Fuß zu schieben. Aber im selben Augenblick bemerkte er, wie einer der Gendarmen herübersah. Er beugte sich noch etwas tiefer und wischte sich mit dem Taschentuch sehr interessiert den Staub von den Schuhen.

»Was Sie für Not mit mir haben, es tut mir aufrichtig leid,« meinte Manja leise, und Viktor spürte, wie sie selbst aufgeregt, nervös wurde.

»Seien Sie ruhig, Manja,« flüsterte er, »es wird schon geraten.«

Sie lächelte leicht, wußte selbst nicht recht, weshalb. Vielleicht wegen dieser Anrede? Doch in demselben Augenblick fühlte sie sich hochgehoben. Viktor drückte auf die Stelle an der Wand, die Nische drehte sich blitzschnell und geräuschlos. Manja war verschwunden.

III.

»Ich stehe gerade und sage zum alten Andrejew, der ein großer Trinker war, aber viel Mut hatte: Also wiederhole mir, Väterchen, wie wirst du nächsten Sonntag den Popen fragen, wenn er Mission hält und glaubt, niemand wird ihm widersprechen? Andrejew schmunzelt und antwortet: Heiliger, werde ich fragen, du sagst, an die Heilige Schrift müssen wir glauben und auch die heilige Jungfrau müssen wir als Gottesmutter heilig halten. Wo steht das in der Heiligen Schrift geschrieben? Richtig, erwidere ich, und du

sollst sehen, was für ein Gesicht der Pope machen wird, und wie ihm der Atem ausgeht, unwissend und dumm, wie er ist. So rede ich mit Andrejew, und wie er dann weiter fragen solle und den Popen, der eigens nach Tiflis gekommen, um zu missionieren, weiter in Verlegenheit bringen. Ich lache noch laut, denn Andrejew macht seine Sache gut, und es gab dann auch am Sonntag eine große Freude, da der Pope keine Antwort auf Andrejews Fragen wußte, und Andrejew war doch in der ganzen Stadt nur dafür bekannt, daß er der größte Säufer ist in Transkaukasien. Da klopft mir jemand auf die Schulter

und sagt: »Ihr seid ja sehr vergnügt heute.«  
Ich wende mich um, und weiß Gott, vor mir  
steht Marja Feodorowna und ihre Freundin.«

»Wie sah sie aus?« fragte Viktor.

»Groß, schlank, schwarz, schön, *Manja*  
nannte sie Marja Feodorowna.«

»Vor wieviel Tagen war das?«

»Vor vierzehn Tagen. Und dann gingen wir  
zusammen in mein Magazin.« Der Erzähler  
strich sich wieder lächelnd seinen großen  
roten Vollbart. »Da hatten wir einen neuen  
Spaß.«

»Wann reisten die Damen weiter?« fragte  
Viktor.

»Marja Feodorowna blieb hier.«

»Ich weiß, sie wurde mit dem Fürsten hierher *verbannt*, ich weiß auch warum, ich war selbst dabei.«

»So? Weshalb sagtet Ihr das nicht gleich?«

»Ich lerne vorsichtig sein.«

»Da tut Ihr gut. Doch verzeiht, auch ich muß vorsichtig sein. Nennt mir deshalb noch ein paar Namen von damals, als Ihr dabei wäret, dann kann ich offen reden.«

Viktor erwiderte: »Nun, einer namens Petrow war dabei, dann ein Herr von Rohden.«

Der Rotbärtige nickte zustimmend. »Es genügt mir.« Er reichte Viktor die Rechte. »Nun

freue ich mich erst recht, nun seid Ihr mir noch einmal so lieb. Jetzt muß ich Euch aber auch gleich den neuen Spaß erzählen, über den auch die fremde Dame, die Freundin Marja Feodorownas, laut gelacht hat. So wie die Sonne lacht. Niemand kann sonst so lachen. Man wundert sich sehr darüber, weil man ihrem Gesicht gar nicht ansieht, daß es so lachen kann.«

Viktor unterdrückt nur mühsam einen Seufzer der Ungeduld. Aber er hat inzwischen schon ein wenig das Geduldhaben gelernt und erfahren, daß Ungeduldigwerden vor allen Dingen gar nichts nützt im Orient, daß

man damit nicht um eine Sekunde schneller vorwärts kommt . . .

Der Rotbärtige hebt wieder zu erzählen an: »Kaum kommen wir in mein kleines Magazin, stürzt mir die Haushälterin entgegen, ganz außer Atem und voll Schreck. Herr, flüstert sie, soeben kam ein Pope, und zwei Polizisten und drei Gendarmen sind gekommen, wühlen in Euren Sachen herum und suchen. Verbotene Bücher und Dokumente suchen sie, haben sie mir gesagt und mich durch fünf Rubel bestechen wollen, daß ich ihnen sagen soll, wo sie liegen. Aber ich weiß ja nichts. Ich besorge das Haus, sage ich, und

das andere geht mich nichts an. Was andere? fragt der Pope, und glaubt sehr schlau zu sein. Ich meine nur so, erwidere ich und mache ein dummes Gesicht. So, wißt Ihr, sagt sie und macht ein Gesicht, daß Marja Feodorowna jetzt schon lachen muß. Aber die andere Dame verzieht nicht eine Miene. Kommen viel Leute her? fragt der Pope wieder. Manchmal viel, manchmal wenig, antworte ich ... Wie sehen sie aus? inquireiert der Pope weiter. Nun, wie Leute, die Spielsachen kaufen für ihre Kinder, sagte ich, wie ehrbare

Leute aussehen. Da macht der Pope ein böses Gesicht, schilt mich und fängt an, im Magazin herumzugraben. Alles wirft er durcheinander, findet aber nichts von dem, was er sucht. Wird er nie finden, wird er gar nichts finden, sage ich, was meine Haushälterin, die treue Seele, und auch die beiden Damen sehr beruhigt. Bin ich doch nicht so dumm, wenn ich was zu verbergen habe, es so hinzulegen, daß nur ein Pope zu kommen braucht, um es zu finden. Wir gehen in den ersten Stock und treffen den Popen, der einen ganz roten Kopf hat vom Bücken, was er nicht gewöhnt

ist. Du sollst ein Sektierer, ein Feind Rußlands, ein Nihilist sein! schreit er mich an, weil er immer noch nichts gefunden hat und die Gendarmen ihn schon ansehen, als wollten sie ihn auslachen. Gestattet, Marja Feodorowna, daß ich Euch den Popen vorstelle, wende ich mich an sie und stelle ihn vor, nenne dabei auch ihren Namen, den der Fürstin. Wie aber jetzt erst der Pope rot wurde! Nicht vom Bücken, sondern vor Ehrfurcht. Er wollte sich empfehlen. Ich aber hielt ihn zurück. Nein, sage ich, die Pflicht gebietet Euch zu bleiben, tut, was Eure Pflicht ist. Er murmelt, es sei nicht mehr nötig. Aber Ihr habt ja

längst noch nicht alles gesehen, rufe ich und stoße eine Tür auf. Schaut dorthin, vielleicht findet Ihr da etwas Verdächtiges. Der Pope wird immer röter, diesmal vor Zorn, denn er muß sich wieder bücken und herumkranken, schon der Gendarmen wegen. Wir gehen derweil in den Garten, sage ich, wenn Ihr mit dem Haus fertig seid, kommt auch dahin, denn auch im Garten, gerade im Garten kann man manches verstecken. Ich gehe mit den Damen in den Garten, wir plaudern, sie erzählen mir von Moskau, und wie dort die Sachen stehen. Endlich kommt der Pope mit

seinen Gendarmen. Er will sich wieder empfehlen, vorher aber noch ein wenig an der Fürstin sich sonnen, denn es kommt hier einem gewöhnlichen Popen nicht oft vor, daß er eine Moskauer Fürstin sehen darf. Warte, denke ich, dich will ich foppen, du sollst ein für allemal das Wiederkommen vergessen. Während er mit den Damen redet und fast dahinschmilzt vor Ehrfurcht und Bewunderung, blicke ich von Zeit zu Zeit ängstlich um mich, bald hierhin, bald dorthin. Ich sehe wohl, die Gendarmen werden plötzlich aufmerksam auf mein Gebaren, sie beißen an. Ich seufze und blicke immer häufiger um

mich, um dann wieder ganz erschrocken unter mich zu sehen, als könnten meine Blicke ein Geheimnis verraten. Der Pope will sich endlich empfehlen. Aber Ihr habt Euch ja noch gar nicht den Garten angesehen, sage ich. Ihr wollt mich foppen, meint der Pope. Ich will nur, daß Ihr Eure Pflicht tut, erwidere ich feierlich. Wir verlangen, daß der Garten untersucht wird, erklärt einer der Gendarmen und glaubt besonders klug zu sein. Ich erschrecke, ich stottere. Aber das wird doch Euer Ernst nicht sein. Verzeiht mir, ich wollte wirklich nur einen Scherz mit Euch treiben. Der Pope sieht die Gendarmen an,

sieht mich an, ich schaue immer erschreckter drein. Da faßt ihn ein neuer Eifer, und sie verteilen sich im Garten. Da liegt ein Haufen Stangen. Ich zittere. Also werfen sie ihn auseinander. Es ist nichts. An einer anderen Stelle habe ich eine Grube gegraben für Gemüse. Kommt doch weiter, sage ich, und bebe. Sie graben das Gemüse aus der Erde und finden nichts. Der Pope reibt sich seinen struppigen, wirren Bart und will aufhören. Aber mit den Gendarmen geht es wie mit den Jagdhunden. Je länger es dauert, bis sie auf eine Fährte

kommen, um so eifriger werden sie. Langsam nähern wir uns dem Ende meines Gartens. An der Mauer ist ein Bienenstand. Ihr seht, ich habe nichts zu verbergen, sage ich, und drehe um. Die Gendarmen starren die Bienenkörbe an. So kommt doch, dränge ich, es ist nichts da. Der eine Gendarm mustert mich scharf. Ich senke unter seinem Blick die Augen. Sie können doppelten Boden haben, sagt er, und starrt auf die Bienenkörbe. Ich lache, aber so recht gezwungen. Nehmt ein Schnäpschen zur Belohnung für alle Mühe,

dränge ich. Nun starrt auch der Pope die Körbe an. In der Tat, sie können doppelten Boden haben, meint er ebenfalls. Ich fasse ihn am Arm. Komm, Väterchen. Da reißt er sich los. Laß mich, wir wollen doch sehen. Mir lacht das Herz im Leibe, als ich merke, sie nähern sich den Körben. Gut, wenn Ihr eigensinnig seid, wenn Ihr mir nicht glauben wollt, rufe ich, und eile voran zu den Körben. Wißt Ihr, in einem Korb befand sich ein besonders wilder, böser Schwarm. Ich nähere mich ihm, rüttele an ihm. Hei, wie das da drinnen summt und brummt, als ich zu schütteln beginne! Als der Pope nahe genug,

öffne ich flugs das Flugloch. Haha, das hätten Ihr sehen müssen. Die Bienen wie toll aus dem Korb und dem Popen in den struppigen Bart, daß es nur so eine Art hat. Vor Schreck fällt er auf den Rücken, schlägt um sich, schreit und ruft alle Heiligen um Hilfe an, und die russische Kirche hat deren nicht wenige. Daß es so viele sind, wußt' ich bis dahin selbst nicht. Die Gendarmen ziehen ihre Waffen und wehren sich der Bienen, die natürlich nur wilder werden. Es sah zu drollig aus. Bald schrie der eine: Au!, bald der

andere. Überall stachen sie. Da mußte ich lachen. Auch Marja Feodorowna, ja sogar ihre Freundin, so komisch war es anzusehen.«

Der Rotbärtige lehnte sich weit in den Hotelstuhl zurück und lachte wieder. »Die kommen mir nicht mehr wieder, haha!«

»Und hattet Ihr denn gar nichts Verbotenes?« fragte Viktor.

»Aber selbstverständlich!« rief sein Gegenüber, »und alles war tatsächlich in den Bienenkörben versteckt.«

»War es dann nicht furchtbar leichtsinnig? ... Es konnte doch anders ausgehen?«

»Ich bitte Euch, einen Spaß muß man doch haben! Wie könnte man weiterleben, wenn man den nicht zuweilen hätte!«

Viktor sah wieder auf den rotbärtigen Mann mit dem kindlichen Lachen, den weichen, kindlichen Zügen, der sein Leben aufs Spiel setzte für einen Spaß. Und nicht nur *sein* Leben. Wer weiß, wieviel auf dem Spiel stand, wenn jener Pope und die Gendarmen die Papiere doch entdeckt hätten.

Der Rotbärtige strich sich immer wieder wohlgefällig durch seinen Bart.

»Ihr hättet uns lachen sehen müssen, und besonders die Freundin von Marja Feodorowna!«

»Und wohin ging sie dann?« fragte Viktor, und atmete erleichtert auf, denn endlich war er so weit.

»Nach *Persien*,« erwiderte der andere.

»Allein?«

»Freilich.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Selbstverständlich.« Der Rotbärtige sah ihn erstaunt an. »Hier ist alles gefährlich.«

»Warum lieet Ihr sie allein fort?«

Der andere lachte laut. »Als wenn ich sie hindern könnte. Nicht ich, sie hat mir zu befehlen.«

»Wißt Ihr, wo sie jetzt ist?«

»Wahrscheinlich in Täbris. Sie ging als Armenierin verkleidet von hier fort.«

»Ja aber, gerade unter den Mohammedanern sind doch jetzt die Armenier besonders verhaßt?« warf Viktor erschrocken ein.

»In Persien hat sie nur die Kurden, die Schlangen und den türkischen Konsul zu fürchten,« erwiderte der Rotbärtige ruhig.

»Das ist weniger als in Rußland, weniger, als

wenn sie am Araxes der russischen Behörde durch europäische Kleidung auffiele.«

»Und wann reisen wir?« fragte Viktor nun ungeduldig.

»Bis übermorgen wird es möglich sein,« sagte der andere. Und wieder lachte er. »Nein, wie sonderbar der Zufall spielt! Höre ich vorgestern, im Hotel Stadt London sitzt ein Europäer, will nach Persien, kann aber niemand finden, der mit ihm geht, weil sich die Leute fürchten vor dem Weg bis zum Araxes, der von Räubern belagert ist, dies Jahr gerade besonders. Und ich will auch

mal wieder nach Persien, wo ich schon lange nicht mehr war. Halt, denke ich, gehst in die Stadt London, suchst den Herrn auf, vielleicht nimmt er dich mit. Ich komme und frage: Ist hier der Herr, der nach Persien will? Da tretet Ihr schon eilig aus dem Lesezimmer zum Büfett und stellt Euch vor. Mein Name ist Hoijer, sage ich, Nils Frederik Hoijer. Ein alter Schwede, sagt Ihr, sieh da. Daß Ihr das sagtet, und wie Ihr es sagtet, das hat mich sehr gefreut. Ich dachte gleich, wir werden auskommen miteinander.« Er reichte Viktor die Hand, die dieser kräftig drückte, denn er fand tatsächlich ein großes Gefallen

an diesem so offenen, nordischen Menschen, in dessen Augen immer der Schalk lag, um dessen Mundwinkel aber oft ein gar listiges, fuchskluges Lächeln glitt.

»Was meinen Sie, könnte ich nicht erst noch die Fürstin Minkow aufsuchen?« fragte Viktor.

Herr Hoijer schüttelte energisch, ablehnend den Kopf. »Ich würde nicht dazu raten. Ich bin gewiß nicht ängstlich, aber besser ist besser Die Fürstin steht unter Beobachtung der Behörde, unzweifelhaft bewacht man auch ihren Umgang. Sie könnte Euch Scherereien bereiten wegen der persischen

Reise, denn seit jenem Sieg von Martyros Akunian ist man hier sehr nervös.«

»Kennen Sie ihn?«

»Und ob ich ihn kenne, sehr gut; wir sind alte Freunde, wir haben gar manches Stücklein gemeinsam ausgeführt. Doch davon erzähle ich Euch lieber unterwegs, wo viel Zeit dazu sein wird.« Herr Hoijer erhob sich. »Also bis morgen. Es ist besser, ich bleibe nicht länger. Zwar speist in der Stadt London der Großfürst und viele Offiziere, das Hotel gilt also für regierungsfremd, aber, mein Gott, man weiß, daß ich es nicht bin, und wer weiß, ob man nicht jetzt schon weiß, daß ich

bei Euch war. Glücklicherweise ist man hier in seinen Entschlüssen langsam, auch habe ich einige Freunde unter den höheren Beamten. Jedenfalls, es ist ganz gut, wir machen, daß wir morgen schon weiterkommen.« Herr Hoijer verabschiedete sich und ließ Viktor in den widerstreitendsten Gefühlen zurück.

Viktor zog sich einen Schaukelstuhl auf die Terrasse, die nach dem Chur ging, der mit gewaltigem Getöse durch das Tal rauschte und mit einer Wildheit, wie sie nur der Kaukasus seinen Gewässern gibt.

Viktor träumte vor sich hin. Wie anders hatte er sich *Tiflis* vorgestellt, die Stadt, von

der Mirza Schaffy so Schönes, Berauschesendes zu singen und zu sagen weiß. Er hatte gedacht, überall unter Palmen zu wandeln. In Wahrheit gab es nur weit draußen im botanischen Garten einige Exemplare. Die eigentliche Stadt war russisch, das heißt un sauber, mit viel engen, winkeligen Gassen und penetranten, üblen Gerüchen. Russisch, das heißt weiter: teuer, laut und voll Bettler. Und der Orient in Tiflis? In der Nähe gesehen, machten die persischen Bazare gerade keinen sehr prunkvollen Eindruck. Die Teppiche waren allerdings prachtvoll, aber auch in diesen Vierteln roch es höchst übel, und die

Menschen waren von unglaublicher, marktschreierischer Zudringlichkeit.

Und dieser ohrenzerreißende Lärm aus allen offenen Werkstätten der Gold- und Waffenschmiede, den Bäckereien, den Kramläden, den Schusterwerkstätten und Garküchen. Freilich, die Menschen sahen oft recht interessant aus, die Perser mit rotgefärbtem Haar und Bart, die grusinischen Gemüseverkäufer, die hohen, schönen Georgier in der kleidsamen Tscherkeßka, Vertreter der kaukasischen Bergvölker in bunten Trachten, so bunt, wie die bunten Vögel, die sich überall

zeigen, sowie man von den Höhen des Kaukasus zu Tal kommt. Und das Gewimmel von Tieren! Hunde aller Sorten, kleine, lebhaftes Esel, auf denen oft eine ganze Familie ritt, feierlich einherschreitende Kamele und Pferde aller Arten, aber alle, wenn sie nicht gerade ganz armen Leuten gehörten, wild, unruhig, laut wiehernd, nur Hengste.

Viktor fühlte sich wie betäubt von all dem Lärm und Getriebe, das sich ihm aufdrängte, sowie er den Fuß vors Hotel setzte. Allerdings, er war ungerecht gegen die Stadt, war er ja doch nicht zu seinem Vergnügen hierhergekommen, sondern nur, um Manjas

Spuren zu folgen, die er sich erringen wollte, koste es, was es wolle.

Als er damals, vor vierzehn Tagen etwa, aus dem Palais des Fürsten mit einer Verwarnung entlassen worden, weil sein Paß in Ordnung befunden und man dem deutschen Offizier glaubte, daß ihn nichts Arges in dieses Palais geführt, als er damals allein auf der Straße stand, mit noch leise zitternden Gliedern, wie aus einem wüsten Traum erwachend, da hatte er sich gelobt, Manja aus dieser gefährlichen Umgebung zu befreien.

Stundenlang blieb er in der Nähe des Palais in der Hoffnung, auf Manja oder wenigstens auf Rohden zu stoßen. Aber er fand keinen von den beiden. Schließlich warf er sich in einen Wagen und ließ sich zur Villa seines Onkels fahren. Langsam fuhr der Kutscher, als sie aus der Stadt waren, er schien zu schlafen, auch die Pferde schienen müde zu sein. Ihm war es recht, hatte er doch Zeit, sich zu fassen, sich einen Plan zurechtzulegen, was er seinen Verwandten erzählen wollte; und vor allem auch den Plan, wie er Manjas wieder habhaft werden und sie überzeugen könnte, daß das kein Leben für sie

sei, daß sie auf diese Weise nichts erreichen würde, als daß sie eines Tages ihre Freiheit, vielleicht ihr Leben verlor. Wie konnte man Manja nur von ihrem Wahn erlösen? Er grübelte und grübelte. Er fühlte deutlich, mit Vernunftgründen war hier nichts zu machen, denn das Herz hört nicht auf die Vernunft, und das Herz war es, das sie in den Kreis dieser Leute getrieben. Gewalttaten wollte sie verhindern und dem Volk dieses Riesenreiches zu einem menschenwürdigen Leben verhelfen. Nur das Herz konnte einen solchen Plan fassen, denn der Verstand würde

sofort erkennen, daß der einzelne, daß einige Hundert zu schwach waren, um diesem Riesenland zu der Freiheit zu verhelfen, von der einige Hundert, vielleicht einige Tausend seiner Bewohner träumten. Und ging nicht der Plan des Häufleins im Palais des Fürsten Minkow noch weiter? War man nicht schon im Begriff, auch die Armenier und Syrer in Persien und der Türkei mit einzubeziehen? Auch die Mazedonier, Bulgaren, Serben würden eines Tages herangezogen werden. Alles, was da litt und irgendwie seufzte. Geradezu grotesk waren diese Pläne, die

mit einer Selbstverständlichkeit erörtert wurden, als handle es sich um lauter nicht allzu schwer ausführbare Dinge. Wahrlich, solche Pläne ernsthaft zu diskutieren, dazu gehörte schon eine orientalische, schrankenlose Phantasie. Gewiß, es war etwas überaus Hohes und Edles, das Streben dieser kleinen Gruppe von Menschen. Aber was würde unter der rauhen, harten Wirklichkeit daraus werden? Zerschellen würde alles und nichts übrigbleiben als ein Häuflein unglücklicher, zugrundegegerichteter, in ihrem Edelsten auf tiefste verwundeter Menschen. Wie Kinder

kamen ihm diese Leute vor, die doch zum Teil weit älter waren als er.

Der Tag dämmerte, grau in grau, hoffnungslos, tief melancholisch. Schwere Nebel krochen über das ebene, starre Land. Nur ab und zu wie aus weiter Ferne ein Hornsignal. Weit draußen im Nebel mußte Militär üben. Viktor stieß den Kutscher an, einmal, zweimal, endlich erwachte er. »Was ist das?« fragte er und deutete über die Ebene zur Linken des Wegs. Der Kutscher verstand ihn nicht, wohl aber die Handbewegung. »Chodjinskoje,« murmelte er, gähnte und fing wieder an, vor sich hinzuduseln. Chodjinskoje? dachte

Viktor. Das Wort hatte er doch schon gehört. Er murmelte es vor sich hin. Da, jetzt wußte er's, und fröstelnd starrte er über das graue Feld, über dem langsam die Nebel einherkrochen. Das war ja das Feld, auf dem bei der Krönung des Kaisers Nikolaus II. an einem Tage über 1400 Menschen umgekommen waren . . . Ein leichter Wind erhob sich, warf die Nebel durcheinander, daß sie sich wanden wie Menschenleiber, und klagte in den Bäumen am Weg. Viktor schauderte zusammen. 1400 Menschen, murmelte er. Was für eine Zahl! Mitten in lauter Fröhlichkeit gestrichen aus dem Reich der Lebendigen, als

wäre es gar nichts. 1400 Menschen! Erst wenige Jahre war es her. Wer wußte noch etwas von ihnen? Wer vermißte sie? Eine kleine Welle in der Riesenflut dieses Volkes. Was bedeutete sie für Rußland? Sie alle hatten ihre Hoffnungen, ihre Pläne gehabt. Und jetzt? Ein Vater, eine Mutter, eine Braut mochte noch zuweilen an den einen oder andern unter den 1400 denken, das war alles. Und jene Gruppe im Palais Minkow? Eine noch kleinere Welle unter dem Völkermeer des Orients, und sie glaubte, das ganze Meer umwandeln zu können. Zum Lachen war diese Vorstellung, wenn es nicht gar so traurig gewesen

wäre, diese Welle ihrer Vernichtung so getrost und siegesgewiß entgegentreiben zu sehen.

Viktor erhob sich von seinem Schaukelstuhl und ging in den Garten, der terrassenförmig abstieg bis zum Wasser des Chur. Auf der untersten Terrasse begegnete ihm die Besitzerin des Hotels. Sie kam von den Pferden, die sie seit dem Tode ihres Mannes, der Pferde über alles liebte, selbst versorgte.

»Aber, Herr Baron, was machen Sie für ein Gesicht!« rief sie schon von weitem.

»Sie haben's gut, Frau Richter,« erwiderte Viktor und sah lächelnd auf die kleine, runde, energische, lebensfrohe Frau.

»Ich?! Hier unter diesem Gesindel? Na, hören Sie, Herr Baron, das hat mir noch niemand gesagt!« Sie war förmlich beleidigt.

Wenn Frau Richter böse dreinsah, mußte Viktor lachen. Es stand der lebenslustigen Mainzerin, die in der schönen Stadt am Rhein jung gewesen zu jener lustigen Zeit, da dort noch die Österreicher lagen, so absonderlich zum Gesicht, das so weinfroh und

humorvoll dreinsah und sich soviel Fröhlichkeit mit hierher gerettet hatte, als sie, aus einer Hoteliersfamilie stammend, ihrem Mann, der damals Koch war, nach Tiflis folgte.

»Sie können auch nie ernst bleiben, wenn ich einmal ernst dreinsehe,« schmollte Frau Richter. »Aber so sind die Männer. Weil mer Humor hat, soll mer'n immer hawe, un kei Mensch glaubt eim, daß mer auch emal traurig is.«

Viktor mußte jetzt erst recht lachen, denn es kam ihm zu drollig vor, daß diese Frau, die nun schon fünfzehn Jahre hindurch nicht

aus Tiflis herausgekommen, doch immer wieder in ihren alten Mainzer Dialekt fiel, sowie sie lebhaft wurde und mit einem Deutschen sprach.

»Morgen reise ich ab.«

»Ach, du lieber Gott! Wirklich?« Frau Richter sah ihn erschreckt an. »Und wirklich nach Persien?« Viktor nickte. »So eine Marotte! Was wollen Sie nur dort in dem häßlichen Land, unter den wilden Menschen. Sehen Sie sich doch das Volk hier auf der Straße an! Genügt Ihnen das noch nicht?«

»Es geht nicht anders.«

Frau Richter war ernstlich böse, denn sie bemutterte alle Deutschen, die zu ihr kamen, ein wenig. »Ihre Frau Mama wird nit wenig erschrecke, wann sie das erfährt.«

»Sie braucht es ja nicht zu erfahren.«

»So? Un wenn Sie krank wer'n in dem Land? Un wenn Ihne sonst e Unglück zustößt?«

»So schlimm wird's ja nicht gleich werden.«

»Ei no, des Menschen Wille is sein Himmelreich. Aber ein schönes entrecôte werd ich Ihne noch mache un pommes soufflés. Sobald bekomme Sie das nit wieder!« Energisch

wandte sie sich dem Hause zu. Viktor sah ihr nach. Dies Gesunde, Tätige, Resolute, das in seinem kleinen Kreis aufging, diesen aber auch völlig ausfüllte, wie wohl das tat. Das war deutsch. Die Frau stand auf dem rechten Fleck, hatte erreichbare Ziele, deshalb war sie immer so frisch und zufrieden. In Westeuropa lachte man immer die Deutschen als unpraktisch, als närrische Ideologen aus. Das stimmte gar nicht, wenigstens nicht mehr. Hier im Orient, da sah man erst, wie fest sie auf der Erde standen. Deshalb brachten sie es hier auch zu etwas. Wahrhaftig, neben den

Russen, all den Sektierern, den Duchoborzen, Malakanern, neben all den politischen Ideologen und Weltbeglückern, die mit ihren Glücksstangen stets in mystischen Nebeln herumfahren, wie praktisch kamen ihm jetzt auf einmal seine Deutschen vor. Wie gesund waren sie neben all diesen verstiegenen Leuten hier zu Land. Und zum erstenmal empfand Viktor deutlich, wieviel für ein Volk doch solch gesundes, reelles Wesen wert ist, und wie schlimm für diese orientalischen Völker dies Ausschweifen in tausend Phantastereien war, worüber alles Konkrete vernachlässigt wurde.

Solchen Gedanken hingegeben, wandelte er am Chur auf und ab. Plötzlich machte er halt und blickte scharf auf einen bestimmten Punkt. War das nicht Ter, der da drüben so trübselig ins Wasser starrte? »He, Ter!« Die Gestalt fuhr auf und näherte sich langsam der niedrigen Gartenmauer.

»Was bist du denn so betrübt, Ter?«

»Habe ich gehört, reisen wir morgen nach Persia, Herr,« stammelte der kleine Perser. Er schwieg einen Augenblick, dann faßte er Mut und sprach: »Herr, versprich mir, daß ich nicht heiraten muß Ina!« Viktor lachte laut, denn er kannte die Geschichte. Aber Ter war

gar nicht einverstanden mit diesem Gelächter, er machte ein sehr ernstes Gesicht und sprach feierlich: »Schwöre, Herr!«

»Gut, bei allem, was mir und dir heilig ist, ich schwöre dir, du wirst nicht heiraten müssen. Wenn du sehr brav und brauchbar bist, werde ich dich vielleicht sogar loskaufen.« Ters Augen glühten vor Freude. Dann verneigte sich der kleine Mann dreimal feierlich vor seinem Herrn zum Zeichen des Dankes. »Morgen reisen wir, Ter, geh' und packe schon ein wenig zusammen.«

Der arme Kerl, er hat auch seine Sorge, wenn sie einem andern auch recht komisch

vorkam. Viktor dachte wieder an Moskau, und wie in Ter damals vor zehn Tagen, als er ihn aufforderte, mitzugehen, sichtlich zwei starke Gefühle um die Herrschaft rangen. Einmal die Verehrung für Manja, der ja die Reise galt, wie man ihm gesagt, dann aber die Angst, wenn er erst in Persien sei, doch heiraten zu müssen.

Das waren aufregende Tage gewesen in Moskau. Schon am nächsten Morgen nach jenem Abend beim Fürsten Minkow war Viktor wieder in die Eremitage gegangen, in der Hoffnung, Rohden dort zu treffen. Aber er kam nicht. Jeden Tag ging Gandern nun in

die Eremitage, zu den verschiedensten Tageszeiten, denn eine andere Möglichkeit gab es ja für ihn nicht, über Manja etwas zu erfahren. Endlich traf er Rohden wirklich. Manja war schon nach Täbris abgereist und Rohden wollte ihr in einigen Tagen dahin folgen. »Sie will es zwar nicht, sie hat ausdrücklich gewünscht, daß ich hierbleibe, offenbar schon deshalb, weil sie den Heißspornen ihrer Gruppe selbst nicht traut, weil sie fürchtet, sie könnten sich während ihrer Abwesenheit doch zu einer Dummheit hinreißen lassen. Aber ich halte es nicht aus hier, ich bin zu sehr in Sorge um sie. Sie wissen

gar nicht, was das heißt, eine Dame allein dorthin reisen zu lassen.« Viktor biß sich die Lippen wund, sagte aber nichts. Unzweifelhaft, dieser Rohden liebt sie, das ging ihm immerzu im Kopfe herum. Endlich erwiderte er möglichst ruhig: »Ich werde Sie begleiten.« – »Was?« Ein so erstauntes Gesicht hatte Viktor lange nicht gesehen. »Warum nicht?« sagte er ruhig. »Erstens interessiert mich Persien. Außerdem handelt es sich um meine Cousine. Also ...« – »Na, so schrecklich nahe verwandt sind Sie ja nun eigentlich nicht,« meinte Rohden. »Also ist Ihnen mein Vorschlag unangenehm?« warf Viktor scharf

ein. »Aber nicht im geringsten. Im Gegenteil, sogar angenehm. Denn ein Vergnügen ist diese strapaziöse Reise wahrhaftig nicht, das werden Sie schon sehen.« Wie gut er sich verstellen kann, dachte Viktor, und war nun erst recht entschlossen, mitzureisen. Er sprach gleich mit seinem Onkel, der nach einigem Zögern einverstanden war. »Vielleicht wird sie durch Persien kuriert,« meinte er, »dann ist es jedenfalls gut, wenn sie einen von uns zur Hand hat, denn ohne Schmerzen wird das für sie nicht abgehen. Außerdem, da Rohden hinreist, wie du sagst, ist es mir, offen gestanden, noch aus einem andern

Grunde recht angenehm, wenn er nicht mit ihr allein ist. Geht er wirklich, so hat er offenbar eine tiefere Neigung zu Manja gefaßt, denn zum Pläsier reist niemand nach Persien. Was meinst du? Hab' ich nicht recht?«

»Es scheint mir auch sehr wahrscheinlich.«

»Na, siehst du.« Plötzlich fuhr sich Onkel Philipp verwundert durchs Haar.

»Ja aber, nun sag' mal, weshalb willst du denn eigentlich nach Persien?«

»Weil mich das Land interessiert, weil ich die Welt sehen will.«

»Na ja, na ja, du suchst dir ja immerhin ein sonderbar Stück Welt aus. Originell ist's freilich, und wenn du durchhältst, ohne Schaden zu nehmen, kannst du später interessant davon erzählen, denn obwohl wir hier doch ziemlich dicht dabei sind, als ein unbekanntes Land gilt es auch uns.«

Natürlich mußte man nun auch bei der Tante und Olga davon reden. Tante erschrak tief, als sie erfuhr, ihre Tochter sei dort. »Na, wenigstens ist sie der russischen Polizei weit vom Schuß,« beruhigte der Onkel. Olga war sehr blaß geworden, als sie hörte, daß Rohden dorthin wolle. Eine Weile saß sie stumm,

in sich versunken. Sie begrub einen schönen Traum, und sie merkte erst jetzt, wie teuer ihr der Traum war, jetzt, wo sie ihn ausgeträumt. Plötzlich merkte sie, wie alle teilnehmend auf sie sahen. Da nahm sie sich zusammen, lächelte, es war ein recht unglückliches, wehes Lächeln, und meinte: »Wie gut es Viktor hat, daß er Manja so bald wiedersehen wird.« Onkel Philipp sprang auf. »Da ist mir ein guter Gedanke gekommen. Wenn du denn absolut dorthin willst, Viktor, dann nimm Ter mit, der kennt die Gegend, spricht

ja auch ein bißchen deutsch, so daß du leichter durchkommen wirst.« Allen leuchtete diese Idee ein.

Viktor fuhr allein mit Ter zur Bahn. Der Onkel wollte nicht mit, um Rohden jetzt nicht wiederzusehen. Tante entschuldigte sich, sie könne nicht, es sei ihr zu schmerzlich. Und Olga war überhaupt nicht im Haus, als Viktor fortging. »Wo steckt denn das törichte Mädchen?« brummte Onkel Philipp scheinbar ärgerlich, in Wahrheit aber betroffen, daß es Olga so naheging. Hatte sie denn den Rohden immer noch nicht vergessen? Halt, am Ende ging ihr der Abschied von Viktor

so nahe! Er lächelte, denn das wäre ihm gar nicht unangenehm gewesen. »Junge, Junge, sei vorsichtig, schone dich und mach' mir da unten keine Dummheiten!« hatte der Onkel schmunzelnd zum Abschied gesagt. Leise hatte er ihm ins Ohr geflüstert: »Am Ende, weißt du, ich glaube fast, eine kleine Gewisse vermißt dich.«

Viktor hatte mühsam gelächelt, denn er glaubte bestimmt, daß Olga auch diesen Rohden liebte. Weiß der Himmel, was die Frauen an ihm fanden! Nicht mit den freundlichsten Empfindungen war er in den Wagen

gestiegen. Drüben an der Chaussee erwartete ihn Olga. Als er wirklich kam, erschrak sie leicht, suchte nach Worten, fand sie nicht, drückte ihm nur heftig die Hand mit beiden Händen, die heiß waren, sah ihn lange mit fieberhaften Augen an und sagte schließlich nur: »Grüßen Sie Manja. Wir warten auf sie. Sagen Sie ihr, wie sehr ich ihr alles Schöne wünsche. Und ... und grüßen Sie auch Herrn von Rohden.« Fort war sie.

An der Bahn wartete Rohden schon auf ihn. Er war etwas nervös. »Weiß der Henker, wohin man heute spuckt, steht ein Polizist. Und nüchtern sind sie auch. Das ist allemal kein gutes Zeichen für unsereinen, der immer auf der Hut sein muß, obwohl es für mich eine Lächerlichkeit ist, denn mir ist diese ganze Weltbeglückerei ja so gleichgültig!« Eilig ging er zum Schalter, die Fahrkarten bis Wladikawkas zu bestellen. Auf dem Bahnsteig ärgerte er sich wieder. »Sehen Sie, da stehen schon wieder so zwei Kerle!«

Als sie ihre Plätze belegt hatten, sprangen plötzlich zwei Polizisten herzu und ergriffen

Rohden. »Da haben wir's,« murmelte er leise. »Ruhig! Nur kein Aufsehen! Das ist immer das Schlimmste. Ich gehe mit den beiden, und sollte ich diesen Zug versäumen, komme ich halt später nach. Jedenfalls warten Sie in Tiflis, Stadt London, auf mich. Ich werde dorthin telegraphieren.« Gleichmütig verließ er mit den Polizisten den Zug. Neugierig schauten ihm alle nach. »Aha, ein Nihilist,« sagte ein dicker Kaufmann französisch im Nachbarabteil und begann, Schauer geschichten über Nihilisten zu erzählen. »Ich begreife gar nicht, was sie wollen. Leben wir nicht gut in Rußland? Geht uns etwas ab?

Aber ich habe es immer gesagt, zuviel Bildung, das taugt nicht, das verwirrt den Kopf. Und seit wann haben wir sie? Seitdem die Deutschen im Lande sind, diese verdammten Deutschen. Verrückt machen sie unsere Jugend, stopfen ihnen das Gehirn mit Philosophie voll und anderem Blödsinn. Zum Beispiel Tolstoi. Er ist ein Deutscher. Dick hat er geheißten. Nun sehen Sie, was haben wir von den Leuten? Kummer und Sorgen. Weiter nichts. Sie stören nur das Geschäft.«

Rohden erschien nicht wieder. Auch nach Tiflis hatte er bis jetzt nicht telegraphiert. Offenbar befand er sich immer noch nicht auf

freiem Fuß. Viktor seufzte. Wenn er wirklich noch gefangengehalten wurde, wie er vermuten mußte, wenn man ihn vielleicht für lange Zeit einkerkerte in so einen ungesunden russischen Kerker, was der zehnte nicht überstand, wie entsetzlich war das. Und wie tragisch für den Mann, der sich nicht einer Idee zuliebe geopfert hatte, sondern . . . Was würde Manja sagen! Immer wieder mußte Viktor daran denken. Die ganze Reise über hatten ihn diese Gedanken verfolgt, kaum, daß er darauf acht hatte, als sie über den Don fahren auf der eisernen Riesenbrücke, die nach Rostow führte. Über den Kaukasus

war er gefahren, auf schwindelnden Wegen, über Eisfelder, dann wieder durch grünen- de Wiesen; die eine Stunde regnete es lau- warm, zwei Stunden darauf schneite es und fror. All das kam ihm nur ab und zu zum Be- wußtsein, so sehr beschäftigte ihn Rohdens Schicksal und im Zusammenhang damit: Was würde Manja sagen? Düster starrte Viktor in die gelben Fluten des Chur . . . Rief ihn nicht jemand? Er sah sich um. Oben auf der ober- sten Terrasse stand Frau Richter, winkte und rief: »Herr Baron, Herr Baron!«

Eilig sprang Viktor die drei Terrassen in die Höhe, denn ihm war, als hätte Frau Richter

eine Nachricht von Rohden für ihn. Und während er so in die Höhe eilte, schämte er sich vor sich selbst, denn so sehr er Mitleid mit dem gefangenen Rohden empfand, so unangenehm wäre es ihm gewesen, wenn er ihm wirklich nach hierher nachgekommen wäre. Ziemlich atemlos kam er bei Frau Richter an, aber sie hatte kein Telegramm von Rohden, sie wollte ihn nur fragen, ob er schon seinen Paß habe für Persien visieren lassen. Viktor bejahte. Dann riet sie ihm, noch einige Einkäufe zu machen, sie stellte ihm sogar ihren Privatwagen zur Verfügung. Viktor überlegte. »Sie müsse noch allerhand einkaufen, Herr

Baron, so wie Sie meine, kann mer nit nach Persie gehn, verlasse Sie sich drauf.« Und da er immer noch unschlüssig vor ihr stand, nahm sie ihn einfach mit sich zum Büfett und schrieb ihm einen großen Zettel voll Gegenstände auf, die er sich noch besorgen solle. Schokolade, Konserven, einen leichten Anzug usw. »Jetzt lache Sie mich aus und denke, die alt' Frau is nit ganz gescheit. Wann Se erst bei dene Wilde sein, Sie solle sehn, wie dankbar Sie mer noch sin.«

So machte denn Viktor Einkäufe, verbrachte den Abend damit, zu packen, mit Frau Richter zu plaudern, die voll guter

Ratschläge war, und am andern Morgen, schon zeitig, erschien Herr Hoijer, und fort ging es zur Bahn, die man bis Akstafa benutzen konnte. Dann mietete man eine Troika und einen Beiwagen fürs Gepäck und Ter.

Langsam, die Sonne war schon untergegangen, begann die Fahrt, zwischen Ruinen, dann über flaches Land, das wie erstorben dalag. Kaum war die Sonne untergegangen, so herrschte auch schon tiefste Finsternis, daß man die Hand vor den Augen nicht sah. »Das macht nichts,« erklärte Herr Hoijer gemächlich, indem er sich eine Zigarette anzündete. »Die Pferde wissen den Weg. Diese

transkaukasischen Pferde sind überhaupt ein Wunder an Klugheit, und die persischen erst! Ihr werdet noch sehen. Weil die Menschen so dumm sind, hatte Gott wenigstens mit den Pferden ein Einsehen. Ohne ihre Klugheit wäre die ganze Bevölkerung schon längst zugrundegegangen. Und dann, in zwei Stunden geht der Mond auf, oder wenn nicht, scheinen die Sterne, und es wird fast taghell. Wir haben zwar keine Dämmerung hier, wie ihr in Europa, dafür aber um so schönere, hellere Nächte, wenn die Sonne erst zwei Stunden untergegangen.«

Herr Hoijer hatte ganz recht. Knapp waren zwei Stunden vergangen, stand der Himmel voll Sterne. Sie schienen viel heller, als Viktor es gewohnt war. Man hätte fast bei ihrem Schein lesen können. Tiefe Stille ringsum, nur das leichte Schnaufen der Pferde vor dem Wagen, deren Hufe, die keine Eisen trugen, fast lautlos über den Weg galoppierten. Ter, der bis dahin geschlafen hatte, begann leise vor sich hin zu singen, eine traurige, persische Weise. Nach drei Stunden wurden die Pferde durch drei neue, junge Tiere ersetzt, und wieder ging es für drei Stunden über das stumme, flache Land, unter den

strahlenden, funkelnden Sternen, beim leisen Gesang Ters. Mit ganzer Seele versenkte sich Viktor in den wunderbaren Reiz dieser Fahrt, die fast etwas Gespenstiges hatte. Herr Hoijer war eingeschlafen. Viktor bemerkte es gleich, es war ihm nicht unangenehm. Um so mehr konnte er sich dem phantastischen Reiz dieser gespenstigen, fast lautlosen Fahrt durch unbekanntes Land beim leisen, melancholischen Singsang Ters hingeben. Nach drei Stunden wurden wieder die Pferde und der Kutscher gewechselt. Jetzt ging es durch wildes Geklüft, das bei der raschen Fahrt im

unsicheren Licht der Sterne immer neue, immer sonderbarere, unirdischere Formen annahm. Und diesen selben Weg war Manja gefahren. Die leichte Wagenspur stammte vielleicht von ihrem Wagen, denn der Verkehr war sehr gering zwischen Tiflis und Eriwan, aus Angst vor Wegelagerern. Wer nicht unbedingt mußte, schob die Reise auf, bis er erfuhr, daß die ausgesandten Kosaken die Räuber aufgeknüpft. Dann war für einige Wochen wieder Ruhe, bis eine andere Bande erschien, verstärkt um die Trümmer und Reste der früheren. Viktor richtete sich etwas strammer auf. Am Ende barg jenes Geröll

dort drüben ein paar Banditen? Herr Hoijer schlief, der Kutscher schlief, Ter und sein Kutscher auch. Nur die Pferde und er waren wach. Wie das im Blut prickelt, dies Bewußtsein, an der nächsten Wegbiegung, aus der nächsten Schlucht können ein paar Wegelagerer auftauchen, kann die Totenstille plötzlich durch wildes Geschrei und Flintenknallen unterbrochen werden.

Es ging stark bergauf, und doch galoppierten die Pferde ruhig weiter. Er bekam Respekt vor den Tieren . . . Alles was recht ist, aber das machten ihnen die deutschen Rosse so leicht nicht nach. Das ging ja herrlich. Er

rief ihnen zu. Sie spitzten neugierig die Ohren, denn sie waren gar nicht gewöhnt, daß noch jemand wachte und auf sie acht hatte, wenn sie durch die Nacht galoppierten. Es waren drei kleine, blutjunge Schimmel. Er gab ihnen Schmeichelnamen. Sie schnauften lauter, freudiger und warfen die Köpfe. Der Reiteroffizier hatte seine helle Freude an den Tieren. Wieder rief er ihnen ermunternde, liebkosende Worte zu. Wie sie sich tummelten! Vor lauter Übermut bissen die beiden Außenseiter dem, der in der Gabel ging, sogar in die Mähne. Viktor lachte. Und er

schnalzte mit der Zunge, lockte, schmeichelte, es machte ihm zu viel Spaß, wie eifrig die feurigen jungen Tiere darauf reagierten. »Na, na,« sagte er plötzlich ganz laut, »nun gebt aber acht, da kommt ein Berg, ein ganz respektabler Berg, meine Lieben, da wird euch die Puste schon ausgehen, wenn ihr so fortfahrt.« Die drei verlangsamten einen Augenblick ihr Tempo. »Seht ihr, ich hab's euch ja gleich gesagt.« Plötzlich, als es steiler in die Höhe ging, gab's einen Ruck, daß Viktor, der sich ein wenig erhoben hatte, hinten überfiel und der Kutscher fast vom Bock gefallen wäre, so fingen die drei jungen Hengste an,

den Berg hinanzurasen, pleine carrière. Der Kutscher begann zu fluchen und griff wütend zur Peitsche. Aber Viktor fiel ihm entrüstet in den Arm. »Kerl, wenn du dich unterstehst, du Kaffer!« Die drohende Bewegung verstand der Kutscher, er brummte vor sich hin und ließ die Tiere gewähren. So ging es in Karriere mit vorgestreckten Hälsen bis zur Posthalterei von Delishan, die auf der Spitze des Berges lag. Viktor sprang vom Wagen und tätschelte die Tiere. Er lobte sie, immer und immer wieder. Wie die drei Burschen eitel wurden, wie sie zu tänzeln anfangen und nach ihm knappsten, aber nur zum Spaß, wie gute

Kameraden. Weiß der Himmel, Herr Hoijer hatte recht, diese Pferde besaßen wahrhaftig mehr Verstand als die Menschen!

Am andern Morgen, schon um vier Uhr, ging es weiter. Stunde um Stunde verrann. Allmählich empfand auch Viktor diese Fahrt nicht mehr als Vergnügen sondern als Strapaze. Seine Reisegenossen aber duselten den ganzen Tag vor sich hin. Sie scheinen sich für einige Wochen im voraus auszuschlafen, dachte Viktor. Nur wenn eine Station in Sicht kam, wurden sie wach und aßen.

Plötzlich fuhr Viktor hoch auf vor Bewunderung. Die Straße machte einen Bogen, kaum hatte man ihn genommen, breitete sich tief unten im Tal ein weiter, blauer, großer See aus. Der Goktschasee, erklärte Hoijer und gähnte. Herr Gott, ist der Mensch verrußt, dachte Viktor, daß ihm dieser Anblick nichts als ein Gähnen entlockt. Um so mehr freute er sich an dem wundervollen Bilde. Mitten im See lag eine kleine Insel, auf ihr offenbar ein Kloster, dessen Kuppel im Strahl der Sonne glänzte. Einzelne Fischerkähne glitten durch die blaue Flut, leicht kräuselten sich die Wellen hinter ihnen, von

der Sonne versilbert. Man sah alles so deutlich, und doch lag der See viele Meilen tief unter ihnen. Plötzlich richtete sich Herr Hoi-ger energisch auf und sagte: »Wahrhaftig, das hätte ich fast vergessen!« Er rief dem Kut-scher etwas zu, der schmunzelnd dazu nick-te. »Ich habe ihm gesagt, er soll in Jelenow-ka Station machen, da gibt es nämlich die besten Forellen der ganzen Welt, aus dem Goktschasee. Ich sage Ihnen, nie wieder wer-den Sie solche Forellen essen.« Viktor lachte. Auch berührte es ihn drollig, daß Herr Hoi-ger, der ihn für gewöhnlich mit Ihr anredete,

angesichts der Forellen auf einmal die europäischen Formen wiederfand.

Bald darauf hielt man vor der Posthalterei in Jelenowka. Eine kleine Laube, an der Wein blühte, war an das Haus angebaut. Da ließ man sich nieder in Erwartung der Forellen, mit der Aussicht auf den See. Die Dorfjugend kam angelaufen, auch einige Weiber näherten sich der Laube mit den Fremden. Wären nicht die dunkleren Gesichter, die fremdartigen Trachten gewesen, Viktor hätte glauben können, er befände sich in einem Dorf seiner Heimat.

Hojer, der ihn eine ganze Weile still, aber aufmerksam beobachtet hatte, meinte schließlich mit leichtem Lächeln: »Nehmt mir's nicht übel, aber ihr Deutsche seid doch zu sonderbare Menschen. Ich bin doch auch ein Germane, aber vielleicht bin ich schon so lange im Orient, mag sein, daß ich Euch deshalb nicht mehr recht verstehe. Wenn Ihr es unbequem habt, wie in der Troika, und man nichts Besseres tun kann als schlafen, dann wacht Ihr und seid guter Dinge. Und wenn Euch etwas besonders Gutes bevorsteht, wie die Forellen aus dem Goktschasee,

dann seufzt Ihr.« Er schüttelte ganz bedenklich den Kopf.

»Es gibt ja noch andere Dinge auf der Welt als Forellen, die einem zu schaffen machen.«

Nun wurde Herr Hoijer ganz lebendig. »Seht Ihr, das ist der Fehler, daran krankt ihr alle in Europa. O, ich kenne das, vor vielen, vielen Jahren war ich auch einmal so. Immer an Vergangenes oder Zukünftiges denken, nie einfach der Gegenwart leben. Hier bei uns gibt es nur den Tag, der gerade da ist. Kommt ein neuer Tag, nun, wir werden ja früh genug sehen, wie er sein wird, weshalb sich heute schon den Kopf zerbrechen?

Kommt er deshalb schneller, wenn er ein guter Tag ist, oder langsamer, wenn man ihn fürchtet? Das Ei von heute ist immer besser als die Henne von morgen, heißt ein persisches Sprichwort. Und ist der heutige Tag schlecht, so tragen wir ihn in Geduld, wird halt der morgige gut sein. Ein jedes Weinen hat sein Lachen, sagt der Türke. Und am Ende: alles ist Kismet.«

»Wie's kommt, wird's gefressen, sagen bei uns die Studenten,« warf Viktor ein.

»Seht Ihr, seht Ihr, das ist doch noch vernünftig. Aber wenn ihr nicht mehr Studenten seid, vergeßt ihr den guten Spruch und werdet sauertöpfig.«

»Wie seid Ihr eigentlich hierher gekommen?« fragte Viktor interessiert.

»Nun, es war einfach. Ich war nämlich Missionar.«

»Was?« Viktor sah den Rotbärtigen verwundert an.

»Da staunt Ihr. Nun, es muß auch Menschen geben, die einmal Missionar waren, es gibt ja sogar solche, die es bis an ihr Ende

bleiben . . . Vor vielen Jahren wurde ich ausgesickt nach Rußland, Seelen zu gewinnen für die schwedisch-lutherische Kirche. Na, zu Anfang gab ich mir redliche Mühe. Aber ich hatte wenig Glück. Fand ich so eine russische Seele, konnt' ich ihr nicht so recht die Hölle heiß machen, donnern und fluchen, denn auch die Missionare fluchen, wenn auch nur auf biblische Weise. Warum sollte ich auch? Das Leben heizte ihnen ja schon genug ein. Und wenn sie ehrlich auf ihre Weise glaubten, weshalb sollte ich ihnen Unfrieden und Zweifel bringen? Es gibt ja auch ohne das schon Sorgen genug für jeden. Und war's ein

unehrlicher Kerl, war mir der Name Luthers zu schade für ihn, auch fand ich den Unterschied nicht so groß, ob einer ein griechisch-orthodoxer oder ein lutherischer Lump ist. War mir schon lieber, er blieb ein orthodoxer, da ja auch an lutherischen kein Mangel, daß man sie künftig vermehren müßte.«

»Sie sind mir aber ein origineller Missionar, das muß ich sagen.«

»Schade um die Missionare,« versetzte Hoijer ruhig und naiv. »Es stände ums Christentum besser, wenn es ihrer recht viele von der Art gäbe, die nicht auf den Seelenfang ausgingen, sondern sonst tüchtig zugriffen

und auf die Weise zeigten, daß sie besonders tüchtige Leute sind.«

»Ich glaube, Ihr steht unter den Missionaren und Geistlichen ziemlich allein mit solchen Ansichten.«

»Durchaus nicht,« fiel Hoijer ein. »Es gibt viel mehr, die meiner Meinung sind, als Ihr glaubt. In der russischen Kirche freilich nicht, aber sonst. Viele wagen es nur nicht zu sagen. Ich kann's ihnen auch nicht mal so sehr verargen. Wer weiß, wenn ich Weib und Kind hätte, am Ende nähme ich auch nicht den Mund so voll.«

»Ihr meint, hier im Orient gäbe es mehr Leute wie Ihr, auch unter der Geistlichkeit?«

»Aber sicher. Ich will Euch sogar ein hübsches Stückchen erzählen, nur wartet einen Augenblick, ich bin sofort wieder da.« Hoijer erhob sich eilfertig und ging ins Haus.

Schau, schau, dachte Viktor, das scheint ein Original zu sein.

»Es ist noch Zeit, Herr Baron, ich kann Euch die Geschichte noch erzählen, bevor die Forellen kommen!« rief Herr Hoijer und setzte sich nieder. »Euer Wunder werdet Ihr an ihnen erleben, die Forellen meine ich.« Er schmunzelte. »Doch erst meine Geschichte.

Sie wird Euch schon deshalb nicht unwillkommen sein, weil Ihr den Katholikos, von dem sie stammt, in Etschmiadsin sehen werdet.«

»Was heißt das?«

»Katholikos? So heißt das Oberhaupt der armenischen Kirche, der armenische Papst, wenn Ihr so wollt. Und Etschmiadsin, das ist das Kloster, in dem er mit seinen Archimandriten lebt, in der Nähe von Eriwan. Also dieser Katholikos, der ein gescheiter alter Herr ist, wurde vor einigen Jahren vom russischen heiligen Synod nach Petersburg

geladen, wohin man alle Oberhäupter aller in Rußland vertretenen Kirchen geladen hatte, um über eine Einigung aller Kirchen zu beraten, das heißt natürlich auf russisch, um zu sehen, ob die Häupter der anderen Kirchengemeinschaften nicht willig wären, griechisch-orthodox zu werden, und dann alle ihre Schäflein diesem einen Stall zuzutreiben. Natürlich kamen alle die Kirchenfürsten, denn wenn der russische Synod bittet, so heißt das: wenn ihr nicht kommt, werdet ihr geschunden, daß es eine Art hat. Man saß also feierlich zusammen, und da sich der Oberprokurator ein wenig genierte, gleich mit

der Tür ins Haus zu fallen, machte er einen kleinen Umweg und ließ zunächst darüber beraten, was sich tun ließe, um den Glauben zu mehren. Nun hub ein großes Disputieren an. Der eine meinte, es müßten mehr Bibeln verbreitet werden, der andere war der Ansicht, es solle mehr gepredigt werden, und zwar in der Sprache des Volks, daß es auch etwas davon verstünde. Dies war natürlich ein Lutheraner. Und so ging das Gespräch hin und her, der eine wußte dies, der andere das, alle redeten, nur der armenische Katholikos schwieg beharrlich. Da er sonst

nicht auf den Mund gefallen war, verwunderte man sich, und schließlich fragte ihn der Oberprokurator: ›Ehrwürdiger Bruder, was meinst denn du?‹ Unser Katholikos lächelte, aber schwieg. Als man schließlich von allen Seiten in ihn drang, er möge doch seine Ansicht äußern, meinte er: ›Aber ihr dürft mir nicht böse sein, wenn ich eine Ansicht äußere, die euch nicht gefallen wird.‹ Man versicherte ihm dessen, und er begann: ›Wie des Glaubens mehr werden könnte in der Welt? Es gäbe ein Mittel, aber allerdings nur eines. Gott der Herr müßte mir für einen Tag

seine Allmacht verleihen. Der Katholikos lächelte wieder und schwieg. Auf's neue drang man in ihn. »Aber ihr dürft mir auch wirklich nicht zürnen. Gut. Wenn mir Gott, der Herr, auf einen Tag seine Allmacht überließe, würde ich befehlen, daß alle Priester auf der Welt getötet würden, und zwar noch an diesem selbigen Tag. Und wenn mir dann meine himmlischen Boten die Nachricht brächten, daß kein Priester auf Erden mehr lebe, dann würde ich mich selbst töten.« Alles war erstarrt über diese Erzählung des Katholikos. Der lächelte wieder und meinte nach einer kleinen Weile: »Denn solange Leute wie wir

noch leben, liebe Brüder, solange kann der Glaube auf Erden nicht zunehmen.«

Herr Hoijer schlug sich begeistert aufs Knie. »Was sagt Ihr nun, war das nicht fein? Gäbe es heute bei Euch in Europa einen Kirchenfürsten, der das vor seinen Kollegen sagen würde, he?«

Viktor schwieg, denn in der Tat, das verwunderte ihn.

»Aber hört nur weiter,« fuhr Hoijer fort, »das andere ist noch feiner, was ich Euch eigentlich erzählen wollte. Als der Oberprokurator endlich auf das Hauptthema kam,

die Vereinigung aller Kirchen zu einer, natürlich der russisch-orthodoxen, ging selbstverständlich wieder ein großes Debattieren los. Der lutherische Propst verteidigte seine Dogmen, der katholische Bischof die seinen, der Metropolit von Petersburg erklärte die griechisch-orthodoxen Dogmen für die einzig richtigen, der Syrer sprach für sein Bekenntnis, die Erzbischöfe der grusinischen Kirche für das ihre, die Vertreter der reformierten Gemeinden legten sich für ihr Bekenntnis als des einzig wahren ins Zeug usw. Nur der armenische Katholikos schwieg derweil wieder.

Es schien sogar, als sei er auf seinem Sessel eingeschlafen. Das ärgerte natürlich die andern, die sich so erhitzten, nicht wenig. Und schließlich stieß man den Schlafenden an, daß er erwachte und wie geistesabwesend eine Zeitlang um sich sah, als könne er sich nur mühsam aus einem Traum, von dem er noch ganz befangen, losreißen. Wieder drang man in ihn, doch auch seine Meinung zu sagen. ›Aber der ehrwürdige Bruder wird diesmal im Ernst reden‹, meinte der Oberprokurator mit Nachdruck. Der Katholikos tat, als riebe er sich den Schlaf aus den Augen, und sprach: ›Ich hatte soeben einen

Traum, den ich euch erzählen werde, denn einer weiteren Antwort bedarf es nicht. Mir träumte, der Tag des Jüngsten Gerichts war da. Die Erzengel bliesen auf ihren Posaunen, und siehe da, alles, was tot war, wurde lebendig und sammelte sich um Gottes Thron, auf dem nicht Gott saß, sondern Christus. Der Thron stand in einem herrlichen Saal, so wie ihn die Offenbarung Johannis schildert. Einzelnen traten die Menschen vor den Thron, und der Sohn Gottes fragte jeden einzelnen: Wes Glaubens warst du auf Erden? Da trat der erste vor und sagte: Nestorianer war ich. Und Christus wies hinter sich, da war ein Weg, der

fürte zu einer großen Tür, die ging in einen großen, großen Saal. Dahinein verschwand der Nestorianer. Ein zweiter trat vor. Wes Glaubens warst du auf Erden? Ich war Lutheraner. Christus wies ihn denselben Weg. Ein dritter kam. Er bekannte sich zur russischen Kirche. Ein vierter trat vor, ein Reformierter. Es kam ein Armenier, ein Syrer, ein Grusinier und so fort. Jeder bekannte sein Bekenntnis, und alle wurden zu der großen Tür gewiesen, die in den großen Saal führte, der sich immer mehr füllte, während es in dem Saal, da der Sohn Gottes thronte, immer leerer wurde. Schließlich waren Christus

und der Erzengel ganz allein in diesem Saal. Und der Sohn Gottes ließ wieder die Posauen blasen, daß es weithin schallte bis an alle vier Enden der Welt. Aber es kam niemand mehr. Da erhob sich der Heilige von seinem Thron, blickte traurig hinter sich zu der großen Tür, hinter der die ganze Menschheit war, und sprach: Wie ist mir denn? Da waren Griechisch-Orthodoxe, Römisch-Katholische, Armenier, Lutheraner, Reformierte, Bekenner aller Bekenntnisse, ja, wo sind denn die *Christen*? Und der Sohn Gottes sah wiederum von seinem Thron durch den großen Saal ringsum, er war leer ... < Der greise armenische

Katholikos lehnte sich müde in seinen Sessel zurück, verstummte einen Augenblick und sagte dann: »So träumte ich. Da wecktet ihr mich.«

Die beiden in der Laube der Posthaltereie am Goktschasee schwiegen lange Zeit, dann meinte Hoijer: »Seht Ihr, solche Leute gibt es bei uns im Orient!«

Viktor antwortete nicht. Es lag soviel Wahres und Ergreifendes in der Erzählung jenes greisen armenischen Kirchenfürsten.

Plötzlich sprang Hoijer erfreut auf. »Aha, da kommen die Forellen!« Und nun ließen sie es sich schmecken.

Weiter ging die Fahrt, Stunde um Stunde unter glühender Sonne auf staubigem Weg. Es war kein Vergnügen, nur noch eine Last, eine schwere körperliche Anstrengung, die Viktor schließlich fast betäubte, während zu seiner Verwunderung Hoijer ziemlich frisch und guter Dinge blieb. Ihr seid das noch nicht gewöhnt,« meinte er, »deshalb kommt es Euch so hart an. Aber wenn Ihr Persien wieder verlaßt und zum erstenmal wieder in einer Troika sitzt, die Euch jetzt eine Folter ist, werdet Ihr glauben, Ihr führt durch ein Paradies in einem himmlischen Fahrzeug.«

»Das sind ja hübsche Aussichten,« meinte Viktor trüb lächelnd, und wieder mußte er an Manja denken, die das gleiche durchgemacht. Er schämte sich seiner Übermüdung, seiner Erschöpfung. Wer weiß, ob ihre Fahrt nicht noch viel schlimmer und anstrengender gewesen! Und eine Frau! Welch' erstaunliche Energie in ihr lebte, daß sie nicht einfach umgekehrt war.

»Bald ist's überstanden,« tröstete Hoijer, »noch eine Stunde etwa, und Ihr werdet eins der schönsten Panoramen sehen, das die Welt kennt.«

Hojer hatte recht, denn als sich gegen Abend die Araxesebene vor ihnen auftat, mußte Viktor sich gestehen, daß das allerdings überwältigend schön war.

»Wir treffen es auch bei der untergehenden Sonne besonders gut,« sagte Hojer. »Seht Ihr, das gehört zu meinen besonderen Freuden, die ich mir, wenn irgend möglich, einmal im Jahr bereite, dieser Blick auf diese Ebene.«

Purpurrote Streifen zogen sich quer über den Himmel, der sonst eine rein stahlblaue

Farbe zeigte. Weit im Süden wurde die riesengroße Ebene begrenzt durch die tief-schwarze Linie persischer und türkischer Grenzgebirge. Mitten in der Ebene aber ragten hoch in den Himmel purpurüberflutet die weiten Schneefelder zweier Gipfel, Sis und Masis, oder, wie wir sie nennen, der kleine und der große Ararat. Wie zum Greifen nah ragte er urgewaltig aus der Ebene. Groß aus grauester, sagenumsponnenster Vorzeit. Sollte am Ararat doch einst die Arche Noah haltgemacht haben, sollte nach der Sintflut am

Fuß dieses Kolosses, dessen Dimensionen gerade, weil sie sich ganz allein aus dem flachen Land erhoben, ungeheuerlich erschienen, doch Noah den ersten Weinstock gepflanzt haben! Durch diese Ebene war Alexander der Große gezogen. In dieser Ebene hatten all die großen Entscheidungsschlachten der alten Weltreiche stattgefunden. Das Purpurrot ging langsam in tiefes Violett über, leichte Nebel stiegen auf, die sich sanft rötlich färbten, und als man wieder um eine Wegbiegung kam, lagen die Zinnen der Minarets, die Kuppeln der Kirchen von Eriwan gerade vor den Augen. Wie ein Märchen war

es. Um so mehr, als wenige Minuten, nachdem die Sonne verschwunden, alles in blauvioletter Finsternis wie hinter einem Prunkvorhang wieder verschwand.

In vollem Galopp ging es nun talabwärts Eriwan zu, wo man zwei Tage Station machte, um dann durch die weite, stille Ebene dem Araxas zuzueilen, denn Viktor drängte weiter. Je näher er der persischen Grenze kam, um so tiefer wurde seine Sehnsucht nach Manja, um so mehr beschlich ihn das bestimmte Gefühl, er müsse eilen, als drohe ihr irgendeine Gefahr, aus der er sie nur

befreien könne, wenn er sich keinen Augenblick länger Rast gönnte, als für Pferd und Mensch unbedingt nötig war. Und wenn er Hoijer vorsichtig nach Persien ausfragte, und wie es da wohl einer Europäerin ergehen könnte, hörte er auch nicht viel Erfreuliches. Näher, direkter wollte er aber nicht fragen, er scheute die fuchsklugen Augen Herrn Hoijers, daß sie mehr sehen möchten, als ihm recht war.

Je näher man dem Araxes kam, um so primitiver wurde alles, und Viktor merkte oft mit Schaudern, wieviel der Kulturmensch als

selbstverständlich hinnahm, kleine Bequemlichkeiten, und wie sehr man gerade diese Kleinigkeiten entbehrte und darunter litt, wenn es sie auf einmal nicht mehr gab. Herrn Hoijer beneidete er gar oft in diesen Tagen, dem das alles nichts ausmachte, der auf der Holzpritsche gerade so gut schlief wie im besten Bett, dem es gar nicht darauf ankam, ob er sich einmal an einem Tag weder kämmen noch waschen, noch die Kleider reinigen lassen konnte, der sich in ungewichsten Stiefeln gerade so wohl fühlte wie in gewichsten, dem es vollauf genügte, wenn er trockenes Brot zu Mittag hatte und Wasser.

»Wie ging es eigentlich zu, daß Sie so bedürfnislos wurden?« fragte ihn Viktor einmal, dem ganz elend war von dem eben überstandenen Nachtquartier, wo immerzu Hunde bellten, Ungeziefer zu spüren war und man den einzigen zur Verfügung stehenden Raum mit noch sechs anderen Menschen hatte teilen müssen. Herr Hoijer hatte auf einer Pferddecke zusammengerollt wie ein Igel geschlafen bis an den hellen Morgen, während Viktor kein Auge schließen konnte die ganze Nacht.

»Das will ich Ihnen erzählen,« erwiderte Hoijer. »Daß ich nicht lange Missionar blieb,

können Sie sich denken, aber auch nach Schweden wollte ich nicht zurück, denn es gefiel mir recht gut in Rußland, und solange man nicht irgendwie politisch verdächtig wird und der Paß in Ordnung ist, lebt man nirgends in der Welt so unbehelligt wie in Rußland. Haben Sie hier schon einmal eine Tafel gesehen, auf der stand: Es ist verboten; und dann kommt Gott weiß was, daß es *ein* Mensch allein gar nicht behalten kann, was alles verboten ist. Das gibt's in Rußland nicht, noch weniger in Transkaukasien und am wenigsten in Persien, das mir deshalb am

liebsten ist, wenn nur nicht der ewige Hammel wäre, Hammel mittags und abends, nach Hammel schmeckt das Huhn, weil nur ein Topf für alles da ist, was gekocht werden muß, nach Hammel das Ei, mit Hammelfett wird alles angemacht, mit Hammelseife nur gewaschen. Hammel aber ist das einzige auf der Welt, worüber ich Schrecken, ja Entsetzen empfinde.« Hoijer besann sich einen Augenblick. »Wie war das nur? Eigentlich wollte ich ja etwas anderes sagen. Ja, jetzt weiß ich wieder. Nehmen Sie zum Beispiel die russische Eisenbahn. Haben Sie da schon je ein Plakat gesehen, worauf steht: Es ist verboten,

den Kopf zum Fenster hinauszustrecken und dergleichen? Das gibt es nicht. Sie können machen, was Sie wollen. Behagt es Ihnen, fahren Sie auf dem Trittbrett mit oder auf dem Tender, passiert Ihnen ein Unglück, so ist das Ihre Sache und Ihr persönliches Pech. Sie werden jedenfalls nicht, wie in Europa, noch außerdem bestraft. Das sind Kleinigkeiten, werden Sie sagen. Gewiß, aber wie im Kleinen, so ist es im Großen, wenn man vom Politischen absieht, und die Politik interessierte mich zunächst gar nicht. Ich zog durch Rußland, und gab man mir nicht zu essen,

arbeitete ich als Gärtner, was ich auf der Missionsschule gelernt, oder als Schreiner, was mich von jeher interessiert hatte. Es ist so eine reinliche Arbeit, und frisches Holz riecht so gut. Schließlich kam ich nach Tiflis, wo es mir unter all den verschiedenartigen Menschen ganz besonders gefiel. Hier kam ich auch zum erstenmal mit der Politik in Berührung. Auf der Bahn von Tiflis nach Baku saß ich nämlich zufällig mit einer jungen Dame zusammen und ihrem Wächter, der sie nach Sibirien transportieren sollte. Das junge Geschöpf, das so unschuldig dreinsah, dauerte mich, und es stieg der Gedanke in mir auf:

Wie wär's, wenn du versuchtest, sie zu befreien? Da es nicht leicht war, reizte es mich erst recht, und nach einigen Schwierigkeiten gelang es mir auch. Die Regierung war wütend, wußte aber nicht, mit wem sie es zu tun hatte. Ich brachte die Dame nach Schweden in Sicherheit, hielt es selbst aber nicht lange dort aus, es war mir alles zu wohl geordnet. Wißt Ihr, es ging alles so sicher nach der Schablone, überall war man seines Lebens sicher, kurz, es langweilte mich unsäglich. Ich kehrte nach Tiflis zurück, interessierte mich nun natürlich überhaupt für die nach

Sibirien Verschickten, hatte noch öfter Gelegenheit, ihnen zu helfen, einige zu befreien; und da ich merkte, wie sehr das die Regierung aufregte, machte es mir erst recht Spaß. Bald hatte man in Erfahrung gebracht, wer der freche Mensch sei. Aber« – Herr Hoijer lachte laut und herzlich – »nun kam mir mein Name sehr zu paß. Der Russe kann nämlich kein H aussprechen, weil sein Alphabet keins hat. Auch für das oij in meinem Namen hat er kein entsprechendes Zeichen. So konnte man denn den Namen dessen, den man verfolgte, weder schreiben noch sprechen. Bald hieß der Gesuchte Geier, bald Weuer usw. Ich

hatte den Vorteil davon. Ihr seht, schon von Natur bin ich dazu bestimmt, die russische Regierung zu ärgern. Ich wurde auch Mitglied der russischen Gesellschaft zur Bibelverbreitung, die unter dem Protektorat des heiligen Synod steht, und wenn ich wirklich einmal in eine Verlegenheit kam, aus der ich mir nicht helfen konnte, hielt ich der Behörde diesen Schein, der die Unterschrift des Oberprokurors trägt, unter die Nase. Davor hatten sie noch immer solchen Respekt, daß sie mich wieder meiner Wege gehen ließen.

So kam ich auch mit den Nihilisten und allem, was hier im Orient um politische Freiheit ringt, in Berührung. Das ist in wenigen Worten meine Geschichte. Am liebsten aber und deshalb am meisten habe ich mit den *Armeniern* zu tun.«

Viktor sah ihn verwundert an.

»Ich weiß, Ihr kennt von den Armeniern wahrscheinlich, wie die meisten Europäer, nichts als das berühmte Sprichwort: Ein Grieche ist schlimmer als sieben Juden, und ein Armenier schlimmer als sieben Griechen.«

»Vielleicht auch,« fuhr Hoijer fort, »habt Ihr von Europäern, die einmal auf drei Tage

ihre Nase nach Konstantinopel steckten, jammern gehört, die Armenier seien die größten Gauner der Welt. Sie erzählen Euch Wunderdinge, wie sie betrogen worden sind bei ihren Einkäufen. Daß aber unter denen, die sie für Armenier hielten, Griechen, Italiener, Juden, Perser und weiß der Himmel, wer noch alles sich befand, das ahnen die braven Leute nicht, die sich einbilden, alles, was nicht Türke ist und Handel treibt, ist Armenier. Und daß die Türken auf die Armenier schimpfen, das nehmen sie für bare Münze. Was wäre wohl der Deutsche für ein Mensch, wenn man ihn nur nach dem Russen beurteilte? Sie

sind beide fleißig, solid, bringen es zu etwas, daher die Wut der Russen auf die Deutschen, der Türken auf die Armenier. Natürlich gibt es unter beiden auch schlechte Menschen, in Konstantinopel wär' es sogar ein Wunder, wenn es ihrer nicht viele gäbe . . . Doch verzeiht, ich ereifre mich unnötig, Ihr werdet ja selbst sehen, und außerdem, seht Ihr die kleinen, armseligen Häuserchen da vorn? Das ist Djulfa, wir sind am Araxes, an der persisch-russischen Grenze.«

Bald darauf hielten die beiden Wagen vor den mürben, schmutzigen Mauern, die den Hof des russischen Zollamtes umfaßten. Ter,

der kleine Perser, näherte sich Viktor und versicherte sich nochmals, daß er nicht werde heiraten müssen, wenn sie nach Kalassar kommen sollten. Hoijer amüsierte sich sehr darüber und meinte: »So unrecht hat er nicht, der kleine Kerl, nicht heiraten ist besser.«

»Weshalb meinen Sie?«

»Weil es in Persien jedenfalls kein Vergnügen ist,« wick Hoijer sichtlich aus.

Viktor fragte nicht weiter, da sich gerade das Hoftor des Zollamtes öffnete und die beiden Wagen der Reisenden hineingelassen wurden.

Hojjer hatte sich auf den einen Koffer gesetzt, eine Zigarette angezündet und fühlte sich recht wohl. Viktor schritt ungeduldig auf und ab. Er wollte so schnell wie möglich weiterkommen, denn es waren immer noch drei Tagereisen bis Täbris. Der Kosak, der das Tor geöffnet hatte, schloß es wieder ab und verschwand. Es verging eine Viertelstunde, eine halbe, eine Stunde. »Das ist doch unerhört!« knirschte Viktor. »Für zwei Stunden Warten garantiere ich, wenn uns nicht der Zufall besonders günstig ist,« meinte Hoijjer gemächlich. Es verging wieder eine Viertelstunde, nichts regte sich; »Das halt' ich nicht aus!«

rief Viktor. »Ihr vergeßt immer wieder, daß wir nicht in Europa, daß wir im Orient sind,« tröstete Hoijer. »Im Orient gibt es keine Zeit, da kommt es auf einen Tag mehr oder weniger nicht an.«

»Aber das ist doch eine schändliche Bummelerei, das braucht man sich doch nicht gefallen zu lassen!« Viktor klopfte energisch an ein Fenster, das halb offen stand. Von drinnen erklang ein lautes Gähnen, dann ein heftiges Schimpfen, dann war es wieder totenstill. Die beiden Kutscher hatten sich niedergelegt und schliefen, die Pferde standen mit eingeknickten Beinen da und duselten vor

sich hin. Nur ab und zu bewegten sie ein Ohr, wenn zudringliche Fliegen sie allzusehr belästigten. Mensch und Tier schienen gleichermaßen daran gewöhnt zu sein, hier ausgiebig warten zu müssen. »He, holla, Wirtschaft!« rief Viktor wieder und donnerte mit der Faust an ein Tor.

Da öffnete sich im ersten Stock ein Fenster, und eine verschlafene Stimme rief deutsch hinunter: »Einen Augenblick, ich komme gleich!«

Viktor sah Hojer an. »Gibt's denn hier auch Deutsche?«

Hojer lächelte. »Es scheint so.«

Wenige Minuten später erschien ein junger eleganter Herr und stellte sich als Doktor Rosen vor. »Wir tun hier nichts als schlafen, schlafen, denn nur alle acht Tage einmal stört uns ein Europäer in unserer Ruhe, ein Konsul, ein Attaché, der nach Täbris oder Teheran will oder von dort kommt. Sonst schlafen wir, schlafen.«

»Ja mein Gott, Sie sind Arzt?« Doktor Rosen nickte. »Weshalb sind Sie denn gerade hier an dieser Station?«

Doktor Rosen lächelte spöttisch. »Weil die russische Regierung mich hierher beordert hat. Es geht nämlich die Sage, in Indien sei

wieder einmal die Pest besonders schlimm. Da soll ich hier die Grenze bewachen, daß kein Pestkranker nach Rußland kommt. Natürlich ist das ein Unsinn, denn wenn wirklich einmal ein Inder über Persien hierher kommt, dann muß er heillos gesund sein, um diese Reisenreise überhaupt lebend zu überstehen. Ein Kranker kommt gewiß nicht bis hierher. Aber die Regierung befiehlt, ich habe zu gehorchen, nitschewo!«

Nachdem Viktor dem Doktor Rosen, der ein Balte war, auch Herrn Hoijer vorgestellt hatte, schlug Rosen vor, in die »Stadt« zu gehen. »Es gibt hier nämlich einen Armenier,

der einen Kramladen und einige Flaschen Bier sein eigen nennt. Ich denke, den suchen wir auf, den Schuft.«

»Warum Schuft?« fragte Hoijer ruhig.

Doktor Rosen sah ihn erstaunt an. »Mein Gott, so nennt man doch jeden Armenier, und der Schuft verlangt vierzig Kopeken für die Flasche Bier.«

»Was mag es ihn wohl kosten, bis er sie hier hat?« fragte Hoijer.

»Ach was, das ist mir ganz egal, jedenfalls ist die Flasche unverschämt teuer.« Doktor Rosen wandte sich an Viktor. »Gestatten Sie, daß ich meine Frau benachrichtige? Sie

hat lange keinen gebildeten Menschen gesehen, sie wird sich sehr freuen; und wenn Sie nichts dagegen haben, nehme ich sie mit.«

Er eilte wieder ins Haus. »Sehen Sie, so kommt man zu seinen Urteilen über die Armenier,« sagte Hoijer ärgerlich. »Der eine plappert's dem andern gedankenlos nach, ohne daran zu denken, wieviel nicht nur für den einzelnen, sondern auch für eine Nation von Ruf und Ansehen abhängt.«

»Weshalb regt Sie das so besonders auf?« fragte Viktor.

»Weil die armenische Nation in ihrer augenblicklichen Lage die Sympathien Europas

besonders nötig hat!« rief Herr Hoijer. »Wären sie nicht zu Unrecht verschrien, würde man in Deutschland, in Frankreich ihr Unglück ganz anders ansehen. Wenn man zum Beispiel von ihnen wie von den Buren redete, was glauben Sie, was das für die Armenier bedeutete? Statt dessen schimpft man sie feige Krämer, und mit feigen Krämern hat man da drüben kein Mitleid, wenn sie niedergemetzelt werden. Und weshalb feig? Weil sich in Konstantinopel einige hundert Lastträger haben totschiagen lassen wie die Schafe, ohne sich zu wehren. Man verpflanze aber einmal irgendeine europäische Nation hierher,

lasse sie einige Jahrhunderte unter mohamedanischem Joch, und dann wird man sehen, daß sich auch ein paar hundert deutsche Lastträger wie Schafe abschlachten lassen. Wenn aber die armenische Jugend sich zur Wehr setzt, dann schreit man da drüben gleich: Revolutionär! Die Franzosen scheinen ganz ihre Revolution, die Deutschen ihre Freiheitskriege vergessen zu haben. Wenn das Vorgehen der armenischen Komitees Revolution ist, dann war auch die Erhebung der Deutschen wider Napoleon Revolution. Oder ist etwa der Sultan der rechtmäßige Herr der Armenier?«

Viktor schwieg zu dem allen. Aber verwundert war er darüber, daß Hoijer, der, wie ihm wenigstens schien, die Dinge gern von der spaßhaften Seite sah, in dieser Frage so ernst wurde. Das stimmte ihn nachdenklich, denn so wenig er sich bisher um die armenische Frage gekümmert hatte, darin hatte Hoijer jedenfalls recht, daß die meisten bei ihm zu Haus die Armenier feige Krämerseelen nannten. Möglich, daß es ein Unrecht war.

Doktor Rosen erschien mit seiner Frau, einem blutjungen, hübschen Geschöpf, dem man die helle Freude darüber ansah, daß es

einmal wieder mit einem Europäer zusammen sein konnte.

»Nicht heiraten ist besser,« murmelte Hoijer, während man zu dem Armenier ging. Als ihn Viktor fragend ansah, deutete Hoijer auf die junge Frau und sagte leise: »Oder glauben Sie, daß die junge Dame es zu Hause schlechter hatte als hier, in diesem Nest, unter lauter Wilden?«

»Aber ihr Mann?«

»Den rechne ich auch zu den Wilden,« knurrte Hoijer erbost.

Der Armenier zeigte eine sehr zuvorkommende, orientalische Art, aber keineswegs

würdelos, wie es Viktor seit einigen Tagen gewöhnt war. Das fiel ihm auf, da ihn Hoijer nun einmal für die Armenier interessiert hatte.

Für Frau Doktor Rosen brachte er einen Stuhl, die Herren setzten sich auf die Theke, da für mehr Stühle in dem Raum kein Platz war.

Man redete über dies und das, wie Leute miteinander reden, die sich eigentlich nichts angehen, die nur der Zufall zusammengebracht hat. Im Verlauf des Gesprächs meinte Doktor Rosen, als seine Frau über das öde Leben hier klagte, und wie sie so gar niemand

habe, mit dem sie sich abgeben könnte: »Vielleicht dauert das nur noch wenige Tage, lieber Schatz.« – »Ach, damit wird's doch wieder nichts. Und wenn auch, dann muß ich in steter Sorge um dich sein.«

»Ein Kosakenregiment steht nämlich schon bereit,« erklärte Doktor Rosen, »vielleicht können wir es auf seiner Streife nach Persien begleiten. Schon einmal war ich da drüben, hab' es aber nur vier Tage ausgehalten. Bei so einem Kurdenfürsten, dessen eine Frau schwer erkrankt war. Er hatte mich eigens holen lassen. Es war schrecklich, sag' ich Ihnen. Das Haus des Fürsten ging ja zur Not

noch an, aber diese barbarischen Sitten, dies Uneuropäische, einfach greulich! Aber wenn unser Regiment loszieht, wird's wohl besser werden, jedenfalls geht's nach einer größeren Stadt.«

»Was will denn aber ein russisches Regiment in Persien? Das bedeutet ja so viel wie Krieg, genau besehen.«

»So genau muß man's eben nicht besehen. Es handelt sich nur darum, daß man Unruhen befürchtet, von wegen Ihrer geliebten Armenier. Uns kommt das natürlich ganz gelegen, denn Nordpersien ist doch schon so

gut wie unser, es bedarf nur eines Vorwandes, und wir nehmen's. Diesen Vorwand, so hofft offenbar die Regierung, werden diese Unruhen abgeben. Jedenfalls weiß ich, daß man nach Teheran geschrieben hat, wenn wieder Christenmetzeleien stattfänden, würde man sich im Interesse der Christen genötigt sehen, einzugreifen und ein Regiment Kosaken zu ihrem Schutz über die Grenze lassen. Na, ist erst mal eins drüben, folgen andere leicht, und so bald werden uns die Herren dann jedenfalls nicht wieder los.«

»Sind Sie denn eigentlich Russe?« fragte Viktor verwundert.

»Selbstverständlich, Russe vom Kopf bis zu den Füßen.«

»Trotz Ihrer deutschen Sprache?«

»Nicht zum wenigsten gerade deshalb!«

»Und wo befürchtet man oder vielmehr wo erhofft man diese Unruhen?« fragte Hoijer.

»In Täbris.«

Viktor wollte schon erschrocken aufspringen, da wurde er durch einen lauten Schreckensruf von Frau Doktor Rosen daran gehindert. Die Frau war plötzlich mit beiden Füßen auf den Stuhl gesprungen, schrie und riß verzweifelt an dem spitzenbesetzten Kleid. Sie schrie immer lauter.

Ihr Mann eilte herzu und riß einen Skorpion von ihrer Schulter. Die Frau tobte vor Schmerz. Mühsam, fast mit Gewalt brachten sie die drei Männer zum Zollhaus, denn sie wand sich so heftig hin und her, daß man sie kaum halten konnte.

»Glücklicherweise war es kein Bergskorpion, nur ein grauer,« sagte Doktor Rosen. »Daran könnte sie sterben, so wird sie nur einige Tage arge Schmerzen haben!«

Wie gefühllos, geschäftsmäßig das klang. Viktor entsetzte sich und war ganz blaß vor Schrecken. Auch als man die Frau längst ins Haus gebracht hatte, hörte man noch im Hof

ihr Schreien. Die Schmerzen mußten ungeheuer groß sein. Endlich wurde es still. Ihr Mann hatte ihr eine starke Morphiumeinspritzung gemacht.

»Diese verdammte armenische Spelunke!« tobte er, als er wieder auf den Hof trat. »Nun muß ich womöglich ein paar Tage länger hierbleiben, wenn es drüben losgeht. Der Teufel soll's holen.«

»Man darf hier keine Spitzenkleider tragen,« erwiderte Hoijer ruhig. »Daran allein lag es. An den Spitzen vermögen die Tiere in die Höhe zu kriechen. Auf einmal zuckt

man zusammen, und das Tier bedient sich, erschrocken, seines Stachels.«

Doktor Rosen war tief verstimmt. Man sah ihm deutlich an, es war weniger Mitleid mit seiner Frau als Ärger über die Unbequemlichkeit, die derlei mit sich bringt, und Zorn darüber, daß er deshalb vielleicht den Zug nach Täbris und damit die ersehnte Abwechslung nicht mitmachen konnte.

Da nun die Zollrevision außerordentlich schnell erledigt wurde, der Zollbeamte untersuchte nämlich gar nichts, da es ihm zur Sicherheit des russischen Reiches genügte, daß Doktor Rosen die beiden Herren kannte, so

brachen Viktor und Hoijer bald auf und ließen ihre Sachen auf der Fähre über den Araxes schaffen.

Nun waren sie in *Persien*.

»So,« sagte Hoijer, »jetzt hört auch das Fuhrwerk auf, jetzt gibt's nur noch Reiten.«

»Und wie kommen wir am schnellsten nach Täbris?«

»Mit Postpferden. Aber dazu würde ich nicht raten. Einmal sind es schreckliche Schindmähren, und man muß sich vor jedem Strauch schämen, wenn man auf so einem armen Vieh vorbeireitet. Und dann müßten wir unser Gepäck zurücklassen. Lassen wir es aber

mit einem Chawadar, so heißt hier der Führer einer Karawane, nachkommen, so erhalten wir es entweder überhaupt nicht – es ist in eine Schlucht gefallen, pflegt der Chawadar zu sagen, wenn er die Koffer geplündert hat – oder aber, wenn er nichts Wertvolles fand, aber für diese Leute ist fast alles wertvoll, dann kommen unsere Koffer erst in unsere Hände, wenn ich längst wieder in Tiflis bin und Sie nach Deutschland zurückgekehrt sind.«

»Das sind ja reizende Zustände!«

»Persisch sind sie, das genügt. Ich schlage also vor, wir kaufen uns ein paar anständige Gäule ...«

»Aber Ter könnte doch mit dem Gepäck nachkommen?« meinte Viktor erleichtert.

»Gewiß. Aber was kann der Junge machen, wenn ihm der Chawadar unterwegs den Hals abzuschneiden droht, falls er nicht zugeben will, daß unsere Koffer bestohlen oder ganz geraubt werden? Ter wird sich wehren, wie ich ihn kenne. Der einzige Effekt wird sein, daß ihn der Chawadar wirklich umbringt und nachher mit der größten

Dreistigkeit behauptet: Ein Löwe hat ihn gefressen. Obgleich er so gut wie ich weiß, daß es hier überhaupt keine Löwen mehr gibt.«

»Das sind ja schreckliche Zustände.«

»O nein, nur Naturzustände,« scherzte Hoijer, der überhaupt bester Laune war von dem Augenblick an, da er auf persischem Boden stand. »Man muß sich halt um seine Sachen kümmern. Wir kommen statt in drei in fünf Tagen nach Täbris. Es ist auch nicht schlimm, denn die Gerüchte sind hier immer mindestens zehn Tage den Taten voraus. So

ein persisches Gerücht verbreitet sich hundertmal so schnell wie ein Telegramm. Sollten wirklich Unruhen in Täbris ausbrechen, kommen wir doch noch reichlich früh. Ich habe dafür noch einen besonderen Grund. Heute beginnt nämlich bei den Persern das Muharramfest. Da haben sie vollauf mit sich selbst zu tun, und die Christen sind klug genug, ihnen in diesen Tagen, wo sie religiös besonders fanatisiert sind, nicht in die Nähe zu kommen, sich möglichst still und abseits zu halten. Freilich brechen dann im

Verlauf des Muharramfestes in der Tat gerne Unruhen aus. Aber erst, wenn die Sache schon einige Tage in Gang ist. Sie können mir vertrauen, ganz ruhig sein, es müßte sehr wunderlich zugehen, wenn wir nicht noch früh genug nach Täbris kämen, vorausgesetzt, daß überhaupt etwas an dem Gerücht ist, von dem der Doktor Rosen sprach.«

Was sollte Viktor tun? Er fand sich in sein Schicksal und betrachtete die persischen Kinder, die aus den etwas abseits liegenden Hütten herbeigeeilt waren, die Fremden anzustauen.

Nun kamen auch Männer, alle in hohen schwarzen Lammfellmützen und langen dunklen Röcken. Die Füße bloß, die Nägel der Zehen und der Hände sowie die Vollbärte mit Hennah rot gefärbt, ziegelrot. Viktor hatte zwar schon in Moskau und in Tiflis einzelne Perser gesehen, aber daneben doch auch andere Leute, meist auch Europäer. Dort in Rußland hatte er sie als Fremde empfunden, hier waren sie die Herren, hier gab es im Augenblick außer Hoijer und ihm keine Europäer. Jetzt wirkten diese Menschen etwas unheimlich auf ihn. »Eben ging mir doch so

ein leichter Schauer über die Haut,« meinte er leise zu Hoijer, ohne daran zu denken, daß ihn außer Hoijer doch niemand verstand, und wenn er auch laut gerufen hätte. »So ähnlich, wie ich ihn manchmal als Kind empfand, wenn ich Lederstrumpf las.«

Hoijer lachte vergnügt. »Seht Ihr, ich erinnere mich ganz genau, als ich zum erstenmal hierher kam, ging es mir ganz ähnlich. So plötzlich unter eine wildfremde Rasse versetzt sein, unter Menschen, die sich schon äußerlich sehr von uns unterscheiden, mit denen wir gar keinen Berührungspunkt finden

als den, daß sie auch auf zwei Beinen gehen, das hat etwas Sonderbares. Aber man gewöhnt sich daran, an diese Physiognomien, an die rote Färbung, an die andern Sitten, und bald sieht man, sie sind gar nicht so viel anders wie wir selbst.«

Die Perser musterten mehr die Koffer als die beiden Europäer, denn nach dem Umfang und dem mutmaßlichen Inhalt der Koffer würden sie dann die beiden Menschen taxieren.

Hojer deutete ungeniert von einem zum andern. »Sind sie nicht wundervoll rot gefärbt? Dagegen ist mein Bart gar nichts. Aber

einen Vorzug hat er, er ist nicht gefärbt, und da bei den Persern rot eine heilige Farbe ist, und ein Mensch, der mit rotem Haar zur Welt kommt, ein von Allah besonders Auserwählter ist, so hab' ich's gut unter ihnen. Wofür man mich in Europa auslacht, verehrt man mich hier. Ihr seht, mein Name prädestinierte mich, die Russen zu ärgern, und mein Bart, unter Persern zu leben.«

Jetzt näherte sich ein älterer Mann, langsam, mit würdigen, abgemessenen Bewegungen. Die andern machten ihm schon von weitem ehrerbietig Platz. Kaum erblickte ihn Ter, verbeugte er sich tief. Das wunderte Viktor

sehr, und fragend schaute er auf Hoijer. »Seht Ihr den grünen Gürtel, den er um die Taille geschlungen hat?« Viktor nickte. »Das bedeutet, daß dieser Mann schon nach Mekka gepilgert ist, wohin jeder gläubige Mohammedaner einmal in seinem Leben von Rechts und Glaubens wegen reisen soll zum Grabe des Propheten. Er war schon da, hat somit ein besonders gutes Anrecht aufs Paradies, deshalb verbeugt sich Ter vor ihm. Daß er sich aber so tief verbeugt, hat noch einen andern Grund. Ihr seht, er trägt keine schwarze Lammfellmütze, sondern einen grünen Turban. Das bedeutet, daß er ein Nachkomme

Mohammeds ist, und diese genießen ganz besondere Verehrung, sie sind die eigentlichen Herren hier. Er bekommt zwar keinen Zehnten wie die jüdischen Leviten, dafür aber alles, was er gebraucht, von jedem, den er darum angeht. Will er eine Reise machen, schickt er zum Reichsten um ein Pferd, der gibt ihm unweigerlich das beste, das er im Stall hat. Nachher liefert er es wieder ab. Jede Bitte, die er äußert, wird, wenn irgend möglich, erfüllt; ist er doch ein Nachkomme des Propheten. Mit solchen Leuten muß man sich gut stellen, denn wenn sie für einen eintreten, fürchtet sich selbst der Schah, einem

ein Unrecht zu tun, weil es ihn eine Revolution kosten kann.«

Hojer trat auf den Mann zu, schüttelte ihm die Rechte und sprach eine Weile mit ihm. Er schien ihn gut zu kennen. Viktor hatte derweil Muße, die Anmut und Würde zu bewundern, die aus jeder Bewegung dieses Mannes sprach. Wie gemessen jede Geste war, die er machte! Es war ein Anblick, der Viktor geradezu begeisterte, so ästhetisch schön war es, diesen Menschen reden und sich bewegen zu sehen. Jetzt sprach man offenbar über ihn, denn der Perser sah

ihn einen Augenblick lang an. Nicht neugierig, nicht erstaunt oder dergleichen, sondern hoheitsvoll, ruhig, vornehm. Dann machte er drei Schritte vorwärts, verbeugte sich leicht, indem er mit seiner rechten Hand erst die Stirn, dann den Mund, dann die Brust berührte. Fast sah es aus, als schüge er ein Kreuz. Darauf reichte er ihm die Hand und lud ihn dann mit einer feierlichen, weiten Bewegung ein, ihm zu folgen. Viktor fühlte sich fast befangen von dieser fürstlichen Art, sich zu geben. Während sie langsam dem Mohammedaner folgten, sagte Hoijer zu Viktor: »Wahrscheinlich dachten Sie eben, er schüge

vor Ihnen ein Kreuz. Aber das stimmt nicht. Er berührte seine Stirn, das heißt: Meine Gedanken dienen dir; die Lippen: Mein Mund redete von dir; seine Brust: Mein Herz denkt immer an dich.«

»Wie hübsch das ist.«

»Gewiß. Hübsch sind überhaupt die Verkehrsformen der Perser, nur darf man sie nicht allzu wörtlich nehmen.«

»Das tut man bei uns ja auch nicht.«

Hojer lächelte. »Recht so, ich sehe, Persien beginnt schon, Euch zu gefallen, sonst würdet Ihr es eben durch Eure Worte nicht in Schutz genommen haben.«

»Wenn auch Persien nicht, so doch diesen würdigen Mann.«

»Und wißt Ihr, was er von Beruf ist? Gastwirt und Schneider!«

»Wenn die Schneider hier schon so aussehen, wie werden sich erst die Hochgestellten benehmen.«

»Ich hoffe, daran werdet Ihr noch Eure Freude haben.«

Inzwischen war man zu dem Haus des Persers gelangt, der sie wieder durch eine überaus majestätische, langsame Armbewegung einlud, ihm ins Innere zu folgen.

»Seht Ihr, jetzt haben nicht nur die Wagen aufgehört, sondern auch die Betten und Pritschen,« sagte Hoijer, indem er auf den dicht mit Teppichen bedeckten Boden des Zimmers wies, an dessen Wänden einige Kissen lagen. Der Perser ließ sie durch einen kleinen Jungen näherbringen, man ließ sich mit gekreuzten Beinen nieder, und der Junge schob als Stütze eins der Kissen in den Rücken.

»So, jetzt müßt Ihr vor allem persisch liegen lernen,« meinte Hoijer. »Laßt es Euch nicht verdrießen, wenn Euch in den ersten Tagen die Knochen ein wenig schmerzen von der ungewohnten Sitzart. Bald werdet

Ihr dahinterkommen, daß es auf der ganzen Welt keine angenehmere und zweckmäßigere gibt.«

»Wahrhaftig, Ihr lobt Persien gar zu sehr!« sagte Viktor und rückte unruhig hin und her, denn vorläufig fand er diese Lage gar nicht bequem.

»Nur was lobenswert ist, das lobe ich. Oder glaubt Ihr wirklich, es entspräche der Natur des menschlichen Körpers, auf einem Stuhl zu sitzen? Er ist rechtwinklig. Ist das unser Körper vielleicht auch?«

Es kamen Diener und trugen Brot auf, lange, matzenartige, runde, dünne Fladen, die

sie vor den beiden ausbreiteten. Dann stellte einer vor jeden ein dickes Bündel grüner Kräuter und rohe Gurken. Wieder ein anderer brachte Salz. Dann wurden drei schmale Teetassen aus feinem Glas hingestellt. Wieder ein anderer Diener brachte den Samowar.

»Wieviel Diener hat der Mann eigentlich?«

»Er ist zwar nicht wohlhabend, aber fünf oder sechs mindestens, denn es wäre eine Schande für einen Perser, auch wenn er arm ist, aber etwas gelten will, weniger Diener zu haben.«

»Hat er denn keine Frau?«

»Selbstverständlich, sogar wahrscheinlich mehrere. Aber die bekommt Ihr nie zu sehen, es wäre auch im höchsten Grade unanständig, danach zu fragen. Von den Frauen redet man nicht, sie sieht man im Hause nie, und auf der Straße nur in sackartige Überwürfe gehüllt. Auch das ist ein Vorzug Persiens, daß man – so ganz von den Frauen verschont bleibt!«

Da Viktor die frauenfeindlichen Äußerungen Hoijers schon öfter aufgefallen waren, fragte er ihn: »Nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie reden so oft ähnlich, was haben Sie eigentlich gegen die Frauen?«

Hojer wurde auf einmal sehr ernst, sah eine Weile vor sich hin und antwortete dann: »Ich spreche zwar nicht gern davon, aber ich will nicht, daß Ihr mich mißversteht, und dann, wir werden noch oft zusammen sein, da ist's vielleicht ganz gut, wenn ich Euch das erkläre.« Wieder schwieg er einen Augenblick nachdenklich, und Viktor sah, wie sich eine tiefe Falte in seine Stirn grub, die sonst so glatt und freundlich aussah. Fast reute es ihn, danach gefragt zu haben, und schon

wollte er etwas Derartiges sagen, da fing Hoi-  
jer wieder zu reden an: »Ich bin nämlich ver-  
lobt gewesen, mit einer Schwedin. Ich ha-  
be sie sehr geliebt, wir waren als Brautleute  
sehr glücklich. Kurz vor der Hochzeit verun-  
glückte sie bei einem Unwetter im Gebirge.  
Ich habe es viele Jahre nicht verwinden kön-  
nen.« Er seufzte schwer. »Es waren schreck-  
liche Jahre, die mich viel Kraft und Freude  
und Leben gekostet haben. Seht Ihr, deshalb  
rede ich so. Ich habe selbst erlebt, wie einen  
eine Frau in Bann schlagen kann. Daß man  
dumm und närrisch wird, nicht mehr davon  
loskommt und sich unglücklich macht. Und

das Leben ist schon so arm und kurz, daß es schade ist um jeden Tag, den man nicht in Frohsein verbringt. Deshalb habe ich einen Respekt vor den Frauen und gehe ihnen aus dem Weg. Sie bringen soviel Unglück.«

»Aber doch auch Glück.«

»Mag sein. Ich kenne es nicht, denn so schön jene kurzen Monate unserer Verlobung waren, die Jahre danach!« Er schwieg wieder und seufzte. »Ach was,« ermunterte er sich dann selbst. »Es lebe Persien! Hier wenigstens hat man nichts von den Frauen zu fürchten. Hier braucht man nicht vor ihnen auf der Hut zu sein.«

»Das alles zeigt doch nur, wie empfänglich Sie für Frauenart und Frauenreiz sind,« meinte Viktor.

»Aber gewiß, und deshalb geh ich dem aus dem Wege, wo ich nur kann. Gebrannt' Kind scheut's Feuer.«

Der Perser erschien wieder, und auf eine Aufforderung Hoijers hin ließ er sich neben ihm auf der Erde nieder. Jetzt trugen zwei Diener einen gekochten, dampfenden Hammel ins Zimmer und stellten ihn in die Mitte zwischen die drei. Hoijer machte ein klägliches Gesicht. »Jetzt kommt das Häßlichste an Persien. Nur Mut!«

Da es keine Gabeln gab, sah Viktor ziemlich hilflos drein und zugleich aufmerksam auf die beiden andern, wie das nun wohl weiterginge?

Der Perser nahm ein Stück von dem Brotfladen in die Linke, ein großes Messer in die Rechte, ergriff mit dem Stück Brot in der Linken das eine Bein des Hammels und säbelte mit der andern große Fetzen Fleisch ab. Dann spießte er sie aufs Messer, legte sie auf ein anderes Stück seines Brotfladens und präsentierte die Stücke. Nicht mit einem Hauch hatten seine Finger das Fleisch berührt. Bewundernd sah dem Viktor zu und langte mit Hilfe

eines Brotstücks reichlich ungeschickt nach einem der Fleischstücke. Der Perser drehte inzwischen wieder aus einem kleinen Teil seines Fladens eine zierliche Tüte, mit der er sich Sauce schöpfte. Viktor mußte gestehen, daß es gar nicht unappetitlich aussah, im Gegenteil. Wenn man in dieser Art zu essen so gewandt war wie der Perser, sah es sehr hübsch aus und erforderte gewiß viel Geschicklichkeit. Mehr, als wenn man einfach mit Messer und Gabel hantierte.

»Nun, wie gefällt Euch das?« fragte Hoijer.

»Es sieht reizend aus, man meint, man könnte es sofort gerade so gut, aber ich merke, wie schwer es ist, ohne Gabel anständig zu essen.«

Hojjer lachte. Der Perser fragte ihn, weshalb, und als er erfahren, worum es sich handelte, huschte ein ganz kleines, dünnes Lächeln um seine Lippen. So aß man denn; Viktor, der starken Hunger verspürte, ziemlich viel, trotzdem es ihm auffiel, daß das Fleisch einen überaus strengen, gar nicht angenehmen Geschmack besaß. »Das kommt daher,« erklärte Hojjer, »daß man hier den Hammel der großen Hitze wegen nicht erst an die

Luft hängen kann, sondern gleich zubereiten muß, sowie er geschlachtet ist. Deshalb dieser Geruch. Als ob man die Nase in das schmutzige Fell eines alten Hammels steckte, der vierzehn Tage nicht an die Luft gekommen ist. Findet Ihr nicht?»

»Um Gottes willen, hören Sie auf, verderben Sie mir nicht meinen guten Appetit.« Der Perser aber blickte ab und zu mit leichter Verwunderung auf Viktor, ohne daß dieser es merkte. Denn es gilt in Persien für unfein und gewöhnlich, viel zu essen. Ein wahrhaft vornehmer Perser begnügt sich mit einer Handvoll Reis, einem Stück Fleisch und Tee. Tee

trinkt er dafür ungeheuerlich viel, den ganzen Tag über, und in jedem der kleinen Täßchen mindestens fünf Stücke Zucker.

Dann wurde Käse gebracht, und nun griff Hoijer energischer zu. »Der Käse, das ist das beste an der persischen Mahlzeit außer dem Tee,« erklärte er. In der Tat, der zarte Schafkäse, der reichlich mit grünen Kräutern durchsetzt war, die noch ihr ganzes Aroma bewahrt hatten, schmeckte ausgezeichnet. »Ist es nicht, als nähme man die schönste Wiese in sich auf bei diesem Käse, den ganzen Frühling mit all seinen Wohlgerüchen?«

fragte Hoijer Viktor begeistert. »So was hat man in Europa nicht.«

»Was sind Sie für ein Materialist,« scherzte von Gandern.

»Gott sei Dank!« erklärte Hoijer sehr befriedigt. »Den Spiritismus hab' ich endlich abgetan. Sie wissen gar nicht, was das für eine Wohltat ist für einen, der früher Missionar war.«

Nun erschien ein junger Perser, den Viktor noch nicht gesehen hatte. In der Linken eine große Zinnkanne, dickbauchig, mit langem, schmalem, schön geformtem Hals. Wie ein edelgebogener Schwanenhals war er und lief

in einen spitzen Schnabel aus. In der Rechten hielt er ein Leinentuch. Hinter ihm trat ein Diener mit einem großen Zinnbecken ein. Viktor blickte fragend auf Hoijer. »Der junge Mann, das ist der älteste Sohn unseres Gastgebers. Das andere werdet Ihr gleich selbst sehen.«

Kein Wort wurde gesprochen. Stumm kniete der älteste Sohn des Hauses vor seinem Vater nieder und goß ihm das Wasser aus der Zinnkanne über die Hand, während der Diener das Zinnbecken unter die Hände hielt. Dann trocknete sich der Vater vorsichtig die Hände an dem Leintuch ab, und als er es dem

Sohn zurückgab, verneigte der sich ehrerbietig und berührte mit der Rechten Stirn, Mund und Brust. Es lag etwas außerordentlich Feierliches in diesem Vorgang. Viktor dachte unwillkürlich an jene klassischen Bilder, die die Fußwaschung Jesu von Nazareth darstellen. So ähnlich empfand er den Vorgang, dessen Feierlichkeit dadurch etwas besonders Warmes erhielt, daß der Sohn, auch schon ein erwachsener Mensch, so ehrerbietig vor seinem Vater kniete. Dann trat der Sohn des Hauses zu Viktor, und das Ganze wiederholte sich. Darauf auch bei Hoijer. Auch die Reihenfolge war charakteristisch. Erst der Hausvater,

dann der, den man für den vornehmsten Gast hielt, und dann die folgenden.

»Ich wußte, daß Euch das gefallen würde,« schmunzelte Hoijer wohlgefällig, während der Sohn samt dem Diener wieder stumm das Zimmer verließ. Kaum waren sie draußen, erschien wieder ein Diener mit zwei Galianpfeifen, deren Holzkohle dunkel glühte. Die eine setzte er vor Viktor hin, die andere vor den Hausherrn, der einige Worte zu Hoijer sprach, die dieser Viktor verdolmetschte. »Er läßt sich entschuldigen, daß er nicht aus einer Pfeife mit uns raucht. Aber der Koran verbietet es ihm.«

Viktor betrachtete interessiert das große Gestell, das vor ihm stand. Oben war ein silberner Aufsatz, mit Rubinen reich geschmückt, von dem kleine, silberne Schnüre herabhingen, die sich, leise klingend, bewegten. In diesem Aufsatz befand sich die glühende Holzkohle und der Tabak. Der Aufsatz mündete in ein langes, schwarzes Rohr, das mit Schnitzereien versehen war und in ein Glasgefäß auslief, mit Wasser gefüllt, in dem Rosenblätter schwammen. Ein zweites, zierlicheres Rohr mündete ebenfalls in den Glasbehälter. An ihm sog jetzt der Perser. Leise

gluckste das Wasser, während die Rosenblätter in ihm auf- und niedertanzten und der Tabakrauch von dem breiteren Rohr aus durch das Wasser und das schmale Rohr zu den Lippen des Rauchers gelangte. Viktor imitierte den Perser. Es gelang besser, als er erwartet hatte, und es bedurfte auch gar nicht so großer Lungenanstrengung, wie er befürchtete, um den Rauch durch Rohr, Wasser und wieder Rohr zum Mund zu treiben, es ging vielmehr ganz leicht. Der Tabak aber mündete ihm ausgezeichnet. Durch das Wasser verlor er an Nikotin und bekam etwas sehr Weiches, Wohlschmeckendes.

»Ja, ja,« lächelte Hoijer, »vier Dinge gibt es, die findet man gut nur in Persien: Tee, Käse, Tabak und Pferde. Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, was wohl das beste sei. Aber eins ist so hervorragend wie das andere. Und nun müßt Ihr mir auch die Pfeife geben, sonst wird unser Perser unruhig, denn hier raucht man aus einer Pfeife, und tut einer nicht mit, ist's eine schwere Beleidigung. Deshalb entschuldigte sich vorhin unser Herbergsvater auch.«

So saßen sie eine ganze Weile, tranken Tee, rauchten Galian und führten ein zwar etwas umständliches Gespräch, weil Hoijer

dolmetschen mußte, aber fühlten sich alle recht wohl, insbesondere auch Viktor, der nie geglaubt hätte, daß es ihm in Persien so behaglich zumute sein könnte.

»Nun brauchen wir noch zwei Flinten und zwei anständige Pferde bis morgen früh, dann kann's weitergehen,« sagte Hoijer schließlich. »Die beiden Flinten muß unser Perser auf dem russischen Ufer zwei Kosaken abhandeln, die Pferde bekommen wir hier.«

»Brauchen wir denn Flinten, und dürfen die denn die Kosaken verkaufen?«

»Allerdings brauchen wir sie, denn man weiß hier nie, wozu es gut ist. Jedenfalls

schadet es nichts, wenn sie über unseren Schultern hängen und jeder, dem wir begegnen, schon von weitem sie sieht, denn so idyllisch wie im Augenblick ist's nicht immer, Baron. Verkaufen dürfen die Kosaken ihre Flinten natürlich nicht, aber sie tun's doch, sagen, sie haben sie verloren, sie seien in den Araxes gefallen oder dergleichen, lassen sich einsperren und durchprügeln, aber sie haben das Geld, das ist wichtiger und entschädigt sie für alle Prügel.«

Der Perser verließ sie, nachdem ihm Hoijer seine beiden Wünsche mitgeteilt hatte, und

Viktor zog seine Briefftasche, indem er meinte: »Nun müssen Sie mir sagen, was wir eigentlich schuldig sind.«

Hojer lachte. »Ich habe schon gefragt, aber man will von Geld nichts wissen. Wir würden den Perser schwer beleidigen, nachdem er das gesagt, wenn wir ihm trotzdem Geld anböten.«

»Wir können uns doch aber nicht umsonst beköstigen lassen. Außerdem ist er doch Gastwirt, wie Sie mir vorhin sagten.«

»Richtig, richtig, alles richtig. Aber er will von uns nun mal kein Geld. Es war ihm halt eine besondere Ehre. Übrigens wird er

an uns nicht zugrundegehen, denn er ist ja nicht nur Gastwirt, sondern auch Nachkomme Mohammeds. Drückt ihn, was wir verzehrt, wird er sich schon an seinen Dorfgenossen schadlos halten. Und da er kein bar Geld will, schlage ich vor, wenn wir zurückkommen, dedizieren wir ihm unsere beiden Flinten. Da ist er reichlich bezahlt, und außerdem liebt er wie alle Perser gute Waffen ganz besonders.«

Viktor hielt immer noch seine Briefftasche in der Hand. »Übrigens, was habt Ihr denn da für Geld?« Viktor reichte ihm seine Briefftasche hin. »Ja, um Himmels willen, das ist

ja persisches Papiergeld! Das hat ja nur zwei Drittel seines Nennwerts. Wer hat Euch denn das aufgehängt?«

»Eine Bank in Tiflis, an die mich Frau Richter empfahl.«

»Wer sind denn die Besitzer, diese Spitzbuben?«

»Armenier!«

Beide stutzten einen Moment, dann lachten sie laut. »Jetzt könnt Ihr also auch getrost in Europa erzählen, die Armenier sind Gauner und Betrüger,« meinte Hoijer, nicht ohne Galgenhumor, »wenn Ihr auch versichert

sein könnt, daß Euch jeder russische Bankier, wenn er gemerkt hätte, daß Ihr nicht Bescheid wußtet, ebenfalls das Papiergeld aufgehängt hätte. Nach Persien reist man mit einem Säckchen Keran, das ist Kupfergeld, und Thoman, das ist Silbergeld, und einer Anweisung auf die Filiale der Londoner Bank in Täbris. Jetzt ist aber nun mal das Unglück geschehen. Bis Täbris werde ich allein bezahlen, denn die Londoner Bank wird Euch das Papier immer noch am ehrlichsten in Silber umwechseln.«

Viktor steckte seine Brieftasche wieder ein und meinte etwas kläglich: »Ein wahres

Glück, daß ich Euch mithabe. Wie würde es mir sonst wohl gehen.«

»Nun ja, gut ist's schon, Ihr müßtet etwas mehr Lehrgeld bezahlen als so. Aber jetzt möchte ich Euch, der Ihr bis jetzt fast nur Persien von der angenehmen Seite kennenlerntet, den Revers zeigen,« fuhr er fort und verließ mit Viktor das Haus, aus dem sie sich nicht ganz leicht hinausfanden, da es Nacht geworden und noch keine Sterne leuchteten. Die schmalen Straßen lagen öd und leer, nur ab und zu schlich sich scheu ein Hund beiseite. »Das ist auch charakteristisch für dies

Land,« erklärte Hoijer. »Sowie es Abend geworden, wagt sich niemand mehr aus seinem Haus, außer daß mehrere, meist bis an den Hals bewaffnet, zugleich, weil sie müssen, auf die Straße gehen. Dabei kommt eigentlich selten etwas vor, und ich glaube manchmal, es ist weniger die Angst um ihr eigenes Leben, die sie abends zu Hause hält, als die Angst, wenn einer ermordet würde, könnte ein anderer mit in die Affäre verwickelt werden, denn ein Mord bedeutet für den Verwalter der Provinz immer etwas Gutes, da er dann das Recht hat, den betreffenden Ort zu brandschatzen, so viel er will; und da in

Persien alle öffentlichen Ämter verkauft werden und jeder natürlich, was er hineinsteckt, wieder mit reichen Zinsen herauspressen will, so brandschatzt er ein Dorf, in dem ein Mord geschehen, nicht wenig. So hütet sich jeder Ort denn vor diesem Unglück, so gut er kann, vor allem dadurch, daß niemand seiner Bewohner vom Dunkelwerden an ausgeht. Nur während des Muharramfestes geht es nicht anders, da müssen sie hinaus, aber meist gehen sie noch vor Einbruch der Nacht weg und sind noch vor Dunkelheit an Ort und Stelle, wo gefeiert wird. Bis man sich trennt, ist es wieder Tag. Offenbar sind an

diesem Ort auch schon alle längst im Hof des Gemeindehauses versammelt.«

Die beiden horchten auf ihrer einsamen Wanderung plötzlich auf. »Aha,« nickte Hoijer, »sie sind schon am Werk.«

»Was für sonderbare, langgezogene Klage-töne sind das?«

»Es ist der Trauergesang um Husejn und Hasan, die Söhne Alis, des Schwiegersohnes von Mohammed. Husejn fiel im Kampf, Hasan wurde vergiftet. Beide verehren die Perser, die Schiiten sind, im Unterschied zu den türkischen Sunniten, als die rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds.«

»Schauerlich klingt das durch die Nacht.«

»Noch schauerlicher ist es in der Nähe,«  
murmelte Hoijer leise, indem er Viktor vor-  
sichtig mit sich zog zu dem nach der Stra-  
ße zu offenen Hof des Gemeindehauses. In  
dem Hof brannten große Feuer, deren dun-  
kellodernde Flammen unruhig hin und her  
züngelten und dunkle gespenstige Schatten  
an die hell getünchten Wände warfen. An  
den Wänden saßen tief verschleiert die Frau-  
en und klagten um den Tod der Söhne ihres  
Propheten. Im Hof selbst standen die Män-  
ner in Gruppen von je sieben, mit entblößtem

Oberkörper, den sie sich gegenseitig schlugen, während sie ebenfalls laut klagten um den Tod Husejns und Hasans. Wohl eine halbe Stunde sahen die beiden Europäer dem zu, stumm, ergriffen von den klagenden Tönen dieser Männer- und Frauenstimmen, und Viktor außerdem entsetzt über das furchtbare, grausame Schlagen der Fäuste der Männer, die, je länger die Klage dauerte, um so heftiger sich gegenseitig bearbeiteten. »Das dauert so die ganze Nacht bis an den Morgen. Am nächsten Abend beginnt es wieder. Außerdem herrscht strenges Fasten. Acht Tage lang hört es nicht auf. Natürlich werden

die Nerven von Tag zu Tag gereizter, erregter. Immer gewaltsamer muß man sich aufpeitschen, nur um diese langen acht Tage auszuhalten. Ich habe es schon erlebt, daß man sich mit Stöcken schlug, schließlich sogar mit den langen, eisernen Stäben, die die Derwische mit sich führen. Das Blut floß in Strömen, manche fielen um und starben auf der Stelle. Dann frohlockten alle, sein Weib stimmte einen Jubelgesang an, denn bei diesem Fest sterben, ist etwas besonders Hohes. Der Betreffende geht gleich ins Paradies ein und genießt dort besondere Wonnen.«

Viktor wandte sich ab. Ihm graute vor dem Anblick. »Wir wollen gehen,« meinte er. — »Es schadet auch nichts, denn, wie ich Euch schon früher sagte, in diesen Tagen kann man nicht vorsichtig genug sein. Wenn es plötzlich irgend so einem Fanatisierten einfällt, gegen die Christen zu schreien, kann's einem, wenn man in der Nähe ist, übel genug ergehen.«

Langsam kehrten sie in das verödete Haus ihres Gastgebers zurück. »Ob wir hier wohl sicher sind?« meinte Viktor, noch ganz benommen von dem schauerlichen Anblick. — »Ganz sicher, denn wenn dem Perser etwas

heilig ist, so ist es die Gastfreundschaft. Überhaupt, solange Ihr bei einem Orientalen zu Gast seid, könnt Ihr ganz ruhig sein. Eine Gefahr gibt's erst wieder, wenn Ihr seine Schwelle verlaßt. Von dem Augenblick an aber, wo Ihr im Freien steht, seid Ihr wieder vogelfrei.«

Lange lag Viktor noch wach auf dem Boden des Zimmers. Von fernher vernahm er ununterbrochen die langgezogenen Klagerufe der Perser. Am Himmel aber ging ruhig der Mond, leuchteten klar und hell die ewigen Sterne. Wie mochte es jetzt in Täbris aussehen, zugehen? Viel hätte er darum gegeben,

wenn er heute schon hätte dort sein können. Unruhig wälzte er sich hin und her, während Hoijer fest und ruhig schlief. Dies arme, verblendete Volk, dachte er, während er wieder dem Klageschrei lauschen mußte. Und doch, welche Energie zeigte sich darin, daß man sich so plagte, marterte, ja tötete. Er dachte unwillkürlich an die Christen daheim. Die ließen es sich nicht so viel kosten um ihren Propheten. Eine Stunde Kirchgang am Karfreitag. Das war alles. Allzu weh tat das nicht.

Am andern Morgen waren richtig zwei gute Flinten mit den nötigen Patronen und

zwei gute Pferde zur Stelle. Zwei dreijährige Hengste. Den stärkeren nahm sich Viktor, den anderen wählte Hoijer, der kleiner und leichter war als sein Reisegefährte. Auch ein Chawardarpferd wurde erstanden, das man mit den beiden Koffern bepackte, zwischen denen Ter Platz nahm; und fort ging es.

Heiß brannte die Sonne schon am frühen Morgen. Stunde um Stunde verrann. Zuerst beobachtete Viktor noch alles, war doch alles für ihn neu und fremdartig. Schon dies, daß es keine Straßen gab, daß man einfach nach dem Kompaß querfeldein ritt, einer schmalen, kaum sichtbaren Wegspur nach, der man

ansah, daß sie nicht allzu häufig betreten wurde. Aber immer heißer brannte die Sonne, immer größer wurde der Durst, nichts gab es, ihn zu stillen. So sprach denn gegen Mittag keiner mehr ein Wort. Stumpf, müde, mit von der Hitze leicht taumelndem Gehirn ließ man die Pferde gehen, gleichgültig gegen alles, nur von einem Verlangen erfüllt: Wenn doch ein Wasser käme, daß man den quälenden Durst löschen könnte. »Daß Wasser etwas so Kostbares ist, wußte ich bis dato auch noch nicht,« seufzte Viktor. Plötzlich klatschte Ter in die Hände, die Pferde, die auch die Köpfe hatten hängen lassen,

blähten die Nüstern, Viktors Hengst wieherte sogar leise und reckte sich freudig auf. Man war einer Quelle nahe. Nachdem man eine Stunde gerastet, ging es wieder weiter. Wieder brannte die Sonne, immer weiter durch öde, reizlose, trockene Gegend, in weiter Ferne die Berge von Karabagh, auf denen ein grünlicher, schwacher Grasschimmer lag. Von morgens sechs war man mit nur einer Stunde Unterbrechung unentwegt zu Pferd gesessen, und jetzt ging es auf sechs Uhr abends. Elf Stunden waren das.

Viktor glitt von seinem Pferd und ging langsam vor ihm her, um sich ein wenig die

Füße zu vertreten. Auf einmal fühlte er, wie das Tier seinen langen, schmalen Kopf an sein Rückgrat schob. Was wollte das Tier nur? Er lächelte und lehnte sich an den Kopf. Das wollte der Hengst, denn nun schob er ihn, während Viktor so zugleich eine angenehme, wenn auch primitive Rückenlehne hatte, gemächlich vorwärts. Auch Hoijer mußte lachen. »Sagt' ich Euch zuviel von den persischen Pferden? Ist es nicht klug, das Tier? Weiß es nicht ganz gut, was Euch im Augenblick am angenehmsten ist?« In der Tat, Hoijer hatte recht. So verging wieder

eine Stunde. Dann drehte sich Viktor seinem Pferd zu, streichelte und liebkostete es. Wie es schnob, wie seine Augen funkelten und glühten, wie es mit den Hufen scharrte. O, es wußte ganz genau, daß es seine Sache gut gemacht hatte und gelobt wurde. Viktor wollte wieder aufsitzen. Aber so wie er den Fuß zum Bügel hob, trat das Tier beiseite, schnaufte und schnubberte an ihm herum. Wiederholt versuchte er, in den Sattel zu kommen, aber es gelang nicht. »Was will er nur?« Auch Hoijer wußte es nicht. Während die beiden überlegten, steckte der Hengst plötzlich seine trockene Schnauze in

Viktors Rocktasche. »Belohnt will der Spitzbube werden!« rief Hoijer. »Ein Stück Zucker will er haben!« So war es auch. Als Viktor ihm ein Stück Zucker gereicht, hielt das Tier still, und er konnte aufsteigen. »Bist du ein schlauer Kerl,« sagte Viktor, und tätschelte dem Hengst den Hals. »Und ein echter Perser dazu,« meinte Hoijer. »Wenn er mal wirklich was Gutes getan, will er auch gleich dafür belohnt werden.« Und wieder ging es weiter, immer Schritt vor Schritt, weil sonst ja Ter mit dem Gepäck nicht hätte nachkommen können. Und gerade dies ewige Schrittreiten ermüdete unsäglich. Endlich erreichte

man ein mageres Gestrüpp, wo man wieder haltmachte.

»Habe die Ehre, meine Herren, habe die Ehre, Herr von Hoijer!« klang es plötzlich aus dem Gebüsch. Viktor war sprachlos und starrte den kleinen Mann, der sich ihnen näherte, fast entsetzt an. Hatte er Halluzinationen? Oder gab es überall in der Welt, an den unmöglichsten Stellen, wirklich Deutsche?

Hoijer war aufgesprungen und schüttelte dem Mann erregt die Hand. »Weiß Gott, daß ich das vergessen konnte! Das kommt von der verdammten Hitze, an die ich noch nicht wieder gewöhnt bin, Herr Steinhuber.«

Er stellte Viktor vor. Herr Steinhuber verbeugte sich. »Habe die Ehre, freut mich sehr, Herr Baron.« Viktor blickte von einem zum andern. »Ja, um Gottes willen, sagen Sie mir nur, wie kommt denn ein Deutscher, ein Österreicher plötzlich hierher?« Die beiden andern konnten sich das Lachen nicht verbeißen. »Herr Steinhuber ist hier stationiert, hier befindet sich eine Station des englisch-indischen Telegraphen, den Herr Steinhuber nun schon seit zehn Jahren bedient,« erklärte Hoijer. »Nein, daß mir das nicht gleich einfel.«

»Seit zehn Jahren?« sagte Viktor und sah sich den Mann aufs neue an, der unverfälschtes Wiener Vorstadtdeutsch sprach, in zwar recht verbrauchten, dafür aber immer noch den besonderen, eleganten Wiener Schnitt offenbarenden Kleidern steckte. »Das ist doch einfach unglaublich,« stammelte Viktor. Herr Steinhuber schmunzelte vergnüglich über das Aufsehen, das er hervorgerufen. »I bitt' Ihne, meine Herrn.« Er zeigte in das Gebüsch. »Aber gewiß, wir kommen mit in Ihr Stationsgebäude,« erwiderte Hoijer und schritt voran.

»Bitte nach Ihnen, i bitt' schön, nach Ihnen, Herr Baron,« sagte Steinhuber, indem er das Gesträuch mit Wiener Kellnereleganz auseinanderbog. Viktor mußte auf einmal laut und herzlich lachen. Das war zu drollig. Wenn er sich vorstellte, hier mitten unter Persern, da taucht plötzlich, als wäre es ganz selbstverständlich, ein Wiener auf! Nein, nein!

Jetzt stand man vor einem kleinen, steinernen Häuschen mit eisenvergitterten Fenstern. Ein kleines Gärtchen war auch da. In ihm blühten Kartoffeln, grünte Salat. Es war einfach erstaunlich. Viktor schüttelte immer

wieder den Kopf, während man ins Innere des Häusleins ging.

Es enthielt nur zwei Zimmerchen. Das eine war kahl. In ihm standen nur der Telegraphenapparat und ein eisernes Bett, über diesem eine Madonna, bunt koloriert. In dem andern, etwas größeren Raum hingen an der Wand drei Stahlstiche: der Kaiser Joseph, die Kaiserin Elisabeth und Radetzky . . . Die übrigen freien Stellen der Wandflächen waren behängt mit Dolchen, Säbeln, Pfeifen und Silhouetten. Ein kleiner Tisch, drei Stühle, ein Wandschrank, eine Flinte und ein Tabakskasten, damit war die Ausstattung beendet.

Nein, etwas hatte Viktor übersehen. An einem Fenster hing ein Käfig mit einem Kanarienvogel, der aber schon schlief.

Eilfertig schleppte Herr Steinhuber den Samowar und Zigaretten herbei. Bei dem freundlichen Summen des Wassers kam es bald zu einem gemütlichen Gespräch. Viktor interessierte natürlich am meisten, was der Österreicher hier eigentlich trieb, wie er lebte und sich beschäftigte. Viel zu tun hatte er nicht, und das schien ihm sehr angenehm zu sein. Ein paar Telegramme täglich, das war

alles. Freilich, zuweilen gab's auch lebhaftere Zeiten, wie zum Beispiel damals während der armenischen Massakers im Wanbezirk. Er seufzte und fand es höchst überflüssig, daß sich die Menschen an die Häse gerieten, er hatte ja nur Arbeit davon. Dafür gab es dann freilich auch wieder Tage, an denen er schon in aller Frühe sagen konnte: Guten Morgen, Feierabend! Diese Tage waren ihm offenbar am liebsten. Ob er sich denn nicht langweile? Herr Steinhuber sah Viktor verwundert an, Langweile? Das kannte er nicht. Er rauchte, trank Tee, las ein bißchen. Was er denn zu lesen liebe? Nestroy, Heine,

Anzengruber, Dickens, Börne, Swift, und an Sonn- und Feiertagen: Grillparzer. Das war so seine Bibliothek. Der Nestroy war ihm aber am liebsten. Eine sonderbare Zusammenstellung, dachte Viktor. Herr Steinhuber hatte eben gern etwas zu lachen, und über Nestroy könne er sich immer wieder halbtot lachen, auch bei den andern. Nur Grillparzer, der ersetzte ihm offenbar den Sonntagsgottesdienst. Ob er sich manchmal nach Hause sehne? Gar nicht. Zuerst habe er freilich das Café und die Tarockpartie vermißt. Aber jetzt liebe er den Tee über alles und das Kartenspielen vermisse er gar nicht. Ja, aber, so gar

keine Europäer in der Nähe, ob das nicht zuweilen doch schrecklich sei? Jetzt lachte Herr Steinhuber. Nein, das sei gar nicht schrecklich, denn erstens könne er sich ja mit seinen Kollegen telegraphisch unterhalten, wenn es ihm Spaß mache, und dann brauche er keine Menschen. Ab und zu käme ein Europäer ja sowieso vorüber. Und nur so sei es ein Genuß, wirklich ein großer, mit Europäern unverhofft zusammen zu sein.

Plötzlich fragte Viktor, ob er auch in telegraphischer Verbindung mit Täbris stehe? Aber gewiß, versicherte er. Vorhin habe er gerade noch ein Telegramm weitergegeben,

denn man befürchte dort jeden Augenblick den Ausbruch von Unruhen. Weiteres dürfe er nicht mitteilen, das sei ihm verboten. »Also haben die Unruhen noch nicht begonnen?« fragte Hoijer. »Nein, aber es könne jeden Augenblick losgehen.« Er seufzte, augenscheinlich, weil er von ihnen neue Arbeit und eine Störung seines idyllischen Lebens befürchtete.

Hoijer und Viktor sahen sich auf diese Nachricht hin fragend an. Dann meinte Viktor: »Wie wär's, wenn wir die Nacht benutzen und weiterritten? Wir könnten dann wenigstens morgen abend in Täbris sein. Damit wäre immerhin ein ganzer Tag gewonnen. Außerdem ist es eigentlich angenehmer, die kühle Nacht mit zu benutzen.« Hoijer war einverstanden, und trotz des energischen Protestes Herrn Steinhubers, der immer wieder bat, wenigstens diese eine Nacht bei ihm zu bleiben, brach man bald wieder auf. Auch Hoijer schien zu drängen, denn wenn der englische Telegraph erst spielte,

mußte etwas an den Gerüchten sein, von denen vor kurzem Doktor Rosen gesprochen.

Langsam ritt man wieder weiter. »Welch ein glücklicher Mensch, dieser Steinhuber,« meinte Hoijer. »Man könnte ihn fast beneiden. Er verkehrt mit der Welt eigentlich nur noch per Telegraph, raucht, liest, träumt, trinkt Tee. Geht an der Welt vorüber!«

»Wenn man alt ist, gewiß, da mag das verlockend sein, aber ich, ich ginge zugrunde, ich hielte das keinen Monat aus!« rief Viktor.

»Merkwürdig. Und doch sind die Deutschen, wenn ich ein paar Österreicher hinzurechne, die einzigen, die es tatsächlich aushalten. Es ist der englischen Regierung gar nicht angenehm, daß sie Deutsche in ihren Dienst nehmen muß. Aber die Engländer, mit denen sie es zuerst versuchte, bekamen alle den Spleen. Es ging nicht. Jetzt sitzen über ganz Persien hin bis nach Indien in all den kleinen Telegraphenhäuschen, allein und abgeschlossen von aller Welt und doch durchaus zufrieden, lauter Deutsche.«

Wieder schwiegen die zwei und sahen vor sich hin. Sie dachten wohl alle beide in diesen Minuten, wenn auch aus verschiedenen Motiven, an Manja und ihre Situation in Täbris.

Plötzlich scheute Viktors Pferd und machte einen weiten Satz zur Seite. Viktor konnte nichts bemerken. Nur eine Wagenspur, so schien ihm wenigstens, nicht tief, aber seinen scharfen Augen deutlich sichtbar, zog sich vor ihm her. Hoijer war sofort vom Pferd gesprungen. Viktor fühlte, wie das seine leicht zitterte und unruhig hin und her tanzte. »Ihr sagtet doch,« wandte er sich an Hoijer, »es

gäbe in Persien keine Wagen. Aber ich sehe deutlich eine Radspur.« Er schwang sich auch aus dem Sattel und zog das leicht widerstrebende Tier mit sich. Kaum befand er sich wieder an der Wagenspur, bäumte sich sein Pferd aufs neue hoch auf, und auch Hoijers Hengst wurde sichtlich unruhig. Hoijer, der eine Weile der Spur gefolgt war, erwiderte nun: »Es ist keine Wagenspur, sondern eine Schlange von respektablem Umfang zog dieses Wegs und hat die Spur hinterlassen, die allerdings einer Wagenspur sehr gleicht. Deshalb auch wurden die Pferde unruhig, namentlich das Eure, das feinere, edlere.« Er saß wieder auf.

»Könnte uns die Schlange nicht unangenehm werden?« fragte Viktor, der immer noch damit zu tun hatte, seinen Hengst zu beruhigen, der tänzelte, schnob und mit erschreckten Augen ausäugte . . . »Sie ist groß und hat sich vollgefressen; wenn wir ihr nicht gerade auf den Bauch treten, wird sie froh sein, ihre Ruhe zu haben. Und daß wir ihr nicht auf den Bauch treten, dafür sorgen die Pferde schon, die vor dem Geziefel mehr Angst haben als vor tausend Kurden.«

Nun saß auch Viktor wieder oben, und langsam ging die Reise weiter. Nur das Chawadarpferd war stumpfsinnig weiter getrotet. »Man macht sich in Europa überhaupt falsche Vorstellungen von der Gefährlichkeit der Schlangen. Je größer sie sind, um so ungefährlicher sind sie für gewöhnlich, wenn sie nicht direkt gereizt werden. Unangenehm sind die kleinen rötlichen Bergschlangen, die aber hier in der Ebene nicht vorkommen. Die Luders leben immer auf dem Kriegsfuß mit allem, was Beine hat. Aber die großen. Ich habe mich mal eines Nachts, es war in Kaschgar, weil ich es für einen Baumstumpf

hielt, ganz getrost auf so eine dicke Schlange gesetzt. Sie war sogar zu faul, um gleich Lärm zu schlagen. Erst als ich mich ein wenig lebhaft bewegte, fing sie an zu zischen. Als ich aber sehr höflich, wie Ihr Euch denken könnt, und auch nicht allzu langsam aufsprang, blieb sie ruhig liegen.«

»Ich muß gestehen, mir geht's da ein wenig wie den Pferden,« meinte Viktor, »Schlangen sind mir etwas, na, sagen wir, recht Ungemütliches.«

Die Tiere griffen wieder ruhiger aus. Die vermeintliche Radspur hatte sich seitwärts in einem Gestrüpp verlaufen.

Still war es, totenstill. Kein Laut in der Luft, kein Tier, das sich regte. Auch die Sterne am Himmel regten sich nicht. Auf einmal fiel Viktor Homer ein. Das war so die Landschaft, wie sie sich Homer vorgestellt haben mochte, die zur Unterwelt führte zum Nachen des Charon.

Weiter ging es, immer weiter. Als der Morgen graute, wollte Hoijer Rast machen, aber Viktor überredete ihn, noch bis gegen Mittag fortzureiten, erst, wenn die Sonne lästig wurde, zu ruhen. Hoijer war es recht. Nach einer Weile wurden die Pferde wieder unruhig. Hoijer hielt an und lauschte, Viktor

ebenfalls. Erst vernahm er nichts, als er aber sein Gehör mehr anstrengte, hörte er in weiter Ferne ein Geräusch wie helles Bellen. »Da scheinen Menschen und Hunde in der Nähe zu sein,« sagte er erfreut. Aber Hoijer entgegnete: »Mir kommt es auch so vor, als sei das Hundegebell . . . Dann ist eine Schafherde nicht weit von hier. Der Hirt schläft natürlich und hört nichts. Unangenehm, sehr unangenehm.«

»Weshalb?« fragte Viktor verwundert.

»Weil es in Persien außer dem Hammel nur eins gibt, was mir wirklich unangenehm ist,« erwiderte Hoijer. »Das sind die Hunde der

Hirten. Wilde, tolle Bestien, die sich in einen festbeißen, sowie sie uns wittern, und da es stets viele sind, ist das eine höchst fatale Situation, wenn der brave Hirt gerade schläft oder zu faul ist, sie energisch zurückzupfeifen.« Wieder lauschte er. »Nur scheint mir, das Gebell ist zu hell, zu spitz. Am Ende . . . «

»Brauchen die Hirten denn hier solche Hunde, täten es andere, zahmere nicht auch?«

»Sie brauchen sie allerdings, denn eine Schafherde ist nächst einer Stute das wertvollste Besitztum für den Perser, das man gar nicht genug vor Räubern und Kurden schützen kann.«

»Ich weiß nicht, ich höre soviel von Räubern und Kurden. Gesehen haben wir bis jetzt noch keine. Ist das nicht auch sehr übertrieben, so wie die Geschichte mit dem Löwen, die Sie neulich erzählten?«

Hojer lachte. »Wartet es nur ab. Wenn Ihr erst mit ihnen zu tun habt, werdet Ihr etwas anders denken.«

Wieder horchten die beiden. Das Bellen klang zwar immer noch ziemlich fern, aber doch etwas deutlicher. Auch Ter hatte haltgemacht und lauschte. Dann wandte er sich zu Hojer und flüsterte ihm etwas zu. »Wahrhaftig, der Bengel hat recht, er besitzt wirklich

bessere Ohren als ich.« Hoijer seufzte. »Gräßlich, wenn man merkt, daß man alt wird. Es ist nämlich nur ein Schakal oder mehrere, die sich um etwas balgen, irgendeinen Kadaver oder dergleichen.«

Ein leichter Morgenwind erhob sich und trug einen pestilenzialischen Gestank zu ihnen. »Da haben wir's!« rief Hoijer, »ein verendetes Kamel wahrscheinlich. Kommen Sie hierher, hierher!« Er winkte Viktor, der sein Pferd ihm nachlenkte. Bald darauf roch man nichts mehr. »So, jetzt werden wir in weitem Bogen um das Aas herumreiten, denn sonst

kann einem wirklich schlecht werden, zumal wenn man so wenig im Magen hat wie wir.«

Bald darauf erblickten sie zweihundert Schritte von sich entfernt den Kadaver eines Kamels, um dessen Überreste wilde Hunde, Schakale, Raben und Geier stritten. Es war ein trostloser, schrecklicher Anblick in dieser Morgenfrühe, der sich Viktor tief einprägte, weit mehr als manches andere, denn es war zu bezeichnend für die Stimmung, in der sie sich in diesem Augenblick befanden: übermüdet, halb verhungert, nach Wasser lechzend, elend.

Endlich, gegen Mittag, wurde Hoijer wieder munterer. »Seht Ihr dort drüben den Steinhügel? Das ist das Grab eines berühmten persischen Häuptlings, seinen Namen hab' ich längst vergessen, aber in der Nähe wohnen ein paar Leute, in der Nähe gibt es eine Quelle, da wollen wir rasten.«

Bald sah man vier hohe, mastartige Baumstämme in die Luft ragen, die ein Gestell trugen. »Da pflegen die Perser im Hochsommer zu übernachten,« erklärte Hoijer, »weil es auf dem Erdboden einfach nicht auszuhalten ist. Da oben hingegen ist es nachts

ganz erträglich, zumal wenn der Wind drunter herstreicht.« Bald sah Viktor auch, daß zu dem Gestell, das die vier Mastbäume trugen, eine primitive, steile Leiter führte.

Endlich sattelte man ab, und wenn Hoijer Viktor nicht mit aller Gewalt wach gehalten hätte, bis sie etwas von den mitgenommenen Konserven verzehrt und getrunken hatten, wäre er sofort eingeschlafen.

Es war ein bleischerer Schlaf, in den die beiden dann fielen, während Ter in die persische Hütte kroch und sich mit ihren Bewohnern lebhaft unterhielt. Er spürte am wenigsten von Müdigkeit, war er doch in diesem Land, unter dieser Sonne geboren.

Ter hatte seine liebe Not, als die Sonne schon stark im Westen stand, die beiden Schläfer, deren Häupter regungslos auf den harten Sätteln ruhten, als seien es die weichsten Kissen, aufzuwecken. Hoijer ermannte sich zuerst. Als er Viktor zurief: »Schnell, schnell, sonst erreichen wir Täbris heute doch nicht mehr,« da kam auch er wieder

zu sich, rieb verwundert die Augen, denn er hatte gerade geträumt, wie ihm seine Mutter, als er noch ein kleiner Junge war, immer so liebevoll das Kissen zurechtschob, wenn er es beiseite geworfen und hart und unbequem lag. »Ach so!« rief er laut, reckte sich, und weiter ging die Reise. »Sonderbar, wie wenig Hunger man hier hat,« meinte Viktor. »Das macht die Übermüdung und die Sonne,« erklärte Hoijer. »Es ist auch recht praktisch von der Natur eingerichtet, denn hätten wir plötzlich einen germanischen Bärenhunger, wären wir sehr blamiert.«

Endlich erreichte man einen breiten, sehr staubigen Weg. »Das ist der Stolz von Persien,« scherzte Hoijer. »Der einzige Weg im ganzen Reich. Er führt über Täbris nach Teheran. Vollkommen ist er freilich nicht, denn seht selbst, wie beschwerlich haben es nun die Gäule, und man könnte fast vor Staub auf dieser Wunderstraße umkommen, um die sich, nachdem sie einmal angelegt, natürlich kein Mensch mehr kümmert, bis der Schah einmal selbst des Wegs kommen sollte, dann wird er eilig wieder in Ordnung gebracht, und das kostet natürlich zehnmal soviel, als wenn jedes Jahr ein bißchen an

ihm gearbeitet würde.« Allmählich tauchten auch von rechts und links Leute auf. Fast alle trieben mit lauten Zurufen und spitzi- gen Stachelstöcken Esel an, die mit Säcken und geflochtenen Körben aller Art beladen waren. Je weiter man kam, um so mehr Esel bedeckten die Straße. Auf manchen sa- ßen auch dicht verschleierte Frauen mit ih- ren kleinen Kindern. Links schritt der Mann. So mochten einst Maria und Joseph auf der

Flucht nach Ägypten gereist sein, dachte Viktor. Bald mußte er diese kleinen Tiere bewundern, die auf ihrem kleinen Körper soviel Lasten tragen konnten und so schnell vorwärtskamen.

Aber der Staub war fürchterlich, und die Sonne brannte gräßlich, trotzdem sie schon recht tief stand. »Erst müssen wir mal wieder Luft schöpfen,« sagte Viktor und lenkte sein Pferd seitwärts vom Wege ab. Hoi-ger hatte zwar Bedenken gegen längeres Rasten, denn man würde dann erst mit einbrechender Dunkelheit nach Täbris kommen, und das war keineswegs angenehm, da man

nicht wissen konnte, wie es eigentlich mit dem Aufruhr in der Stadt stand, und es für Christen und Europäer überhaupt nicht gut ist, in der Dunkelheit durch die Straßen einer mohammedanischen Stadt zu wandern. Aber Viktor mußte eine Weile frische Luft schöpfen, koste es, was es wolle. Er fühlte deutlich, daß er einer Ohnmacht nahe war. Ter breitete eine Decke aus, auf der man sich niederließ. So saß man und sah müde den vorbeihastenden Menschen und Eseln nach, die es alle eilig hatten, noch bei Tag nach Täbris zu gelangen. Hoijer und Viktor bemerkten diese Eile sehr wohl, folgerten auch aus dieser Eile

der Eingeborenen, daß offenbar ein triftiger Grund vorlag, zu eilen. Aber nun sie einmal saßen, brachten sie es nicht so bald über sich, wieder aufzustehen. Sie hatten einen gar zu argen Gewaltritt hinter sich, der ihnen alle Glieder bleischwer und den Willen schwach machte. Die Sonne war schon im Untergehen, still und leer wurde es auf der Straße, da brachen sie endlich wieder auf, nun nicht mehr vom Staub belästigt.

Als sie an die Tore von Täbris kamen, sollten diese gerade geschlossen werden, und eben schlüpfen die drei Reisenden noch durch.

Viktor sah neugierig nach rechts und links. Eine orientalische Stadt hatte er sich doch anders vorgestellt. Bunt, bewegt, prächtig, so wie die Dichter sie darstellen. Nichts davon traf zu, wenigstens jetzt nicht, wo man nur noch die nächstliegenden Gegenstände erkannte. Hohe Lehmmauern, in denen nur ganz kleine, unscheinbare Pforten waren. Nur selten eine Ziegelsteinmauer mit einem etwas größeren, reicheren Tor. Dahinter wohnten offenbar schon sehr wohlhabende Leute. Aber trostlos und finster sah es aus, diese schmalen, holprigen, krummen

Wege, rechts und links nur von hohen Mauern begrenzt, in deren Schutz erst die Häuser standen, von denen man aber nichts erkennen konnte. Plötzlich erscholl hoch oben in den Lüften ein langgezogener Singsang. Nach einigen Sekunden klang es von allen Seiten. Die Mullahs sangen von den Minaretts das Abendgebet über die Stadt. In hellen und dabei doch gutturalen Tönen klangen die Stimmen. Es lag etwas Ergreifendes, aber zugleich unheimlich Fanatisches in diesen Kehlen. In diesen Tönen vibrierte Inbrunst und Haß durch alle Poren der großen

Stadt, durch die man nun schon fast eine halbe Stunde lang geritten war.

»Sind wir noch nicht bald am Ziel?« fragte Viktor leise. Leise, weil ihm, er wußte selbst nicht recht, warum, dieser Gesang schwer auf dem Herzen lag und ihn bedrückte . . .

»So eine mohammedanische Stadt hat eine riesige Ausdehnung,« entgegnete Hoijer ebenfalls leise, »weil jedes Haus allein für sich steht, von einer Mauer umgeben, wie eine Festung, und meist auch in einem kleineren oder größeren Garten. Noch eine halbe Stunde haben wir zu reiten, bis wir zum Bazar und damit ans Christenviertel gelangen.«

»Und wo werden wir einkehren?«

»Bei einem alten Freund von mir, dem einzigen armenischen Fürsten, der noch eine gewisse Selbständigkeit besitzt, bei Abraham Djanian, dem Fürsten von Karadagh.«

»Und werden wir dort erfahren, worauf es für mich doch am meisten ankommt . . . ?«

»Gewiß,« unterbrach ihn Hoijer. »Die Dame ist entweder auch dort oder in der Nähe, und jedenfalls weiß man im Hause Djanians, wo sie wohnt.«

Schweigend ritt man weiter durch die öden Gassen, über die nur ganz selten noch eine Gestalt eilfertig zu einem Tor huschte.

Sie klopfte laut und hastig, daß es hallte, die Pforte öffnete sich, und wieder lag die Straße öde, menschenlos.

Man bog um eine Ecke, und Hoijer hielt sein Pferd an. »Soweit wären wir also glücklich,« sagte er leise. »Jetzt kommt das Unangenehmste, der Bazar, haben wir den noch überwunden, ohne einen Kinschal in den Rücken zu bekommen, dann können wir von Glück sagen.« Viktor sah ihn verwundert an. Hoijer mußte lächeln. »Mit der glücklichen Naivität dessen, der Land und Leute nicht kennt, als handele sich's um einen Vergnügungsausflug, seid Ihr bis jetzt durch diese

Stadt geritten, und doch gibt es nichts Gefährlicheres als solch einen Ritt nach Einbruch der Dunkelheit. Aber ich habe Euch getrost in Eurer Sorglosigkeit gelassen, nun muß ich sie aber in Eurem eigenen Interesse beseitigen. Seht Ihr da vorne das dunkle Loch?« Viktor nickte. »Das ist der Eingang in den Bazar, den nach Sonnenuntergang ein Mensch, der auf sein Leben hält, nicht betritt, ohne etliche möglichst hell leuchtende Fackeln und einige gut bewaffnete Diener zur Seite und im Rücken zu haben. Mein einziger Trost ist nur, daß die persischen Spitzbuben zu viel damit zu tun haben, über den Tod

Husejns und Hasans zu klagen, und daß die christlichen Spitzbuben während des Mohar-ramfestes sich selbst nicht hierher getrauen, denn der Ritt durch den dunklen Bazar dauert etwa fünf Minuten, wenn wir uns zuhalten. In fünf Minuten, in einem finsternen, persischen Bazar, kann viel geschehen, was ver-teufelt unangenehm ist, denn die Spitzbuben lieben keinen Frontangriff, sondern ziehen den Rücken vor, und eh' man sich's versieht, sitzt einem so ein blankes Eisen, Kinschal ge-nannt, zwischen den Schulterblättern, und mit dem Herausziehen ist's dann leicht zu spät.«

Hojer spähte und horchte eifrig in den dunklen Schlund hinein, und da ihn Viktor als furchtlosen Menschen kannte, der eher mit der Gefahr spielte, als daß er sich ins Bockshorn jagen ließ, so klopfte ihm jetzt doch auch das Herz ein wenig schneller über die Vorsicht und den Ernst, mit dem Hojjer seine Erwägungen und Beobachtungen anstellte. Das wär' so was, dachte er, so kurz vor dem Ziel und doch noch gescheitert, gescheitert durch die feige Hand eines Spitzbuben.

»Es gibt zwar staatlich angestellte Wächter für die Nacht,« fuhr Hojjer leise fort, mehr zu sich selbst sprechend. »Aber sie sind so

feig, daß sie sofort Reißaus nehmen, sowie sie etwas Verdächtiges hören. Seht Ihr hier so einen Kerl? Fällt ihm gar nicht ein, obwohl er gerade am Bazar stehen soll. Ich bin fest überzeugt, vor fünf Minuten standen hier ihrer mindestens noch drei. Als sie aber hörten, daß jemand sich näherte, sind sie schleunigst verduftet. »He, Ter, hast du Mut?« wandte er sich an den jungen Perser, der ängstlich lauschte. Ter zog eine verlegene Grimasse. »Dacht' ich mir's doch.« Hoijer lächelte gutmütig.

»Galoppieren wir doch einfach hindurch!« meinte Viktor.

»Es ist leider kein Manöverfeld. Wir brä-  
chen samt den Gäulen einfach den Hals. Die  
Straße bis jetzt war gewiß nicht verlockend,  
aber auf dem Weg, der durch den Bazar  
führt, der also der meist begangene ist, kön-  
nen wir froh sein, wenn unsere Gäule im  
Schritt dabei nicht über allerhand Löcher zu  
Fall kommen ... Ach was, durchs Warten  
wird die Geschichte nicht angenehmer. Ich  
bin der älteste, also am leichtesten zu ent-  
behren, ich reite zuletzt. Das ist die unange-  
nehmste Position. Ter mag vor Euch herrei-  
ten. Ihr bleibt in der Mitte. Nur spitzt die Oh-  
ren. Beim leisesten Geräusch die Zügel los,

die Beine fest um den Bauch Eures Hengstes und die Pistole parat. Beim kleinsten Luftzug baff, drauf, in die Richtung, von der er kommt. Und noch eins: Wenn Ihr merkt, daß ich mit jemand ins Handgemenge komme, nicht zögern, sich nicht um mich kümmern, sondern langsam weiter mit ruhigen Nerven. So, und nun wollen wir sehen, ob wir trotz des endlosen Ritts noch Schneid haben. Nur ruhig Blut!«

In der von Hoijer gewünschten Reihenfolge tauchte man ins Dunkel. »Wir können ruhig reden,« sagte Hoijer, »denn hören tut man uns doch.« Aber trotzdem schwiegen

sie, da jeder mit sich und seinem Pferd genug zu tun hatte, denn die Pferde stolpern alle paar Schritte, knickten leicht zusammen, wenn sie mit den Vorderhufen in ein Loch gerieten, oder hoben sich plötzlich mit dem Oberkörper, weil sie über irgendeinen Kehrthaufen mußten, dessen Ausdehnung sie in dieser pechschwarzen Finsternis natürlich auch nicht voraus wußten, wodurch ihre Bewegungen größer ausfielen, als nötig war. Außerdem empfanden die Reiter in dieser Dunkelheit jede kleinste Erhöhung oder Vertiefung wie etwas Ungeheures. Auf einmal hielt das Chawadarpferd an, die kleine

Karawane stand still. »Weiter zum Donner!« rief Hoijer. »Ter, vorwärts, oder behagt es dir hier so, daß du übernachten möchtest, du Schlingel . . . ?« Der Pfad war so schmal geworden, daß das Chawadarpferd, dem die beiden Koffer zur Seite hingen, nicht sofort weiter konnte. Dann ging es wieder Schritt vor Schritt. Viktor kam es vor, als ritte man mindestens schon eine halbe Stunde in dieser übelriechenden, beklemmenden Finsternis, und doch war man in Wahrheit erst eine Minute lang im Bazar. Knisterte dort nicht etwas an der Wand? Es war ein Sandkorn, das niederfiel, und doch glaubte Viktor, es

sei mindestens ein dicker Stein gewesen. Was war das auf einmal für ein Geräusch? Der eine Koffer rieb sich an der Mauer, sonst nichts. »Nimmt denn das nie ein Ende?« flüsterte Viktor, und doch hallten seine Worte so laut, daß Hoijer laut erwiderte: »Noch zwei Minuten, dann haben wir's überstanden und mehr Glück als Verstand gehabt. Merkt Ihr nicht, wie die Hufe unserer Pferde lauter schallen? Wir sind auf einem andern, felsigeren Boden, daher kommt das, und deshalb sage ich, das Schlimmste ist überstanden.« Endlich spürte man einen frischen Luftzug, auch wurde es vor ihnen heller, das heißt, es wurde weniger

dunkel. Man hatte den Bazar überwunden, man befand sich am ersten Haus des Christenviertels!

Die drei Pferde hielten an. Als Viktor seinem Tier über den Hals fuhr, merkte er, daß es klatschnaß war. Also auch dieses hatte eine Gefahr empfunden, auch ihm hatte der Ritt durch den finsternen Bazar mehr Anstrengung gekostet als die ganze Reise bis hierher.

Die Pferde standen immer noch stumm und erschöpft, auch die Reiter schwiegen. »Ihr seid ein Glückspilz,« meinte Hoijer. »Diese fünf Minuten gehören mit zu den leichtsinnigsten meines Lebens.«

Viktor lächelte und wollte gerade sagen, daß Hoijer offenbar doch die Gefahr überschätzt habe, da zuckten die Pferde und die Reiter plötzlich entsetzt zusammen, denn aus der Tiefe des Bazars tönte ein einziger gelender Schrei zu ihnen, so entsetzlich, daß Viktor eine Sekunde lang das Herz stillstand.

»Weiter, weiter!« befahl Hoijer, »denn helfen können wir nicht, weiter!«

Viktor wollte nicht. »Seid Ihr des Teufels?« fuhr ihn Hoijer an. »Ist Euch Eure Haut so billig, daß Ihr sie nochmals einem Straßenräuber bieten wollt?«

Viktor lauschte, aber kein Laut drang mehr aus der Nacht des Bazars. Langsam ritten sie weiter. »Hörtet Ihr die Antwort auf die Frage, die Ihr eben an mich richten wolltet, ob ich nicht doch ein Angsthase sei und ein Schneiderherz in der Brust trage?« sagte Hoi-ger. »Man hat sich an uns, die wir mehrere waren, nicht herangetraut. Dann kam einer, der zu sehr an das Kismet glaubte, dem vielleicht noch das Geräusch unserer Pferdehufe in den Ohren lag und der deshalb glaubte, er könne den Gang riskieren. Nun, sein letzter Schrei sagt Euch wohl, was er bedeutet.«

Wieder vergingen zehn Minuten. Viktor fiel es auf, daß die Mauern hier besser, nicht so verwaorlost aussahen, wie auf weiten Strecken in der mohammedanischen Stadt. Auch die Tore waren nicht so eng und klein, meist sogar reich mit Holzschnitzerei verziert. Freilich schien ihm trotzdem eins aus-zusehen wie das andere, und er begriff nicht, woran man das eine dieser hinter gleichartigen Mauern verborgenen Häuser von dem andern unterscheiden konnte.

Endlich hielt man an, und Hoijer klopfte dreimal in einem besonderen Rhythmus mit

dem Klopfer an das Tor, daß es weithin hallte. Bald darauf erklang von innen eine fragende Stimme, mit der sich Hoijer kurze Zeit wie in Stichworten unterhielt. Dann wurde das Tor geöffnet und die drei Reiter samt ihren Tieren eingelassen.

»Der Fürst ist nicht zu Hause,« erklärte Hoijer, »er hat eine Unterredung mit Amensam, dem Statthalter von Nordpersien, den man auch den persischen Bismarck nennt. Ich folgere daraus, daß man in der Tat ernstliche Unruhen fürchtet. Aber die Lage ist für die armenischen Christen im Augenblick nicht besonders schwierig, was sie offenbar

dem Umstand verdanken, daß die russische Regierung gedroht hat, Kosaken zu schicken zu ihrem Schutz. Amenisam, der ein schlauer Fuchs ist, durchschaut natürlich die wahre Absicht Rußlands und wird alles tun, etwaige Unruhen im Keim zu ersticken und so den Besuch der Kosaken überflüssig zu machen. Die Russen werden sich nicht wenig ärgern, wenn Amenisam ihre Pläne und Absichten durchkreuzt. Auch erzählte mir der Pförtner, daß man den Verdacht hat, hinter

den Unruhen steckten in Wahrheit der türkische Konsul und sein Anhang, der der persischen Regierung gern eine Unannehmlichkeit bereite, weil sich die türkische Regierung ärgert, daß man in Persien die Armenier in Ruhe läßt, ja sogar nichts tut, sondern ruhig zusieht, wie Tausende aus der Türkei geflüchtete Armenier bei ihren Landsleuten in den persischen Grenzbezirken Unterschlupf finden und so eine ständige Gefahr für die Türkei bilden. Die persische Regierung tut das natürlich nicht aus Vorliebe für die Christen, sondern nur um ihrerseits wieder die Türken zu ärgern.«

Viktor schüttelte den Kopf.

Hojjer lachte. »So macht man im Orient Politik. Ich sehe, es kommt Euch kurios vor; und doch, was bliebe wohl überhaupt von den politischen Motiven übrig, wenn man überall die Lust, dem andern einen Streich zu spielen, abzöge.«

Inzwischen hatten Diener die Pferde abgesselt, und mit ihnen war Ter über den großen, dunklen Hof zu den Stallungen verschwunden. Viktor und Hoijer geleiteten zwei Diener mit Fackeln eine Stiege in die Höhe zu einem großen, nach dem Hof hin offenen Raum, wo sie nächtigen sollten und wo

man ihnen eine Mahlzeit auftrug, die sie sich beide, wohligh die müden Glieder dehnend, samt dem guten, leichten Weißwein trefflich munden ließen.

»Welche Sprachen sprecht Ihr eigentlich nicht?« fragte Viktor, denn es kam ihm ganz erstaunlich vor, wie Hoijer sich mit jedem in seiner Sprache unterhalten konnte.

»Eigentlich kann ich keine Sprache außer Deutsch und Schwedisch ordentlich. Ich habe gar keine Geduld und auch kein übermäßiges Talent für derlei. Aber wenn man sich, wie ich, nun schon fast ein Menschenleben lang unter diesen Leuten herumtreibt, lernt

man alles, was für den Hausgebrauch nötig ist, ein bißchen Persisch, ein wenig Türkisch, Russisch und auch Armenisch, das einzige, worum ich mich ernster bemüht habe, außer Deutsch, was ich daher auch ziemlich beherrsche.«

Nach der Mahlzeit streckte man sich auf den Kissen aus, und Hoijer schlief auch fast sofort ein, wie Viktor an den ruhigen, tiefen Atemzügen hörte. Viktor aber fand nicht so schnell Ruhe. Seine Glieder schmerzten gehörig, auch bewegte die Aufregung der letzten Stunden noch stark sein Blut. In seinem Rücken war ein Mensch getötet worden, und

er hatte nicht helfen können. Ein Aufstand bereitete sich vor, und da er keine Vorstellung davon hatte, wie derlei hier zu Lande aussah, hatte seine Phantasie natürlich weiten Spielraum. Und wo war die, um deretwillen er diese ganze Reise unternommen hatte? Hoijer hatte nicht danach gefragt, und Viktor mochte ihn nicht daran erinnern. Mit geschlossenen Augen lag er, tausend wirre Gedanken und Vorstellungen wirbelten auf und ab. Unruhig warf er sich hin und her, wie im Fieber. Plötzlich war es ihm, als wäre der Schein eines Lichts ihm über die Augenlider gehuscht. Ach was, dachte er und hielt

die Augen geschlossen, zu müde, seine Lage zu verändern, die Augen aufzuschlagen. Aber wieder huschte es wie ein Lichtschein über seine Lider. Wie im Halbschlaf kam ihm der Gedanke: Am Ende brennt es in der Nähe. Mochte es brennen! So lange das Feuer noch nicht seine Haut erreichte, würde er sich nicht von der Stelle bewegen. Er lauschte. Es war ihm, als hörte er leises Flüstern. Waren es vielleicht Diebe, Mörder? Gräßlich, daß man nicht einmal jetzt Ruhe haben sollte, dachte er im Halbschlaf. Plötzlich fuhr er aber doch auf. Ganz deutlich hatte er jemand in der Nähe sprechen hören. Er lag nach der

Wand zu, konnte sich nicht sofort orientieren, so schwer und matt war sein Gehirn, und hielt sich eine Weile willenlos in halb aufrechter Stellung. Müde wollte er wieder umsinken, da hörte er ein leichtes Lachen und fuhr herum. Was er sah, ließ ihn allerdings sofort wieder ganz zu sich kommen.

Gerade seinem Gemach gegenüber, auf der andern Seite des Hofes, befand sich ein ähnlicher Raum, den jetzt einige Kerzen erhellen. Dienerinnen gingen ab und zu, trugen Decken und Kissen herbei. Dann erschien eine blutjunge, bildhübsche Armenierin, ein Kind im Arm, vor der sich die Dienerinnen

tief verneigten. Wahrscheinlich die Fürstin, dachte Viktor. Man wußte ja drüben offenbar noch nicht, daß hier, in dem Gemach auf der andern Seite des Hofes, Gäste herbergten. Die junge Fürstin ließ sich mit dem schlafenden Kind nieder, Dienerinnen brachten einen summenden Samowar und Zigaretten. Die junge Frau trank Tee und rauchte, während die Dienerinnen geschäftig hin und her eilten, das Kind betteten und alles herichteten für die Nacht.

Eigentlich ist es unschicklich, dachte Viktor, da die Fürstin nichts davon weiß, daß sie beobachtet wird, ihr zuzusehen. Aber sie war

so anmutig in allen Bewegungen, es war ein so wunderhübsches Bild, wie ein Transparent wirkte es im starren Dunkel dieser Nacht, daß er den Blick nicht abwenden konnte. Nach einer Weile erschien eine zweite vornehme Armenierin. Daß sie keine Dienerin war, erkannte er schon daran, daß sich auch vor ihr die andern verbeugten und daß sich die Fürstin ihr mit einem lieblichen Lächeln zuwandte. Haben denn die Armenier am Ende auch Vielweiberei? dachte Viktor und folgte mit unruhigen Blicken den Bewegungen dieser Frau. Manches in ihrer Haltung kam ihm so bekannt vor. Ihr Gesicht konnte

er nicht erkennen, da es verschleiert war. Sie ließ sich neben der Fürstin nieder, und sofort reichte man ihr ebenfalls Tee und Zigaretten. In demselben Augenblick erwachte das Kind, und eine Dienerin brachte es der jungen Mutter. Es krächte und lachte vor Vergnügen und Behagen, während die Fürstin es ans Herz drückte. Die andere Armenierin beugte sich über das Kind, es zu küssen, und da sie der Schleier hinderte, schlug sie ihn zurück. Viktor sprang auf. Diese Armenierin war *Manja*. Fast hätte er laut ihren Namen gerufen. Aber er besann sich noch rechtzeitig, wie er bis jetzt ja nur in seinen Träumen ein Recht

dazu hatte. Mit glänzenden Augen folgte er der Szene, wie die beiden Frauen mit dem Kind spielten, das immer wieder laut lachte vor Vergnügen. Nun hielt es Manja auf ihrem Schoß. Es griff sofort nach ihren Locken, spielte damit und zerrte nicht wenig daran, wie er wohl sah.

Eine Dienerin trat rasch ein und flüsterte den beiden Frauen etwas zu, die sichtlich erschrecken und zu Viktor hinüberblickten, der heiß errötete und sich schleunigst niederlegte, platt auf die Erde. Er hätte sich zu sehr geschämt, wenn die Frauen den Lauscher bemerkt hätten. Aber es war ja dunkel hier,

man konnte ihn nicht erkennen. Die beiden Frauen beruhigten sich, die Fürstin erteilte einen Befehl, und sofort zogen zwei Dienerinnen schwere persische Decken vor, so daß Viktor nichts mehr sehen konnte.

Eine Weile lag er stumm und regungslos auf der Erde. Jubeln hätte er mögen, laut hinausjubeln, daß er Manja gefunden, daß er sogar unter einem Dach mit ihr war. O, jetzt würde er sie nicht mehr aus den Augen verlieren, jetzt hatte er wenigstens keine Angst mehr für ihr Leben.

Er legte sich aufs neue zum Schlafen zu- recht, die Augen auf die Decken gerichtet,

zwischen denen sich zuweilen, bei einem leichten Lufthauch, der sie leise bewegte, ein schwacher Lichtschimmer in die Nacht stahl. Eine große Ruhe kam über Viktor, und bald schlief er ein, so fest, daß er nicht merkte, wie wieder an das Tor gepocht wurde, wie Pferde in den Hof trappelten. Auch der Fürst war von seiner langen Unterredung nach Hause zurückgekehrt.

Wie lange Viktor geschlafen, wußte er nicht. Es mußten aber viele Stunden inzwischen vergangen sein, denn als er die Augen öffnete, begann schon der Morgen zu dämmern. Er rieb sich verwundert die Stirn. Ach

so, er war in Täbris, und dort drüben, unter demselben Dach mit ihm, weilte Manja. Er sah hinüber, kein Licht schimmerte mehr, die schweren Decken hingen starr und regungslos. Kein Laut, keine Bewegung war vernehmbar. Doch Viktor richtete sich höher auf, war dort drüben nicht jemand durchs Gebüsch gehuscht? Aber nein, nichts regte sich, er hatte sich offenbar getäuscht. Er blickte auf Hoijer, der immer noch schlief und von dem Augenblicke an, da er sich hingelegt, noch nicht um einen Zentimeter seine

Lage verändert hatte. Beneidenswert, ein solcher Schlaf. Kein Wunder, daß er den Mann so frisch erhielt.

Auf einmal kam es Viktor wieder vor, als bewege sich etwas in den Büschen. Gespannt lauschte er. Warum regte ihn das auf? Es konnte eine Katze, es konnte irgendetwas Bediensteter des Hauses sein, wenn überhaupt jemand da war und ihn seine Phantasie nicht einfach betrog. Aber er fühlte sich nun einmal beunruhigt, ohne recht zu wissen, weshalb. Jetzt knirschte der Sand. Nur einen Augenblick, aber so deutlich, daß er nicht mehr daran zweifelte, irgendein lebendiges Wesen

halte sich im Hof versteckt. Ein Diener hätte doch ruhig über den Hof gehen können. Dabei war doch nichts Unerlaubtes. Ein Tier wäre inzwischen doch auch sichtbar geworden. Was dort hinter den Büschen steckte, gehörte nicht ins Haus, hatte keine guten Absichten. Wenn es doch heller gewesen wäre!

Sollte er Hoijer wecken? Er blickte auf den Schläfer. Es tat ihm zu leid, ihn um den Schlaf zu bringen. Und am Ende sah er Gespenster und hätte den Müden um nichts geweckt. Mit seinem eigenen Schlaf war es allerdings vorbei. Wach und auf der Lauer lag

er, rührte sich nicht und beobachtete den Hof.

Wieder knirschte leise der Sand. Sofort wieder Totenstille. Lange Zeit. Nun glaubte er deutlich zu hören, wie jemand vorsichtig Schritt vor Schritt im Schutz des Gebüsches sich bewegte, ohne daß er erhorchen konnte, wohin sich die Schritte richteten. Viktor war schon im Begriff, Hoijer zu wecken, da fiel ihm ein, daß der Schlaftrunkene vielleicht laut werden würde, ehe er ihn verständigen konnte, daß der oder die Leute, die

sich dort im Gebüsch verbargen, dadurch gewarnt würden, wenn sie wirklich etwas Arges im Schilde führten.

Viktors Herz klopfte plötzlich schneller, denn ihm war, als hätte er gehört, wie zweimal leise an das Tor geklopft wurde. Aber nichts rührte sich. Er hatte sich doch wohl getäuscht. Die reine Indianergeschichtenphantasie ist über mich gekommen, seitdem ich in diesem fremdartigen Lande bin, spottete Viktor und wollte gerade wieder sein Gesicht der Wand zukehren, als er deutlich sah, wie blitzschnell ein geduckter Mensch drüben an der Wand, wo der Raum sich anschloß, in dem

Manja ruhte, vorbeihuschte. Nun war Viktor fest davon überzeugt, daß dem Haus, in dem er sich aufhielt, eine Gefahr drohe. Vielleicht handelte es sich um Einbrecher, vielleicht aber auch um den Beginn der schon längst befürchteten Unruhen, die ihn in den letzten Tagen so viel beschäftigt hatten, daß es für ihn nahe genug lag, daran zu denken. Auch über seinem Kopf schienen sich vorsichtig Menschenfüße zu bewegen. Das Dach da oben war wahrscheinlich gerade so flach wie das Dach dort drüben über Manjas Zimmer. Leise, vorsichtig schob er mit seinem Fuß

langsam seine Flinte näher. Als er sie in Greifnähe wußte, lag er wieder stumm, starr wie ein Toter. Nun er selbst nicht mehr zweifelte, daß sich da unten und über ihm eine Schandtatschandtat vorbereite, wartete er kaltblütig den Augenblick ab, wo es galt, einzugreifen. Schläge ich jetzt schon Lärm, entgehen die Banditen wahrscheinlich ihrem Schicksal, sagte er sich. Erst muß sich einer zeigen, dann werde ich schießen. Sechs Schuß habe ich in meinem Gewehr. Bis die vergeben sind, ist Hoijer, der auch sechs zu versenden hat, zur Hand, und bis dahin wird auch das Haus lebendig sein.

Ernstlich beunruhigte ihn im Augenblick nur, daß die Entfernung vom Hof bis zur Höhe von Manjas Zimmer höchstens zwei Meter betrug, also sehr leicht und schnell zu erklettern war. Na, solange er noch einen Schuß hatte, kam keiner die zwei Meter in die Höhe, das war sicher. Und dann waren Hoijer und das Haus längst mobil.

Wieder pochte es an das Tor. Diesmal etwas lauter und dringender. Viktor ergriff vorsichtig seine Flinte und hielt sie bereit. Ich schieße in die Arme oder Beine, sagte er sich, damit mache ich die Kerle unschädlich, und das genügt ja. Die Schritte über seinem Kopf

vermehrten sich. Kein Zweifel, es waren drei, vier Menschen, die da oben sich zu irgend einer Tat rüsteten.

Fiel da nicht ein Schuß? Nicht sehr weit von hier, und doch nicht so nahe, daß man es hätte beschwören können?

Es wurde ein klein wenig heller, und Viktor sah nun deutlich, wie einzelne Zweige in dem Gebüsch dort drüben rechts sich bewegten.

Zögere ich noch länger, wird erst das Tor geöffnet, wer weiß, was uns da alles auf den Hals kommt, dachte jetzt Viktor, richtete sein Gewehr auf das Gebüsch, gerade

auf die Stelle, die sich bewegte. Ein kurzer Knall, ein Schmerzensschrei, ein wildes Geheul! Aus dem Gebüsch sprangen in wilden Sätzen drei Kerle, die wie Armenier gekleidet waren, so daß Viktor einen Moment stutzte, da er Perser erwartet hatte, deren äußeren Habitus er soweit kannte, daß er sie nicht mit Armeniern verwechseln konnte. Im selben Augenblick wurde es auch über seinem Kopf lebendig. Im selben Augenblick stand auch Herr Hoijer auf beiden Füßen, hatte die Flinte parat und rief: »Hallo, hallo!« so laut, daß es weithin schallte. Im selben Augenblick tauchten auch auf dem Dach

gegenüber wilde Gestalten auf. »Hallo! Hallo!« schrie Hoijer wieder, riß die Flinte an die Backe, und schon sprang auch einer drüben auf dem Dach unter Geschrei in die Höhe, um dann umzufallen und wild seinen linken Fuß zu schlenkern, den Hoijer getroffen hatte ... Sechs, sieben armenisch gekleidete Kerle eilten durch den Hof und suchten Deckung hinter den dickeren Bäumen. Unter wildem Geschrei schwangen sie Dolche und Pistolen. Als aber dem einen der Dolch kraftlos aus der Hand fiel, weil Viktors Kugel ihn im Arm getroffen, verschwanden schleunigst alle Arme hinter den Bäumen. Plötzlich

tauchte eine Hand vor Hoijer auf, die sich anklammern wollte und so an den Feind gelangen. Hoijer lachte grimmig und setzte einen Fuß darauf. Nur einen Augenblick, dann trat er zurück. Es war auch gut, denn während die Hand verschwand, zuckte ein Dolch auf, der Hoijer den Fuß übel zugerichtet hätte, wenn er noch in der Nähe gewesen. Auch drüben, gegenüber, suchte sich einer hochzuschwingen. Aber er fiel heulend zurück, da ihn Viktor ins Bein getroffen. Nun wurde es auch im Haus lebendig, der Vorhang, hinter dem die Fürstin und Manja geruht, wurde

aufgerissen; und Viktor stand einen Augenblick das Herz still, denn die Gestalt, die da auftauchte, sah so wild aus, daß er auf sie anlegte und losgedrückt hätte, wäre nicht Hoijer hinzugesprungen und hätte das Gewehr beiseite geschlagen. »Um Gottes willen, das ist ja der Fürst!« rief er.

Im Hof hatte sich mittlerweile das Bild verändert. Die armenische Dienerschaft des Fürsten war mit den angeblichen Armeniern handgemein geworden. Viktor schoß nicht mehr, denn er war nicht imstande, Freund und Feind auseinander zu halten. Es war

auch nicht mehr nötig, denn man sah deutlich, daß der Angriff, weil er zu früh bemerkt worden, verunglückte. Auf dem Dach zu Viktors Häupten war es still geworden, und auf dem Dach gegenüber lag nur noch der eine und schlenkerte den Fuß auf und ab, während er gräßliche Verwünschungen ausstieß. Die andern waren verschwunden.

Das Ganze hatte höchstens zehn Minuten gedauert. Nur wenige waren entkommen, sieben lagen gefesselt, verwundet im Hof. Man hörte nur ab und zu ein leises Stöhnen, sonst nichts mehr.

Doch halt, ringsum auf den Nachbardächern, aus den Nachbarhöfen knallten noch Flinten. »Auf die Dächer!« rief Hoijer und eilte mit Viktor eine Stiege höher.

Auf allen Dächern tobte der Kampf. »Da haben wir's!« rief Hoijer, »da haben wir den Aufstand. Aber mir scheint, die Mohammedaner haben uns unterschätzt. Haha, das ist ein Glück für uns!« Er wandte sich plötzlich zu Viktor und schüttelte ihm heftig die Hand. »Wie könnt' ich das nur vergessen. Ihr waret ja unser Retter. Ich habe geschlafen wie ein Murmeltier, erst Euer Schuß brachte mich wieder zum Leben. Herr Gott, wenn Ihr

nicht gewesen, wer weiß, na ja, wahrscheinlich schliefen wir in diesem Haus jetzt endgültig und für immer.«

»Es war ein glücklicher Zufall,« erwiderte Viktor nicht ohne Verlegenheit.

»Freilich, freilich, ich sagte ja schon einmal, Ihr seid ein Glückspilz. Aber daß Ihr gerade zur rechten Zeit Alarm schlugt, nicht zu früh und auch nicht später, das war doch wohl kein Zufall? Ihr müßt schon gestatten, daß ich es eine Tat nenne, und sie rettete viele Leben. Mehr, als wir im Augenblick wissen, denn ohne Euern Flintenschuß wären wohl

auch die andern Häuser ringsum erst alarmiert worden, wenn es zu spät war.«

Hoijer schlug sich an die Stirn. »Dumm, dumm bin ich! Gleich werd' ich Djanian sagen, wem wir das zu verdanken haben!« Und ehe ihn Viktor zurückhalten konnte, war Hoijer auch schon wieder die Stiege hinabgeeilt.

Viktor stand etwas ratlos da oben auf dem Dach. Aber mit allen Sinnen lauschte er, ob nicht Manjas Stimme laut würde. Und da er allein war, reckte er sich ein wenig höher. Es schadete am Ende gar nichts, wenn sie erfuhr, daß Viktor von Gandern ein ganzer

Mann war, der den Verstand beisammen hatte, wenn es galt. Eine stolze Freude durchflutete ihn, daß ihm Manja sozusagen das Leben verdankte. Und eine tiefe Dankbarkeit gegen das Schicksal erwachte in ihm, das ihm vergönnt, gerade zur rechten Zeit hier zu sein.

»Wollt Ihr eigentlich dort oben auf dem Dach übernachten?« hörte er jetzt Hoijers Stimme von unten. »So kommt doch herunter aus Eurer Höhe. Der Fürst, die Fürstin und noch jemand, die Ihr kennt, wollen Euch danken.«

Langsam, ein wenig unsicher, begab sich Viktor nach unten, wo der Fürst ihm entgegeneilte, ihm die Rechte schüttelte und in gutem Französisch, aber orientalisch überschwenglich, ihm dankte. Auch die Fürstin schritt auf ihn zu und dankte ihm.

Jetzt mußte Manja kommen.

Viktor sah auf. Manja war nicht da.

»Der Schreck ist ihr etwas in die Glieder gefahren, sie erwartet Euch drinnen, ohne zu wissen, wer Ihr seid,« erklärte Hoijer, »denn ich habe ihr nicht verraten, daß Ihr sie schon kennt. Die Überraschung wird um so größer

sein!« Viktor schlug das Herz gar laut, während er mit der Fürstin, dem Fürsten und Hoijer dem Haus zuing. Wie würde sie ihn empfangen?

Die Tür öffnete sich. Auf einem Kissen lag Manja und sprang auf, sowie die Tür aufging. Aber Viktor sah deutlich, wie angegriffen sie war. Einen Augenblick starrte sie ihn sprachlos an, wie entgeistert. Dann huschte ein schwaches Lächeln über ihr Gesicht. »Viktor!« rief sie, und wie es kam, er wußte es nicht, er hielt sie plötzlich im Arm, sie lehnte an seiner Schulter, und er fühlte, wie ein heftiges Schluchzen sie schüttelte. Mit bebenden

Händen stützte er sie und stand tief erschüttert, denn zum erstenmal sah er sie schwach.

»Sie kennen sich?« fragte der Fürst erstaunt, verwundert.

Manja löste sich aus Viktors Armen, errötete leicht, sah Viktor einen Augenblick forschend an. Ja, wie kommt er denn so auf einmal hierher? schoß es ihr durch den Kopf. Ihr Gesicht veränderte sich. Was wollte der in Persien?

»Woher kennen Sie sich?« fragte der Fürst, der immer wieder erstaunt von einem zum andern sah.

»C'est mon cousin,« erwiderte Manja.

»Das ist nicht wahr!« entfuhr es Viktor.

Eine peinliche Stille herrschte. Dann entgegnete Manja, die bleich aber stolz zur Fürstin trat: »Sie haben recht, Herr von Gandern. Entschuldigen Sie, daß ich einen Augenblick lang vergaß, daß wir nicht einmal verwandt sind, wenn man es genau betrachtet, wie Sie als Deutscher ja gewöhnt sind.« Fast feindlich blickte sie Viktor an. Und zugleich lag etwas Verächtliches in dem Ton, mit dem sie das sagte. Viktor wurde bleich vor Zorn.

Hojer beobachtete die beiden stumm. Viktor hatte sich dem Fürsten zugewandt, Manja ergriff der Fürstin Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

Hojer schüttelte bedenklich den Kopf und murmelte: »O weh, o weh, da haben wir's!«

#### IV.

Vierzehn Tage waren seit jenem Angriff auf das Christenviertel vergangen. Der Fürst von Karadagh hatte noch am selben Tag, da der Angriff geschehen, die angeblichen Armenier, die den Überfall unternommen und dann in seinem Haus gefangen wurden, vor

Amenisam führen lassen, der es sehr eilig mit der Untersuchung hatte und sie persönlich leitete, um den Kosaken der Russen zuvorzukommen. Es stellte sich heraus, daß die angeblichen Armenier Türken und verarmte Perser gewesen, die »man« – Amenisam nannte öfter den Namen des türkischen Konsuls – durch Geld für den Plan gewonnen hatte. Andere Perser aber hatten sich beteiligt, weil man ihnen den Leichnam eines Mohammedaners gezeigt, der in der Nacht vorher im Bazar von Christen ermordet worden sein sollte. Das war jener Mensch – in der Tat ein Perser – dessen letzten Schrei Viktor

von Gandern und Hoijer gehört, als sie glücklich der Finsternis des Bazars entronnen. Wer die Mörder gewesen, ließ sich nicht eruieren, daß es Christen gewesen, war jedenfalls nur eine Behauptung, denn die Räuber konnten gerade so gut Mohammedaner sein. Amensam machte kurzen Prozeß und ließ die Verkleideten allesamt aufhängen, und zwar an alle vier Stadttore, als warnendes Exempel. Da wagte niemand mehr einen Angriff auf das Christenviertel, die Russen aber hatten das Nachsehen, die Kosaken mußten jenseits des Araxes bleiben und auf einen besseren Vorwand warten.

Nicht ohne leichtes Grauen dachte Manja an jenen Tag zurück, und es war gerade jetzt ein besonderer Anlaß dazu, weil im ganzen Salmasdistrikt seit Tagen das Gerücht umging, es stehe ein Überfall durch Hamidiekurden bevor, für die es ein leichtes war, über die türkische Grenze auf persisches Gebiet vorzudringen. Und zwar erzählte man sich in Kalassar, wo sich Manja gerade aufhielt, das sei die Rache dafür, daß jener Putsch in Täbris nicht geglückt. So erzeugte in diesem Lande eine Unruhe, ein Aufruhr immer den andern, ohne daß ein Ende all dieses Streitens und Mordens abzusehen war.

Manja seufzte und sah trüb vor sich hin. Seit einiger Zeit war sie überhaupt sehr nachdenklich gestimmt und konnte sich nicht recht zu der alten Energie, die sie früher fast immer beseelt, zurückfinden. Sie erhob sich vom Rande des Flußbettes, das sie trockenen Fußes durchschritten, da diese kleinen persischen Gewässer erst am Abend wieder lebendig werden, wenn der tagsüber unter dem Brand der Sonne schmelzende Schnee im Hochgebirge ins Tal, in die Ebene gelangt. Müde, matt bewegte sie sich durch den kleinen Buchenbestand, der sich im Westen von Kalassar befand. Ach, schwer wie ihre Seele

waren auch die Glieder. Ihre Freunde baten sie zwar immer wieder, sich nicht allzuweit von den Häusern zu entfernen, aber sie hatte so einen Drang zur Einsamkeit, sie konnte dieser Bitte nicht nachkommen. Und was sollte ihr auch zustoßen? Sie ging ja nie ohne Revolver aus.

Wieder setzte sie sich müde auf einen vom Blitz gefällten Buchenstamm. Wie wunderbar still und einsam es hier war. Nur Mücken summten und tanzten in den schmalen Sonnenstreifen, die sehr schräg schon durch das

Laub drangen. Sie träumte vor sich hin, dachte an zu Hause, nicht ohne ein leichtes Heimweh, wenn sie sich auch das nicht gestehen wollte. Warum mußte sie nur so anders sein wie die andern? Olga fiel ihr ein. Wie gut sie es hatte. Doch nein, das war gar nicht wahr, die Ärmste hatte ja ihre liebe Not um den Rohden. Und ihre Mutter? Sie trauerte immer noch um Manjas Vater ein wenig, und jetzt wohl auch um Manja selbst. Aber mein Gott, Olga wird schließlich den Rohden doch noch heiraten, die Mutter wird sich auch beruhigen. Sie sah das alles ganz deutlich kommen. Ein paar unruhige Jahre hatte sie in ihr

Elternhaus gebracht, sie gingen vorüber, und wenn sie erst vorüber waren, war die Unruhe vergessen, herrschte wieder das angenehme, behagliche Leben, das sie so gut kannte, weil sie selbst so viele Jahre in ihm gestanden. Was würde aber inzwischen aus ihr geworden sein? Sie würde weiter kämpfen, eines schönen Tages, ob ein wenig früher oder später, ändert nichts an der Sache, von der Polizei aufgegriffen, verbannt werden und in Unruhe sterben, wie sie in Unruhe gelebt. Eine leichte Bitterkeit stieg in ihr auf. So allein, so grenzenlos verlassen kam sie sich vor. Und wenn sie im Elend gestorben? Es

kamen andere, denen würde es ähnlich gehen. Sie würden sich plagen um die Freiheit, während es die meisten, die Masse, sich einfach wohl sein ließen, ihrem engen Glück, dem Erreichbaren lebten. Manja sprang hastig auf, als wolle sie solchen Gedanken entfliehen. Mir will scheinen, ich werde krank in diesem Land, dachte sie. Selbst die Einheimischen können zum großen Teil das Klima nicht vertragen, die Malaria befällt sie, und sie siechen so durchs Leben. Wenn sie nun auch malariakrank würde? Der Gedanke war entsetzlich, denn Krankheit war ihr überhaupt etwas Grauenhaftes, das einzige

fast, wovor sie sich zuweilen fürchten konnte wie vor einem Feinde, den man selbst nur vom Hörensagen kennt, dessen Macht man aber rings um sich her tagtäglich erkennen muß. Und gerade hier, wo es keinen Arzt, keine Medikamente, keine Pflege, nichts, gar nichts gab, um dem Kranken seine Lage zu erleichtern. Am Ende gar hier in Persien verscharrt werden!

Manja raffte sich auf. Das ist Torheit, das ist Schwäche, elende, nichtsnutzige Schwachheit, flüsterte sie! Sie reckte sich. Ich habe meine Aufgabe, die ich ausführe, weil ich sie mir nun einmal gestellt, weil ich sie für

wertvoll halte, das ist die Hauptsache. In acht Tagen habe ich auch bei dem armenischen Komitee in Kalassar erreicht, was ich gewollt, dann geht's zurück nach Rußland, und dann bin ich hoffentlich auch endgültig diesen Menschen, diesen Gandern los, dem ich hier nicht ausweichen kann. In Moskau wird er mich nicht wiedersehen.

Ärgerlich brach sich Manja einen Zweig ab und schwang ihn. Als müsse sie eine Stimme in sich selbst übertönen, rief sie: »Ja, ja, ich weiß ja, er ist klug und tapfer. Er hat mir durch Geistesgegenwart damals in Moskau geholfen, er hat durch seine Wachsamkeit in

Täbris mich und viele, viele vor einem gräßlichen Untergang bewahrt, aber ich will nicht, ich will nicht! Es ist zu anmaßend, wie er sich benimmt!«

Da die Sonne untergegangen, beeilte sich Manja nun doch, wieder nach Kalassar zu kommen. Aber als sie an das Flußbett kam, stand sie ratlos, denn in ihm schäumte und gurgelte jetzt in rascher Eile ein schmutziges Gewässer. Wie sollte sie da hinüberkommen? Und hinüber mußte sie, um wieder in das Dorf zu gelangen. Sie maß mit ihrer Gerte die Tiefe des Wassers. Es war schon zu tief. Einen Augenblick stand sie ziemlich ratlos,

dann fiel ihr ein, daß es seichtere Stellen gab. Eine solche mußte sie eben finden.

So schritt sie denn langsam flußaufwärts, immer wieder von Zeit zu Zeit das Wasser messend. Bald mußte sie sich bis zum Wasserspiegel beugen, denn die Sonne war untergegangen, und es wurde finster. Nur wenn sie sich weit hinabbeugte, konnte sie erkennen, wie hoch die Feuchtigkeit an dem Stock reichte. Bald konnte sie auch das nicht mehr sehen, wohl aber merkte sie an dem immer mehr anschwellenden Tosen und Rauschen

der Wellen, daß die Wasser immer noch stiegen und so die Aussicht für sie immer geringer wurde, noch über den Fluß zu kommen.

Was sollte sie tun? Rufen? Wer weiß, wer den Ruf hörte. Es konnte ein streifender Kurde, ein Perser sein. Ziemlich ratlos ließ sie sich wieder nieder. So werde ich halt hier nächtigen müssen und schlimmstenfalls morgen früh mit einem Schnupfen nach Kalassar kommen. Am Ende war auch schon ihre Abwesenheit aufgefallen, und man suchte sie. Aber sie hatte ja niemandem gesagt, wohin

sie gegangen. Es gab ja vier Himmelsrichtungen. Nur ein Zufall konnte ihr noch heute nacht von hier forthelfen.

Sie saß und lauschte. Unheimlich gurgelten die Wellen, Äste knackten, gerade als näherte sich jemand. Ein Tier? Ein Mensch? Ein Perser? Ein Christ? Sie hielt den Atem an. In der Ferne heulten Hunde. Tappte dort nicht etwas, schwerfällig, langsam, wie ein Büffel? Gefährlich sind sie ja für gewöhnlich nicht, redete sich Manja eifrig selbst zu, denn sie fühlte, wie sie allmählich unruhig wurde, so verlassen, allein in dieser schwarzen Nacht.

Plötzlich zog sie den rechten Fuß höher. Es war ihr gerade, als sei ein Tier darüber gekrochen. Sie sprang auf. Um Gottes willen, nur keine Schlangen! Vor ihnen fürchtete sie sich wirklich. Sie war ja allein und brauchte niemandem etwas vorzumachen. Aber Schlangen, das war schrecklich. Selbst eine Blindschleiche konnte ihr Furcht einjagen. Mit großer Vorsicht setzte sie die Füße und näherte sich aufs neue dem Fluß. Was war das? Drang nicht auf einmal Wasser durch ihre Schuhe? In der Tat. Vielleicht eine Pfütze? Aber nein, das gibt es hier ja nicht. Es mußte Flußwasser sein. Das hieß, der Fluß trat

schon über die Ufer. Jetzt erinnerte sie sich, daß es ja heute gegen Mittag am Gebirg geblitzt hatte, daß sie Donner gehört. Offenbar waren in den Bergen schwere Gewitter niedergegangen. Nun wurde sie aber doch sehr unruhig. Sie kannte die Gegend zu wenig, ja sie wußte im Augenblick nicht einmal, wo sie sich eigentlich befand, ob nahe an Kalassar oder weit weg. Sie wußte also auch nicht, wo in der Nähe ein Hügel war und ob überhaupt. So . . . so konnte sie zum mindesten, wenn der Fluß noch weiter stieg, recht naß werden. Und stieg das Wasser noch sehr und fand sie keinen Hügel, bei der Wucht, mit

der der Strom zu Tal raste, wer weiß ... Ihr Herz begann schneller zu klopfen, während sie sich mit bebenden Füßen möglichst vom Ufer entfernte. Sie stieß an einen Baum, daß ihr die Stirn schmerzte und die Tränen in die Augen schossen ... Wenn doch nur erst die Sterne kämen, daß man wieder etwas erkennen konnte. So hörte sie nur ringsum das Riesel des Wassers und spürte ganz deutlich an den Füßen, wie es stieg und stieg. Plötzlich stieß sie einen Schreckensruf aus, denn sie

hatte in ihrer Aufregung jede Richtung verloren, sie wußte nicht mehr, wo der Fluß eigentlich lag. Und kaum kam ihr das zum Bewußtsein, so schien es ihr auch schon in der schwarzen Nacht, als rausche es rings um sie her. Sie atmete schwer und hatte Mühe, nicht ganz verwirrt zu werden, nicht womöglich in den Fluß hineinzurennen, statt sich von ihm zu entfernen. Mit aller Willensenergie zwang sie sich, stehen zu bleiben, denn noch war sie nicht nahe am Ufer, das wußte sie, also gebot die Klugheit, da sie sich nicht zu orientieren vermochte, wenigstens an demselben Fleck zu bleiben, bis sie wieder ruhig war.

Das Wasser stieg. Langsam, sicher stieg es. Sie brauchte keinen Stock mehr, um das festzustellen, sie fühlte es deutlich an ihren Füßen, über die es feucht und eilig von allen Seiten rann. Ihre Unruhe wuchs, denn nun konnte sie nichts aus dieser höchst unangenehmen Situation befreien als ein glücklicher Zufall. Sie fröstelte. Vielleicht suchte man doch nach ihr? Sie lauschte. Aber die Wasser rauschten so laut, daß sie niemand hören konnte. Es war nicht das Wasser allein, auch ihr Blut rauschte so laut in den Ohren, daß sie gegen jedes andere Geräusch wie taub waren.

Wenn doch nur erst die Sterne kämen! Wie ewig lange das dauerte. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang pflegte sich der Himmel wieder aufzuhellen. Ihr schien es, als stände sie schon viele, viele Stunden hier. Wurde dort drüben nicht ein Licht sichtbar? Bewegte es sich nicht wie suchend hin und her? Sie atmete erleichtert auf. Dann aber sank wieder ihr Mut. Sie mußte sich getäuscht haben. Das Licht stand still, es brannte wohl einfach in einem der kleinen Häuser, ohne sich um sie und ihre Not zu kümmern. Ein neues Licht tauchte auf, wieder eins. Nein, sie täuschte

sich nicht. Man sah es ihnen trotz der Entfernung an, sie wurden von Leuten getragen, die suchten. Unwillkürlich fing sie an zu winken und zu rufen. Aber ihr Rufen konnte man nicht hören und ihr Winken nicht sehen. Sie mußte sich schon gedulden und warten, ob sie hierher fanden. Bellte da nicht ein Hund? War das nicht ihre Dogge? Man hatte sie mitgenommen, um auf die rechte Spur zu helfen, ein guter Gedanke. Das Bellen kam näher, wurde lauter. Es war ihre Dogge, die sie erst vor vierzehn Tagen in Täbris erstanden. Sie stand jetzt offenbar am Fluß, konnte

nicht hinüber, heulte, bellte, winselte. Manja rief, auch von drüben rief man. Sie verstand zwar keine Worte, wohl aber Töne. Sie erkannte Viktors Stimme. So würde er denn wohl auch ihre erkannt haben. Die Lichter hielten eine Weile an. Man schien zu beraten. Dann bewegten sich einige wieder weiter. Vielleicht sucht man eine Furt, um zu mir zu gelangen, dachte Manja. So war es. Eine Viertelstunde verging, dann hörte sie wieder das Bellen der Dogge, und bald darauf sprang das Tier an ihr in die Höhe und warf sie fast um vor Freude. Nun hörte sie auch Viktor rufen: »Manja! Manja!« Es berührte sie

eigentümlich, aus seinem Mund so laut ihren Vornamen rufen zu hören. Laut antwortete sie: »Hier! Hier!«

»Gott sei Dank!« hörte sie Viktor antworten. Da war er schon bei ihr.

»Eine nette Unbequemlichkeit, Herr Baron, die ich Ihnen da bereitet habe.«

»Ich bin nur froh, daß wir Sie gefunden haben, gnädiges Fräulein.«

Wie lächerlich diese feierliche Verkehrsform ist in diesem Augenblick, wie lächerlich diese steifen Anreden, ging es Manja durch den Kopf. Gleichzeitig aber trat sie einen Schritt zurück, als er ihr seinen Arm reichen

wollte. Stumm gingen sie langsam nebeneinander her. Nur die Dogge durfte ihrer Freude Ausdruck geben.

Viktor hielt an, und es klang etwas sarkastisch, als er sagte: »Gleich werden Sie mir schon gestatten müssen, Sie durch die Furt zu tragen, wenn Sie nicht besonderen Wert darauf legen, über und über naß zu werden.«

Manja erschrak ein wenig. Daran hatte sie nicht gedacht. »Ich denke, es wird auch ohne das gehen. Naß bin ich ja sowieso. Auf etwas mehr oder weniger kommt es da nicht mehr an.«

»Ganz wie Sie wünschen.«

Wenige Minuten später stand man an der Furt, und Viktor meinte: »Die Hand werden Sie mir nun doch reichen müssen, denn der Strom ist ziemlich stark, und ich möchte immerhin nicht gerne, daß er Sie mitrisse und wir dann endgültig das Nachsehen hätten.«

Wie häßlich von ihm, so zu sprechen, dachte Manja und wurde rot vor Ärger. Tapfer setzte sie den Fuß über die Böschung. Aber sie fühlte sich auf einmal so unsicher, ihre Knie zitterten von all der Aufregung der letzten Stunden, daß sie jetzt unwillkürlich doch nach ihres Begleiters Hand griff. Langsam tasteten sich ihre Füße weiter, tiefer ins

Wasser. Sie blieb stehen. »Es geht wirklich nicht,« sagte sie leise. »Ich bin so müde und matt, daß ich mich nicht getraue, heil durch den Strom zu kommen.« Wie sie sich schämte, das eingestehen zu müssen. Wenn er jetzt nur keine sarkastische Bemerkung machte. Lieber spränge sie direkt in den Fluß, als dann noch weiter seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Aber Viktor schwieg, führte Manja nur stumm wieder ganz ans Ufer zurück und sagte: »Ich werde Sie tragen. Sie müssen es schon gestatten.« Ehe sie sich dessen versah, hatte er sie auf seine Arme gehoben und

schritt langsam, vorsichtig mit ihr aufs neue die Böschung abwärts. Regungslos lag sie an seiner Brust. Gott sei Dank, daß es noch finster war, daß er nicht sehen konnte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Mitten im Fluß mußte er haltmachen. »Schlingen Sie Ihre Arme fest um meinen Hals, sonst kommen wir nicht weiter in der rasenden Strömung!« Wie kurz und befehlend das klang. Aber sie tat es. Und wieder ging es weiter, langsam, Schritt für Schritt. Sein Atem strich über ihr Haar. Sie fühlte sein Herz an ihrer Brust klopfen. Nur wegen der körperlichen Anstrengung? mußte sie auf einmal denken, und sie

schämte sich dieses Gedankens. Wie stark er war, wie sicher sie so ruhte. Sie schloß unwillkürlich die Augen, und leise, leise, ihr selbst fast unbewußt, lehnte sich ihre Wange an seine Schulter.

Endlich waren sie am andern Ufer, und vorsichtig glitt sie wieder zur Erde. Beide sprachen kein Wort, denn sie waren beide befangen und ein wenig wie verträumt. Da kamen die andern Leute, und der Bann war gebrochen. Manja mußte berichten, wie sie sich verirrt hatte, und verdolmetschte es den Armeniern. Viktor ging schweigend an ihrer Seite.

Als sie dann in ihr Haus kamen, wo ihnen gemeldet wurde, daß der Sarparas aus Choi sich angesagt, entledigte sich Viktor nur ungerne seines Rockes, an dem sie gelehnt. Und er sah ihn eine ganze Weile verträumt an, als wäre noch etwas von ihr an ihm sichtbar, spürbar.

Bald wurde er aufgeschreckt durch Pferdegetrappel im Hof. Der Sarparas war angekommen. Es galt, sich zu beeilen und ihn zu begrüßen.

Viktor hatte seine liebe Not, höflich und aufmerksam zu sein, denn seine Gedanken schweiften immer wieder ab, während er in

der Halle auf dem Hof neben seinem Gast saß, der mit großer Neugier ihn wie ein Kind nach Europa ausfragte und sich vor allen Dingen nach Berliner Tanzlokalen und dergleichen sehr fleißig erkundigte. Es hieß nämlich, daß der Schah wieder eine Reise nach dem Westen plane. Der Sarparas wollte ihn begleiten und bei der Gelegenheit vor allem Berlin gründlich kennenlernen.

Immer wieder schweiften Viktors Augen zu den verhängten Fenstern dort oben, hinter denen Manja weilte, die mit Rücksicht auf die persische Sitte nicht in den Hof kam, solange der Sarparas dort sich aufhielt.

Endlich, nach einer Stunde, empfahl sich der vornehme Perser unter vielen Verbeugungen, indem er seinem Mirza (Schreiber) vorsichtig das Papier abnahm und es in seine eigene Tasche schob, auf das er all die Berliner Vergnügungslokale hatte aufschreiben müssen, die Viktor gerade eingefallen waren.

Als der Perser fort war, mußte Viktor doch lächeln. Der Gegensatz zwischen seinen innersten Empfindungen und den Orten und Lokalitäten, die sein Mund eben aufgezählt, war zu groß, zu komisch.

Als Manja herunterkam, sah er sie verstohlen an. Aber sie sah drein wie immer. Kurz,

gemessen, fast an der Grenze der Höflichkeit, wie sie die ganzen Wochen seit Täbris gegen Viktor gewesen, benahm sie sich auch jetzt. Wie ein schöner Traum waren jene kurzen Augenblicke verweht, da er sie durch die Fluten getragen.

Schweigend saßen sie in der Halle und aßen, was der Diener ihnen auftrug. Hammel und immer wieder Hammel, Hammel in allen nur denkbaren Variationen, – gekocht, gebraten, in großen Stücken, klein gehackt. Es ging beiden schwer von der Gabel zum Mund. Manja begann während der Mahlzeit

ein Gespräch über ihre Pläne für die nächsten Tage, und wie sie in acht Tagen wieder nach Rußland aufzubrechen gedenke. »Ich begreife nur nicht recht, wie ist das? Herr von Rohden, ich dachte eigentlich, er würde mir nachkommen, denn er weicht ja sonst nicht von meiner Seite.« Sie sah fragend auf Viktor, als müsse er etwas Genaueres darüber wissen. Es war das erste Mal, daß sie direkt danach fragte. Bitter stieg es in Viktor auf. Also dachte sie doch an ihn, nur an ihn. Bis jetzt hatte er über ihn geschwiegen, er wollte abwarten, bis Manja darauf die Rede brachte. Einige Zeit schwieg er auch jetzt. Dann aber

fühlte er, wie es ihm wohltun würde, ihr zu erzählen, was er von Rohden wußte, weil es sie wahrscheinlich schmerzen würde.

»Er wollte mit mir nach Täbris reisen,« begann er leise, aber unausgesetzt sie von der Seite scharf beobachtend. »Wir waren schon auf der Bahn. Gerade als wir einsteigen wollten, verhaftete ihn die Polizei.« Er sah wohl, wie Manja zusammenzuckte. »Er rief mir noch zu, ich solle nur abfahren, aber in Tiflis auf ihn warten. Sowie er frei sei, würde er nachkommen.« Viktor sah Manja voll an. »Er dachte vermutlich, schon mit

dem nächsten Zug nachzukommen, wenigstens verstand sie ihn so. Auch wollte er mir sofort nach Tiflis telegraphieren.« Wie sie das erregte! Wie bleich sie geworden war!

»Er hat Ihnen nicht telegraphiert? Sie haben nichts wieder von ihm gehört?«

Viktor verneinte.

»Wie erklären Sie sich das?«

»Die Polizei wird ihn nicht mehr freigegeben haben,« sagte Viktor, »sie wird ihn noch festhalten.«

»Fast fürchte ich das auch.« Manja starrte vor sich hin. Dann entfuhr es ihr: »Das wäre entsetzlich. Denn er ist ja unschuldig, er billigt ja gar nicht meine Ideen.«

»Unschuldige müssen oft statt der Schuldigen leiden, gnädiges Fräulein.«

»Aber hätten Sie mir das doch früher gesagt! Ich hätte mich beeilt, wieder nach Moskau zu kommen.«

»Ich dachte nicht daran. Auch fragten Sie nicht. Ich wußte zudem nicht, ob Sie das so interessieren würde.«

Wie sie ihn anblitzte voll Zorn. Wie gut ihr das stand. Schon öffnete sie ihre Lippen. Dann schloß sie sie wieder und schwieg. Auch Viktor sagte nichts. Jeder hatte genug damit zu tun, sein bitteres Gefühl gegen den andern nicht laut werden zu lassen.

Plötzlich zuckten beide zusammen, denn wieder pochte es laut draußen ans Tor. Viktor zog die Uhr. Es ging schon auf elf. Wer jetzt noch störte, mußte es eilig haben. »Vielleicht ist es Hoijer,« meinte Viktor. »Er klopft

anders,« erwiderte Manja und erhob sich erwartungsvoll. »Vielleicht ist es Herr von Rohden?« entfuhr es Viktor. Wie freudig sie erschrak. »Meinen Sie? O, welche Beruhigung das für mich wäre. Sie können es sich gar nicht denken!«

»Und ob ich es mir denken kann,« dachte Viktor. »Wie sie an ihn denken muß, daß sie auch nur einen Augenblick glauben kann, es könne Rohden sein. Woher sollte der denn wissen, daß sie gerade hier waren, einmal angenommen, daß er wirklich der Moskauer Polizei glücklich entkommen.«

Aber auch Viktor hatte sich erhoben und verließ die Halle. Trotzdem er es nicht für möglich hielt, am Ende, wer konnte es wissen, vielleicht war es doch Rohden, der da plötzlich an das Tor pochte.

Wie enttäuscht Manja dreinsah, als der Mensch, der Einlaß begehrt hatte, nun vor ihnen stand. Es war ein verlumpfter Armenier, der Viktor einen mit Bleistift beschriebenen Papierfetzen hinhielt.

Mühsam entzifferte er die krausen, ungelinken Buchstaben. »Hoher Herr! Ich habe

gehört, daß Ihr aus Deutschland seid. Ich bitte, erbarmt Euch einer Deutschen, die Jusuf ben Ibrahim, mein Mann, entführt hat vor zwei Jahren aus Tiflis, wo ich Dienstmädchen war, weil er mir gesagt, er sei Syrer und nicht Mohammedaner, was eine Lüge war. Auch ist er nicht reich, wie er mir gesagt, sondern arm und schlecht. Er ist gerade auf einer Bettelreise, und wenn Ihr mich nicht befreit, bin ich verloren, weil er mich schon so lange gefangenhält und er sagt, nun sei ich Mohammedanerin, weil ich schon zwei Jahre bei ihm

bin, ohne Widerstand zu leisten, was eine Lüge ist. Aber ich kann nicht fort, denn er bewacht mich, und seine Mutter auch, wenn er nicht da ist. Aber wenn Ihr mir helfen wollt, so fliehe ich noch morgen nacht. Gebt mir nur ein Zeichen. Minchen Schmidt.«

Viktor reichte Manja den Brief, den er nicht recht verstand. Auch Manja war nicht gleich klar darüber. »Wenn nur Herr Hoijer hier wäre!« meinte sie. »Der wüßte gleich, was zu tun ist.«

»Offenbar ist es eine Deutsche, die von dem Mohammedaner entführt wurde und sich nun mit der Bitte an uns wendet, wir

möchten sie aus seiner Macht befreien,«  
meinte Viktor.

»So verstehe ich den Brief auch. Aber was  
sollen wir antworten?«

»Natürlich, daß wir ihr helfen werden.«

»Das ist aber eine gefährliche Geschichte,«  
warf Manja ein.

»Um so besser!« erwiderte Viktor.

Manja lächelte. »Jedenfalls warten wir am  
besten Herrn Hoijer ab, der das Klügste ra-  
ten kann, weil er hier die Gebräuche und  
Sitten am besten kennt. Gelingt es uns, die  
Frau zu befreien, so wird jeder auf uns raten,  
da sie eine Deutsche ist. Die ganze Wut der

mohammedanischen Bevölkerung, namentlich der mohammedanischen Priester, wird sich gegen uns richten, weil wir sie um eine Seele gebracht haben, die sie schon für ihr Paradies gewonnen glaubten.«

»Genau wie bei den Priestern anderer Religionen.«

»Nur mit dem Unterschied, daß sie hier mehr Macht und Einfluß besitzen als wo anders und daß wir uns so vielleicht ganz überflüssigerweise einer Gefahr aussetzen. Denn daß wir den Mohammedanern sowieso schon verdächtig genug sind, daran zweifle ich nicht.«

»Wie kalt Sie sind,« sagte Viktor erbittert.  
»Es handelt sich doch um eine Genossin Ihres Geschlechts. Ich dachte nicht, daß Sie da erst lange überlegen würden.«

Manja entgegnete gereizt: »Wenn Sie mich deshalb, weil ich überlege, kalt nennen, so mißverstehen Sie mich völlig. Ich will das Mädchen gewiß gerade so gerne aus der Hand des Mohammedaners befreien wie Sie. Nur, ich folge nicht bloß dem ersten Impuls und ihm nicht sofort, sondern ich überlege zugleich auch, was es für uns, das heißt für mich und meine besonderen Pläne, die mich hierher geführt haben, bedeutet.«

Es wäre, wie schon so oft, wieder zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen den beiden gekommen, hätte man nicht schon von weitem Hoijers Lachen gehört. Wie sie immer ihren Streit abbrachen, wenn ein Dritter dazukam, so auch jetzt.

Hoijer war gleich Feuer und Flamme. Natürlich müsse man die Frau befreien, schon um die mohammedanischen Pfaffen zu ärgern, und überhaupt sei es ja seine spezielle Passion und Lebensaufgabe, Menschen aus unangenehmen Lagen zu befreien.

Er beschied den verlumpten Armenier in diesem Sinn, und Manja begab sich bald darauf auf ihr Zimmer.

Beide schwiegen und lauschten. Von den Dächern der umliegenden Häuser klang leise ein sanfter Gesang herüber. Armenische Frauen und Mädchen stimmten, wie seit einiger Zeit fast jede Nacht, ihre melancholischen weichen Lieder an, die ergreifend anzuhören waren. Der Rhythmus gab so stark die Trauer und den Jammer um all das Elend kund, das nun schon solange über Armenien lag, daß Viktor es mitfühlte, trotzdem er die Worte nicht verstand. Er wußte nur, was

sie eben sangen, das war das vielgesungene armenische Lied: »Die Tränen des Araxes«, worin ein armenischer Dichter den berühmten Fluß klagen und weinen läßt über das Unglück Armeniens. Und dann sangen die Frauen ein altes Klagelied auf Ani, die Trümmerstadt, die einst unter armenischer Herrschaft so stolz und mächtig dagestanden, wie für die Ewigkeit gebaut. Jetzt zeugten nur noch endlose Ruinen von einstiger Pracht. Nicht ein freudiger Ton kam von den Lippen der Frauen. Nur Klage und wieder Klage.

Es ist auch kein Wunder, sagte sich Viktor, der die Verhältnisse inzwischen ein wenig kennengelernt hatte. Welch furchtbaren Jammer hatte er überall geschaut. Die große Armut erschien ihm noch als das kleinste Übel, obwohl es arg genug war, denn fast jede Familie beherbergte jetzt nun schon viele Monate drei, vier, manche noch viel mehr, aus der Türkei Geflüchtete, die nichts mitbrachten als Tränen und Herzeleid. Aller Mittel entblößt, unterwegs durch den Wanbezirk von Kurden verfolgt und geängstet, bis zur persischen Grenze stets in Lebensgefahr, so

waren sie angekommen. Hilflose Greise, alte Mütterchen und nur wenige Männer, aber fast gar keine junge Mädchen. Die meisten Männer waren getötet, die Mädchen von den Kurden geraubt worden für die Sklavenmärkte, die zwar offiziell abgeschafft, in Wirklichkeit aber immer noch existierten. Kleine hilflose Kinder führten die Alten mit sich. Und all diese Menschen lasteten auf der hiesigen armen eingeborenen armenischen Bevölkerung, kleinen Bauern, geringen Handwerkern, die so schon ihre liebe Not hatten, sich und ihre Familie durchs Leben zu bringen, denn sie ernteten kaum so viel, als sie

für sich brauchten. Auch konnten sie nichts verkaufen, denn ihre Stammesgenossen waren meist selbst arm, die Mohammedaner aber hätten sich verunreinigt, wenn sie etwas von den Christen gekauft hätten.

Manchmal entsetzte sich Viktor über die Ruhe, mit der die Leute alles trugen, manchmal bewunderte er sie. Nur ein Volk, das seit Jahrhunderten das Schlimmste gewöhnt war, konnte das immer noch aushalten. Und die Frauen sangen und klagten, ihre Lieder tönten zum Himmel empor, der Nacht wie Nacht sternenübersät, gleichmütig über dem Jammer lag.

»Es ist etwas Schreckliches um diese Gesänge,« unterbrach Hoijer das Schweigen. »Sie entnerven einen förmlich, ziehen einem den Mut, das Leben aus der Brust.«

»Sie haben nicht so unrecht,« meint Viktor. »Ich empfinde es auch so.«

»Aber auf die Armenier selbst wirkt es ganz anders. Ihr glaubt gar nicht, wie sie das anfeuert.« Der Gesang verstummte einen Augenblick. Aber wie aus weiter Ferne, wie ein Echo hörte man dieselben Gesänge. Wenn

wir aufs Dach stiegen,« sagte Hoijer, »würden wir deutlich hören, daß in all den armenischen Dörfern ringsum die Frauen einander diese Lieder zusingen. Das breitet sich für unsere Ohren wie eine traurige Klage über den ganzen Distrikt. In Wahrheit aber ist es den Singenden ein Trost, eine Aufmunterung, insbesondere jenen fünfzig jungen Leuten, die morgen nacht ausziehen werden nach der Türkei.«

»Also morgen nacht?«

»Dr. Ohanian, der Arzt, sagte es mir heute ... Und was wird der Erfolg sein? Sie werden zerrieben werden von den Türken und

Kurden, nichts wird von ihnen übrig bleiben.  
Verweht wie ein Sandkorn im Meer.«

»Aber warum opfern sie so nutzlos ihre  
paar jungen Leute?«

»Das ist sehr einfach zu erklären. Denkt  
Ihnen ein paar tausend junger Männer, und  
so viel sind es ja immer noch, die warten  
und warten, daß ihr Volk sich endlich er-  
hebt, endlich das Joch abwirft, und die doch  
wissen, daß dies Volk nach so langer Zeit  
der Knechtschaft gar nicht dazu imstande ist.  
Von einer bis aufs Blut ausgesogenen Nation  
kann man nicht verlangen, daß sie auf ein-  
mal, sozusagen über Nacht, ein Held wird.

Diese jungen Leute wissen das ganz genau. Sie wissen, es bedarf erst langer Aufklärung, langer Erziehung und Bildung, bis die Nation als Nation sich wieder aufrafft. Ihr dürft auch nicht vergessen, es ist ein Bauernvolk im großen und ganzen. Und ein Bauernvolk hat den Sperling in der Hand, und wenn er noch so mager ist, immer lieber, als alle Seligkeit der Zukunft, die nicht gewiß ist. Was sollen nun diese paar tausend fortgeschrittenen jungen Leute anfangen? Nur arbeiten, langsam arbeiten für die Zukunft? Gewiß, das tun sie auch, aber sie sind jung, ihnen rollt das Blut noch schnell durch die Adern. Nun, so

brauchen sie eben, um nicht in dem Jammer zu ersticken, ab und zu einen kleinen Aderlaß. Den haben sie in diesen kleinen Feldzügen, und zugleich beweisen sie sich damit selbst, daß sie Mut haben, daß sie nicht Feiglinge sind. Das tut ihnen wohl, das hilft dann wieder, daß sie einige Zeit aufs neue warten können, stille sitzen und nichts weiter tun, als das Volk lehren, langsam wieder zum Bewußtsein seiner selbst bringen.«

Hoiyer seufzte traurig. »Alles stände viel besser, wenn die Armenier nicht auch an der Sünde aller Arier litten, die Zerstückelung, Zerspaltung in alle möglichen Parteien und

Parteichen, von denen jedes behauptet, es allein besitze das wahre Mittel zur Rettung. Diese Parteichen bekämpfen sich gegenseitig aufs heftigste, und der Türke hat den Vorteil davon. Es ist gerade wie bei den alten Germanen, wo auch ein Stamm den andern auf-fraß, die eine Parteiung der andern das Leben nicht gönnte. Und wer hatte den Nutzen davon? Die Römer.«

»Ich denke, die Armenier sind Semiten?«

»Aber keine Spur. Sie sind Arier wie wir, die einzigen, die noch im Orient leben.«

Und wieder klang das Klagelied über Ani, die Ruinenstadt, zu ihnen, von allen Dächern.

»Gehen wir, legen wir uns schlafen,« fuhr Viktor auf. »Drinne hört man es nicht so. Man könnte krank werden, hört man das Singen lange an.«

»Und wie ist es? Werden die Leute morgen abend in unsere Gärten zum Abschiednehmen kommen?«

Viktor nickte. »Aber selbstverständlich.« Er warf einen langen Blick zu den Fenstern gegenüber. »Wir sprachen schon gestern davon. Und ich denke, wir werden wenigstens dabei

sein dürfen, wenn sie von den Ihren Abschied nehmen.«

»Die jungen Leute werden Euch sehr dankbar sein und uns gewiß einladen.«

Und so geschah es auch. Am folgenden Morgen schon in der Frühe erschienen Dr. Ohanian, der Arzt und Führer der Expedition, Dr. Spondarian, der Waffen und Munition beschafft hatte, der armenische Fürst Djanian, den man schon von Täbris her kannte, der die zehn Reiter und die zehn Pferde gestellt hatte, welche für die Fünfzig Kundschafterdienste tun sollten, und ein armenischer Geistlicher, um sich zu bedanken, daß

man ihnen für den Abend den großen Garten dieses Hauses zur Verfügung stellte, und zugleich, um zu bitten, daß man an der Abschiedsfeier teilnähme.

Man saß in der Halle, trank Tee, rauchte Galian und unterhielt sich, denn alle sprachen französisch, Dr. Spondarian sogar ausgezeichnet deutsch, denn er hatte in Heidelberg studiert.

Wie sonderbar das ist; dachte Viktor. Da sitzen wir nun in Persien, mitten unter Wilden sozusagen, und wie viel haben wir gemeinsam, wie wenig trennt uns, was Bildung angeht. Dr. Ohanian hatte in Paris studiert, der Archimandrit in Berlin. Nur der Fürst war nicht über Rußland hinausgekommen, aber auch er sprach französisch. Und so gibt es Hunderte und Aberhunderte, die europäische Bildung genossen, es in irgend einer Wissenschaft oder Technik zu etwas gebracht. Die sich in den so empfänglichen Jahren des Jünglingsalters an europäische

Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten gewöhnt. Dr. Ohanian hätte mit Leichtigkeit in Paris ein gesuchter Arzt werden können, Dr. Spondarian hätte es zum Beispiel bei Siemens & Halske gewiß zu etwas gebracht. Aber sie alle kehrten in ihre Heimat zurück, ließen alle Bequemlichkeit, alle Kultur hinter sich für ihr Volk. Nein, ein Volk, das zu Hunderten solche Leute hervorbrachte, das durfte man nicht aufgeben, das war wert, wieder eine Rolle zu spielen unter den Völkern. Was gäbe das für ein Kulturelement im Orient, diesem schlafenden wie ertöteten Koloß. Was

für ein Sauerteig für dies ganze Land, namentlich für Kleinasien, diese einstige Kornkammer der Welt, – und jetzt ein elendes, verkommenes Hungerland.

Viktor unterhielt sich hauptsächlich mit dem deutsch sprechenden Dr. Spondarian. Er machte ihm ein Kompliment, daß er immer noch so perfekt deutsch spräche, als sei er eben aus Heidelberg hierher gekommen.

Dr. Spondarian meinte lächelnd, er liebe Deutschland sehr, das Deutschland Goethes und Schillers und Kants und Fichtes. »Habe ich doch, als ich in Deutschland war, das letzte Jahr sogar nur deutsch geträumt. Denken

Sie, was das heißt, in einer fremden Sprache sogar träumen! Auch jetzt noch habe ich gerade deutsch gelesen, zum Beispiel Goethes ›Iphigenie‹, das schönste Deutsch, glaube ich, was es gibt, überhaupt die schönste Sprache, die ›Iphigenie‹ meine ich, träume ich in deutscher Sprache.« Und nun sang er ein Loblied auf Deutschland.

»Verzeihen Sie, ich muß mich wirklich an die Stirn greifen,« unterbrach ihn Viktor. »Wo bin ich denn? Bin ich wirklich in Persien?«

»Waren Sie in Etschmiadzin?« fragte Dr. Spondarian eifrig.

»Allerdings, aber nur wenige Stunden, da der Katholikos verreist war.«

»Auf dem Rückweg müssen Sie hin. Da finden Sie überall deutsche Zeitschriften, deutsche Zeitungen. Da unterrichtet man in der Schule auch deutsch, obwohl es die Russen ungern sehen und es nicht wollen.« Dr. Spondarian seufzte. »Keinem Volk verdanken wir so viel wie den Deutschen, von keinem haben wir so viel Kultur angenommen, aber keins kümmert sich so wenig um uns wie es . . . Wir haben eben Unglück, in allem Unglück, es ist immer noch unser Schicksal so.«

Als die Sonne untergegangen, im Schutz der Finsternis, erschienen die jungen Männer mit ihren Anverwandten und Bekannten aus den sieben armenischen Dörfern ringsum, wo sie sich bis jetzt versteckt gehalten, und sammelten sich in dem großen Garten, der zu dem Hause gehörte, das Manja für die Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes gemietet hatte. Der Garten war von dem Hof durch eine hohe Mauer getrennt, und da Dr. Ohanian Manja, Viktor und Hoijer gebeten, sie möchten nicht eher in den Garten kommen, als bis

alles zu der Feierlichkeit vorbereitet, so hatten sich die drei auch weiter nicht darum gekümmert. Nur wenn einer kam, um Sitzgelegenheiten bat oder um Salz, um Gläser, um Pfeifen und dergleichen, hatte man das Nötige herbeigeschafft, und es den Leuten willig überlassen.

Als nun endlich, gegen zehn Uhr, Dr. Spandarian erschien und die drei hinüberbat, waren namentlich Manja und Viktor von Gandern direkt aufgeregt, denn den ganzen Tag über waren sie immerzu daran erinnert worden, daß fünfzig junge, gesunde Menschen sich zu einem Todesgang rüsteten. Schon im

voraus durchlebten sie diese Nachtstunden, in denen die Verwandten von ihnen Abschied nehmen würden. Wie mancher einzige Sohn mochte darunter sein, die einzige Stütze alter, müder Eltern. Auch manche Braut würde nun wohl weinen lernen um den Bräutigam, den sie voraussichtlich nicht wiedersah.

Mit laut pochenden Herzen traten sie durch die schmale Pforte, die vom Hof in den Garten führte, bedrückt von der inneren Schwere, von dem Ernst dieser Stunden. Aber wie anders fanden sie es, als wie sie erwartet hatten. An allen Bäumen hingen Lampions in allen Farben. Mehr wie ein

Hochzeitsfest sah das aus, als wie eine Abschiedsfeierlichkeit. Die Bäume selbst waren geschmückt mit Bändern und kleinen Fähnchen in den armenischen Farben.

Kaum waren die drei auf den kleinen freien Platz getreten, der sich mitten im Baumgarten befand, hielt Dr. Ohanian eine kleine Ansprache, in der er die Leute aufforderte, die Gastgeber, die so freundlich ihren Garten zur Verfügung gestellt, woran sie, die Armenier, sehen könnten, daß es in Europa noch Leute gäbe, die es gut mit ihnen meinten,

hochleben zu lassen. Manja, Viktor und Hoi-  
jer erschraaken nicht wenig, als nun ein brau-  
sendes Hoch auf sie zu den Wipfeln klang.  
Ein Gefühl der Scham beschlich sie zugleich.  
Mein Gott, was hatten sie denn getan? Ei-  
ne Kleinigkeit! Und dafür solche Dankbar-  
keit. Wie wenig Freundlichkeit mußten sie  
von den Europäern gewöhnt sein, daß sie  
dies so enthusiastisch aufnahmen.

Dann wandte sich Dr. Spondarian mit der  
Bitte an Manja, ob sie gestatte, daß die Leu-  
te nun ihre Tänze aufführten. »Tänze?« frag-  
te Manja etwas verwundert. Dr. Spondari-  
an lächelte. Er kannte ja Europa gut genug,

um Manjas Verwunderung zu begreifen, daß man hier eine so gefährliche Sache, wie den Zug der jungen Leute nach der Türkei, mit Tänzen einleitete.

»Wir sind nicht in Europa, gnädiges Fräulein, das dürfen Sie nicht vergessen. Bei uns war es von alters her Brauch, unter Tänzen zum Krieg zu ziehen. Es hat auch wirklich sein Gutes, es feuert die Leute an.«

Nun bildeten die jungen Krieger mit ihren Anverwandten einen Kreis, in den zunächst Djanian, der Fürst von Karabach, trat und unter dem leichten Gesang der Verwandten und Freunde, während die anderen Krieger

den Rhythmus mit den Händen klatschten, einen wilden, aber zugleich sehr graziösen Tanz aufführte. Bald traten andere, sozusagen angesteckt von dem Tanz, in den Kreis und wetteiferten mit dem Fürsten.

Manja sah Viktor an, und beide dachten in diesem Augenblick nicht ohne leichten Schmerz: »Wie fern sind wir doch diesen Menschen, trotzdem wir nun schon Wochen mit ihnen beisammen sind.« Dieser wilde Kriegstanz brachte ihnen auf einmal zum Bewußtsein, welche Kluft trotz aller Sympathien zwischen ihnen und diesem Volk gähnte.

Immer wilder wurde der Tanz, immer schneller der Rhythmus der klatschenden Hände, immer hastiger der Gesang aus allen Kehlen. Es ging ins Blut, das fühlten auch Manja und Viktor. Die Glieder strafften sich, der Körper empfand diesen rasenden, wilden, aufreizenden Rhythmus in allen Poren mit.

Plötzlich brach der Gesang, das Händeklatschen ab, jäh, unerwartet, und jeder der Tanzenden verharrte wohl eine halbe Minute in der Stellung, die er gerade eingenommen in dem Augenblick, da es still wurde. Etwas

Schmerzhaftes lag in diesem plötzlichen Anhalten, es gab einen Ruck durch alle Glieder. Kaum aber war die halbe Minute vergangen, hub das Klatschen, Singen und Tanzen wieder an. Raffiniert war dies Einhalten, denn nun riß der Gesang, das Klatschen die Tanzenden, die Zuschauenden erst recht mit.

Hoijer konnte sich nicht länger halten, sprang auch in den Kreis und tanzte mit, was große Begeisterung hervorrief. Und wieder verstummte plötzlich alles, stand starr, wie aus Blei gegossen und doch in jeder Faser schäumend. Aufs neue bewegten sich die Hände, die Kehlen, die Füße. Langsam, erst

fast unmerklich, verlangsamten sich all diese Bewegungen, ebften ab. Der Tanz war zu Ende. Ein großer Jubel erhob sich, einige ergriffen den Fürsten Djanian und trugen ihn auf ihren Schultern umher.

Eine ganze Weile standen die drei Europäer allein in der Lichtung. Dann bot Viktor Manja seinen Arm, den sie auch willig nahm, und sie gingen mit Hoijer der Richtung nach, von der her die Stimmen der Männer zu ihnen drangen.

Diesmal hatten sich alle um Dr. Ohanian geschart.

»Schneller, schneller!« flüsterte Hoijer. »Er hält eine Rede.«

Man beeilte sich und stellte sich zu den andern. Als Dr. Ohanian sie erblickte, verbeugte er sich leicht und fuhr in französischer Sprache fort, während Dr. Spondarian, der auf einen Wink von Djanian zu ihm getreten war, das folgende ins Armenische übersetzte. »Aber wir sind keine Barbaren,« fuhr Ohanian fort, »wir sind keine Heiden wie jene Kurden. Und das wollen wir beweisen. Wir werden unsere Feinde nicht martern und quälen, nicht durch List und Verrätereie ihnen Fallen

stellen. Wir werden offen kämpfen und keinem Gefangenen, keinem Weib, keinem Alten ein Leid zufügen, denn wir sind Christen!«

Laute Beifallsrufe unterbrachen den Sprecher. Als er geendet, vernahm man aber deutlich einen, der offenbar murrte. Ohanian erötete vor Zorn und rief: »Da ist einer, der nicht einverstanden ist mit meinen Worten. Er trete vor und sage es laut. Ich bin euer Führer, von euch selbst gewählt, mir habt ihr zu gehorchen, solange der Zug dauert. Mache ich Fehler, so zieht mich nachher zur Rechenschaft, aber solange der Zug dauert,

verlange ich strikten Gehorsam. Wer schon jetzt nicht gehorchen will, der trete zurück von unserm Vorhaben, denn wenn wir diesen Garten erst verlassen haben, ist es zu spät, wird jeder, aber jeder, der mir nicht aufs Wort folgt, aufs schwerste bestraft, und gefährdet er dadurch unsere Sache oder unsere Ehre als christliche Nation, die auch im Feind den Menschen nicht vergißt, so wird er erschossen.«

Eine tiefe Stille herrschte. Langsam aber drängte sich aus den Reihen ein Mann hervor

– es war derselbe, der vorhin gemurrt hatte – und trat dicht zu Djanian. Düster blickte sein Auge, das zugleich in wildem Feuer glühte, seine Fäuste umkrampften das Gewehr, das er keinen Augenblick von sich gelassen, während die Gewehre der andern in der Nähe der Pforte, die in den Garten führte, lagerten. Der Mann war nicht mehr jung, wohl der älteste unter denen, die bereit waren, auszuziehen. Finster blickte er auf seine Kameraden, auf Ohanian. Dann sagte er mit grollender Stimme: »Neun haben sie mir erschlagen, meinen Vater, meine Mutter, meine Frau, meinen einzigen Neffen, sein Kind und

meine vier Kinder. Neun werde ich erschlagen. Wie sie mir taten, tue ich ihnen. Auge um Auge, Zahn um Zahn.«

Ohanian sah ihn eine Weile stumm an, als wolle er dem Mann Zeit geben, sich auf sich selbst zu besinnen. Aber düsteres Feuer loderte in den Augen des Mannes, der wieder anhob: »Neun waren es. Neun Leben fordere ich von ihnen. Es waren Frauen und Kinder darunter. Auch ich werde Frauen und Kinder nicht schonen, wenn es so sein soll.«

»Du wirst nicht mitziehen,« erwiderte Ohanian nun ruhig. »Du bist nicht würdig, mitziehen, denn nicht gemeiner Rache gilt unser Kampf.«

Alle schwiegen.

»So werde ich allein gehen,« entgegnete der Mann düster nach einer Weile, »und mich allein rächen. Neun erschlugen sie mir, neun der Ihren werde ich erschlagen und nicht eher ruhen. Dann habe ich meine Schuldigkeit getan und werde nach Hause gehen, zu

sterben.« Wieder sah er von einem zum andern. Aber keiner sprach ein Wort. Da drückte der Mann sein Gewehr fester an sich und verließ stumm den Garten.

»Gelobt mir bei Ani, unserer heiligen Stadt, daß ihr wie Christen kämpfen werdet und nicht wie Barbaren und Heiden!« rief Ohanian laut.

Die Männer gelobten es, und aus ihrer Mitte trat der Priester, der gestern abend bei Manja mit zu Tisch gewesen, den sie bis jetzt nicht erblickt hatte, und sagte langsam: »Es ist alles bereit.«

Langsam begaben sich alle an das andere Ende des Gartens. Manja, Viktor und Hoijer folgten.

An der Gartenmauer war ein Altar errichtet worden. Mitten auf ihm lag eine alte große Bibel, daneben stand ein großes, geschlossenes silbernes Gefäß, es sah aus wie eine Büchse. Diese beiden Gegenstände waren flankiert von Dolchen und Schwertern. An den vier Enden des Altars brannten vier große Kerzen. Von ihm zu Boden hing eine große Fahne, in die das armenische Wappen gestickt war.

»Also auch hier diese unheimliche Verbindung von Mordinstrumenten und Kirche,« flüsterte Viktor unwillkürlich halblaut.

Alle bekreuzigten sich, als nun der Priester vor den Altar trat und ein Kapitel aus der Bibel vorlas.

»Er liest den 35. Psalm!« erläuterte Hoijer. »Herr, hadere mit meinen Haderern, streite wider meine Bestreiter, ergreife den Schild und Waffen und mache dich auf, mir zu helfen. So fängt dieser Psalm an, mit dem von alters her die armenischen Könige in den Krieg zogen.«

Feierlich klang die Stimme des Priesters, und als er geendet hatte, öffnete er die große silberne Büchse. Einzelnen traten die jungen Leute mit ihren Anverwandten herzu, küßten die Bibel, die ihnen der Priester hinhielt, und nahmen dann aus seiner Hand ein kleines, befeuchtetes Stück Brot.

»Eine Abendmahlsfeier?« Hoijer nickte. »Aber es ist noch etwas Besonderes, Ergreifendes bei dieser Handlung. Sie erhalten nicht Brot und Wein getrennt, sondern jeder ein Stückchen im Wein angefeuchtetes

Brot. In dieser Form pflegt man in der armenischen Kirche den Sterbenden das Abendmahl zu reichen.«

»Ein ergreifendes Symbol,« flüsterte Manja bewegt und sah starr auf die Leute, die fünfzig jungen Männer, die Väter, Mütter, Bräute und Geschwister, die mit ihnen dies Mahl der Sterbenden nahmen.

Totenstille herrschte während dieses Vorganges. Alle standen sichtlich unter dem Eindruck dieser so ernsten Handlung. Feierlich brannten die vier Kerzen an den Enden des

Altars, ohne sich zu bewegen in der windstillen Nacht. Dann ging es ans Abschiednehmen. Wie die Hände der Greisin dort zitterten, als sie ihrem Sohn den Patronengürtel zurechtschob. Wie sorgsam jener alte Vater nach dem Brotbeutel seines Einzigen tastete, ob er auch gut gefüllt sei und nichts fehle. Hand in Hand zogen sich junge Eheleute, junge Brautleute zum letzten Abschied ein wenig aus dem Bereich der Kerzen zurück, um noch einen Kuß zu tauschen. Kein Wort wurde gesprochen, kein Seufzer wurde laut, kein Weinen ertönte. Nur die Augen waren

feucht, die Hände zitterten ein wenig, wenn sie die Wangen, die Schultern liebkosten.

Da griff Dr. Ohanian zu einer kleinen Pfeife, die ihm neben dem Dolch hing. Schrillklang es durch den Garten, und sofort sammelten sich die jungen Männer. Er erteilte einen Befehl. Sie eilten zu der Pforte, wo ihre Gewehre lagen. Wieder ein schriller Pfiff, und sie standen in Reih und Glied. Leise, ohne daß noch ein Wort gesprochen wurde, verließen sie dann, immer je zehn auf einmal, den Garten. Mit dem letzten Zuge verabschiedeten sich auch Ohanian, Spondarian und Djanian von Manja, Viktor und Hoijer. Langsam,

leise verließen nun auch die Verwandten und Freunde den Garten, indem sie sich tief vor Manja verneigten, die ihnen ja dies letzte Zusammensein möglich gemacht, denn nur in diesem Dorf Kalassar und nur unter dem Schutz eines von Europäern bewohnten Hauses war eine solche Feier möglich gewesen. An jedem anderen Orte hätte man stets befürchten müssen, von Persern überrascht zu werden.

Auch Manja, Viktor und Hoijer verließen jetzt den Garten, in dem schon hier und da die Lampions erloschen. Ohne daß sie sich verabredet hätten, begaben sie sich alle drei

auf das Dach ihres Hauses. Vielleicht, daß man von da die Abziehenden noch einmal sehen konnte.

Lange standen sie dort oben stumm nebeneinander und spähten übers Land, das jetzt nicht mehr finster dalag. Der Himmel war wieder voller Sterne, die leuchteten. Aber man sah niemanden. Wie vom Erdboden waren die jungen Leute verschwunden. »Sie benutzten die zahlreichen kleinen Gebüschchen, um unbemerkt fortzukommen,« meinte Hoijer. »Sie müssen auch vorsichtig sein,

denn es lagern fünftausend Perser in der Nähe, die von diesem Zug natürlich nichts wissen dürfen.«

Die drei bemerkten, wie auch auf den andern Dächern ringsum Leute standen und Ausschau hielten. Kleine Feuer leuchteten nun auf den Dächern auf, um die sich die Hinterbliebenen und Freunde der Krieger niederließen. Jetzt sah man auch in der Ferne auf den Dächern der andern armenischen Dörfer diese Feuer. Alles wachte, sah den jungen Männern nach und gedachte ihrer und ihres Schicksals.

Plötzlich, ganz in der Nähe der drei, fingen die Frauen und Mädchen auf den Dächern leise an zu singen. Die Leute auf den andern Dächern fielen ein. Auch aus der Ferne vernahm man Gesang. Von Dorf zu Dorf ging er weiter. Auf allen Dächern der sieben armenischen Dörfer im Umkreis saßen die Übriggebliebenen um die kleinen Feuer und sangen, sangen das Lied von Ani, der alten Königsstadt, erfüllten die ganze Ebene unter dem strahlenden, funkelnden Himmel mit diesem Lied.

Manja stand und schluchzte. Helle Tränen liefen ihr bald über die Wangen. Es war erschütternd, dies Lied anzuhören. Wie ein Totengesang zog es langsam, feierlich klagend über das Land, erfüllte die ganze Luft, jede Pore mit seinem wehmütigen Schmerz.

Laut und eilig klopfte es auf einmal unten am Tor. Die drei sahen sich erschrocken an. Wer könnte das sein? Pochte ein Unglück an?

Leise verließen sie das Dach. Manja ging auf ihr Zimmer, Viktor und Hoijer aber begaben sich in die Halle auf dem Hof. Wieder pochte es. Lauter, noch eiliger. Hoijer ging

selbst öffnen. Vor dem Tor stand, tief ver-  
mummt, eine weibliche Gestalt, die sich ha-  
stig durch den Torspalt in den Hof drängte  
und erleichtert aufatmete, als sie sah, wie  
Hoijer das Tor schnell wieder schloß.

Es war Minchen Schmidt, die aus dem Ha-  
rem ihres Mannes entflohen war und nun  
hier Schutz suchte. Hoijer lachte laut, als all  
die Hüllen fielen und eine noch junge, fri-  
sche Person mit strohblondem Haar errötend  
vor ihm stand. Er führte sie schleunigst zu  
Viktor, der, nachdem er sie begrüßt, mein-  
te, ob sie nicht einfach hier bleiben wolle

und Manja bedienen, bis sie alle nach Rußland zurückkehrten? Sie wollte schon, aber Hoijer machte ein bedenkliches Gesicht, und als er die junge Person in die Küche gebracht hatte, meinte er: »Ich halte Euern Vorschlag für gefährlich. Jeder Perser wird, wenn er von der Flucht erfährt, darauf raten, daß sie zu uns geflohen. Wir werden sowieso noch genug Schererei davon haben. Es braucht nur bekanntzuwerden, daß die Frau nach persischem Gesetz Mohammedanerin ist, der Mann braucht nur bald wiederzukommen und Lärm zu schlagen, und wir

sitzen in einer höchst unangenehmen Situation.«

»Aber wir werden ja sowieso nicht mehr lange hier bleiben, nur noch ein paar Tage.«

»Immer noch lange genug, um große Unannehmlichkeiten zu erleben, größere, als Ihr es Euch träumen laßt. Am besten ist es, wir lassen Fräulein Manja herunterbitten.«

»Aber sie schläft vielleicht schon? Soll man sie deshalb stören?«

»Besser, sie schläft eine halbe Stunde weniger, als sie muß es in wenigen Tagen bitter bereuen, geschlafen zu haben.«

Da war sie wieder, diese in Viktors Augen fast unbegreifliche Vorsicht. Er begriff diese Ängstlichkeit einfach nicht, hatte er doch noch keine schlimmen Erfahrungen mit den Persern gemacht. Er hielt sie für feig und recht harmlos. »Was sollen sie uns denn tun?« meinte er. »Wir stehen unter dem Schutz unserer Gesandtschaften.«

»Das ist sehr schön und gut in einem zivilisierten Land. Aber hier, wenn die Bevölkerung erst einmal aufgehetzt ist, nützen uns wahrscheinlich zehn Gesandtschaften nichts, denn bis die mobil machen, sind wir längst massakriert.«

»Na, na, na!« beschwichtigte Viktor.

Aber Hoijer ruhte nicht eher, als bis Manja wieder erschien. Manja hatte die Sache schon früher nicht leicht genommen, sie hatte schon damals nicht zugeraten, irgend etwas zu tun, was ihre Lage hier gefährden konnte. Und wenn sie auch beschlossen hatte, sofort wieder nach Rußland zurückzukehren, sowie sie etwas Sicheres über den Ausgang des Zuges der Fünzig gegen die Kurden wußte, so konnte das doch noch eine Woche dauern, und das war auch in ihren Augen eine lange Zeit.

»Mir macht es gewiß Spaß, den Persern ein Schnippchen zu schlagen,« warf Hoijer ein. »Ich bin auch sehr dafür, der jungen Person, zumal sie nun einmal bei uns ist, zu helfen. Aber ich rate dringend, sie möglichst schnell nach Tiflis schaffen zu lassen. Bleibt sie bei uns, ist die Gefahr immer da, daß sie bei uns entdeckt wird, und wir haben auch ohne sie genug auf dem Kerbholz.«

Man ließ den armenischen Koch rufen, der auch zuriet, möglichst schnell die Frau abschieben zu lassen. »Und zwar ist es am besten,« erklärte Hoijer, »sie geht als Mohammedanerin unter dem Schutz eines Mohammedaners. Er darf sie nicht fragen, nicht ansehen, er wird sie sicher über die Grenze bringen, ohne zu wissen, was eigentlich mit ihr los ist. Und zieht er, ein Mohammedaner, mit ihr, einer Mohammedanerin, durchs Land, so hat niemand darauf acht, vermutet niemand etwas dahinter. Sind sie erst unterwegs und schlägt dann ihr Mann Lärm, so können wir die Perser ruhig herkommen und

alles durchsuchen lassen. Der Wahrheit gemäß können wir erklären: sie ist nicht bei uns.«

Der Koch kannte einen zuverlässigen Perser, der sowieso in den nächsten Tagen nach Eriwan wollte. So beschloß man denn, ihm die Frau mitzugeben.

Hojer begleitete den Koch in die Küche. »Du sagst dem Perser, sie sei für den Harem des reichen persischen Kaufmanns Jusuf ben Raschid in Eriwan bestimmt, sie wisse aber selbst noch nichts von dieser Bestimmung. Er wird dann schon auf der Hut

sein, schon weil er reichlichen Lohn erwartet, wenn er die Frau glücklich abliefert. Ist sie aber erst einmal auf russischem Gebiet, wird es ihr ein leichtes sein, sich zu retten, sie braucht nur zum ersten besten russischen Popen zu gehen. Unser Perser hat das Nachsehen und muß das Maul halten, damit er nicht noch Unannehmlichkeiten hat.« Der Koch nickte verständnisinnig. »Daß du davon aber nichts der Herrin oder dem jungen Herrn sagst!« fuhr Hoijer fort. »Sie würden das nicht zugeben, sie sind noch nicht lange genug hier, um das zu verstehen.« Der Koch

nickte und schmunzelte befriedigt, daß er ins Vertrauen gezogen wurde.

»Ich verlasse mich also auf dich!« wiederholte Hoijer nochmals. »Machst du deine Sache schlecht, du weißt, ich brauche nur ein Wort mit Dr. Ohanian oder einem von seiner Partei zu reden.« Der Koch nickte eifrig. Er wußte, wie gut Herr Hoijer mit den Henschakisten, dieser Gruppe der Jungarmenier, stand, und wie die wenig Federlesens mit ihm machen würden, wenn diesen Europäern durch seine Schuld ein Unglück zustieß. Derweil saßen Manja und Viktor in der Halle, und weil sie sich immer beengt fühlten,

wenn sie allein zusammen waren, so wußten sie auch jetzt nicht recht, worüber sie reden sollten. Und doch hätte Viktor so viel zu sagen gehabt, und es brannte ihm auf der Seele, ihr sein Herz auszuschütten. Aber immer wieder schreckte er davor zurück.

Manja fühlte deutlich, was in Viktor vorging. Nur das nicht! Sie marterte ihr Gehirn, aber es wollte ihr absolut nichts Harmloses, Unverfängliches einfallen.

»Ich, ich muß Ihnen . . . «

»Sehen Sie nur, wie schön die Sterne sind,«  
fiel Manja hastig ein.

»Ja. Und ich, Manja, ich . . . «

»Wie viel wird man bei Ihnen zu Hause an Sie denken, wie wird sich Ihre Mutter sorgen, wenn sie erfährt, wo Sie sind.«

»Aber sie wird mich verstehen, wenn sie erfährt, weshalb ich ... Manja!« rief Viktor. »Sie dürfen mir nicht länger ausweichen, Sie müssen längst gesehen haben, weshalb ich hierher kam.« Er brach ab, weil ihm das Herz so heftig klopfte. Aber da er sah, daß Manja ihn unterbrechen würde, wieder auf etwas anderes kommen würde, fing er hastig wieder an. »Manja, sagen Sie mir, lieben Sie Herrn von Rohden? Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir das!«

Manja sah ihn einen Moment lächelnd an. Dann erwiderte sie: »Das will ich Ihnen gerne sagen. Nein.«

»Nein? Nein!« jubelte Viktor.

»Ich liebe überhaupt niemanden.« Viktor sank auf seinen Stuhl zurück, von dem er schon halb aufgesprungen war. »Nur meine Aufgabe, die ich mir gestellt, die liebe ich in dem Sinne, wie Sie es meinen.« Es sollte sehr kühl und scharf klingen. Aber es klang ganz anders. Es zitterte etwas dabei in ihrer Stimme, es klang unsicher. Und wie rot sie plötzlich geworden war.

Wieder sprang Viktor auf. »Nein, nein, es kann nicht sein, Ihre eigene Stimme widerspricht Ihren Worten!«

»Es ist alles in Ordnung, der Koch macht heute noch den Perser ausfindig, der die junge Person über die Grenze bringt,« rief Hoijer vom Hof den beiden zu. »Hol's der Teufel!« entfuhr es Viktor. Daß er auch gerade jetzt stören mußte. Kaum aber hatte Manja Hoijers Stimme gehört, war sie wieder ganz gefaßt.

»So sprechen Sie nicht wieder zu mir, Herr von Gandern. Ich bitte ernstlich darum. Sie würden mich sonst zwingen, dies Haus zu

verlassen. Ich, ich mag die Männer nicht, die mich lieben! Ich, ich bin sie leid, satt, sie sind mir unerträglich. Seit Jahren verfolgen sie mich, stören mich, ärgern mich, behindern mich!« Zitternd stand sie vor ihm, ihre Stimme bebte vor Erregung.

Viktor wurde auf einmal merkwürdig ruhig. Weshalb war sie so aufgeregt? Wenn es sich wirklich so verhielt, brauchte sie sich ja nicht zu erregen, so außer sich zu geraten. Er war auch aufgestanden, er wollte gerade näher auf sie zutreten, da tauchte Hojjer in der Halle auf. Hastig erregt flüsterte er Manja zu: »Ich glaube Ihnen nicht!«

»Wie können Sie?«

»Ich glaube Ihnen nicht, nein, nein!«

Manja wandte sich ab und verließ die Halle. Hoijer sah ihr einen Moment nach. »Was ist denn geschehen?« Er blickte auf Viktor, der bleich, erregt, kaum seiner selbst Herr, dastand. »Ich habe wohl gestört?« fragte Hoijer leise, vorsichtig, und blinzelte mit den klugen Fuchsaugen.

»Ich bitte Sie, ignorieren Sie das. Es ist nichts geschehen,« erwiderte Viktor und ließ sich wieder auf den Sessel fallen, indem er sein Gesicht etwas abkehrte, so daß der Lichtschein es nicht mehr traf.

Hojer setzte sich hin und erklärte ausführlich, um Viktor Zeit zu lassen, sich wieder völlig zu beruhigen, und umständlich, wie Minchen Schmidt, wenn alles gut ginge, schon morgen früh unterwegs sein könnte.

Er ist wirklich ein anständiger Kerl, dachte Viktor, daß er mir so über die vertrackte Situation weghilft. Er streckte ihm schließlich die Hand hin. »Ich danke Ihnen. Aber jetzt denke ich, gehen wir auch schlafen.«

Hojer erhob sich bereitwillig. Als die beiden durch den Hof gingen, wo es dunkel war, legte Hojer plötzlich eine Hand auf Viktors

Schulter und sagte: »Baron, ich bin so viel älter als Sie, auch habe ich die europäischen Sitten und Unsitten abgetan, deshalb sage ich Ihnen jetzt doch noch etwas. Ich weiß, daß sie eine Zuneigung zu Euch gefaßt hat, denn sie ist stets unruhig, wenn Ihr abwesend seit, und macht sich Sorge, es könnte Euch etwas zustoßen. Ihr sonst so strenges Gesicht wird weich und ängstlich. Ich habe es oft genug beobachtet. Erst wenn Ihr wieder da seid, tut sie, als ginget Ihr sie gar nichts an. Sie weiß es wahrscheinlich selbst nicht, wieviel sie an Euch denkt. Jedenfalls gesteht sie es sich noch nicht ein, kämpft sie

dagegen, denn sie ist stolz, sehr stolz.« Hoi-  
jer seufzte leicht. »Ihr gehört zusammen, das  
kann ein Blinder sehen. Aber laßt ihr noch  
Zeit, verderbt nichts durch Voreiligkeit, und  
jedenfalls, Ihr könnt Eurer Sache sicher sein.  
Ein alter Fuchs wie ich hat Augen.«

Die Hand glitt von Viktors Schultern, und  
ehe er etwas erwidern konnte, war Hoi-  
jer auch schon wieder verschwunden.

Als Manja am andern Morgen in den Hof  
trat, nachdem sie erst von ihrem Fenster  
nach allen Seiten ausgespäht, ob Viktor auch  
nicht in der Nähe, war Minchen Schmidt

schon unterwegs nach Tiflis mit ihrem Perser. In der Halle aber saßen neben Hoijer zwei Menschen, Europäer, ziemlich abgerissen, aber entschieden Europäer, die sie aber nicht kannte. Wo kommen die denn her? fragte sie sich und näherte sich verwundert der Halle. Sofort sprangen die beiden auf, rissen die Mützen vom Kopf und verbeugten sich. »Ich heiße Sie nämlich Bimmrig mit'n weichen B und stamme aus Dräsdn in Sachsen,« stellte sich der eine, ein kleiner dünner Herr mit einem mageren Ziegenbärtchen

vor. »Un ich stamme aus Jäna,« fiel der andere, ein runder kleiner Herr mit einer goldenen Brille, ein. Manja lächelte, setzte sich und bat die Herren, wieder Platz zu nehmen. »Wir sin so frei,« sagte Herr Bimmrig für seinen Freund, der Zwieback hieß, was er in der Eile vergessen hatte zu sagen.

Nun erschien auch Viktor. Wieder sprangen die beiden Sachsen auf, schwangen die Mützen und stellten sich vor. Viktor mußte laut lachen. »Ja, wo kommen Sie denn her?«

»Wir gommen Sie nämlich aus Indijen,« versetzte Herr Bimmrig.

»Was, aus Indien?«

»No freilich. Wir sin nämlich Inschenjäre,« erklärte Herr Zwieback. »Wir haben in Indijen eene Bahn chebaut.«

»Und als wir fert'ch warn, sage ich zu meinem Freind Zwieback, Zwieback, sage ich, gehn wer een Haus weit'r. Ei Herrjäses, sagt mein Freind Zwieback, wohin denn? Nu, sage ich, ich habe chehört, in Konja in der Derkei, da baun se.«

»Nu härn Se,« unterbricht ihn Herr Zwieback, indem er seine Teetasse niedersetzt, aus der er eben einen großen Schluck genommen, während Herr Bimmrig die Gelegenheit benutzt, ein mächtiges Stück Käse

in den Mund zu schieben, »ich sage also zu mein Freind Bimmrig, Bimmrig sage ich, goofen wer uns eenen Mauläsel. Das ist billig und hat Platz genug fir uns, reiten mer durch Persijen nach Konja.«

»Nu äben,« ergreift wieder Herr Bimmrig das Wort. »So reiten wir denn nu los. Un als wir nach Däbris gommen, sagt der Konsul: Härn Se, in Kalassar sind Deitsche. Nu, sage ich, wir wer'n se nicht verfählen.«

»Un so gommen wir auf unsern Mauläsel hierher,« fuhr Herr Bimmrig fort.

Manja lachte, Viktor lachte, Hoijer lachte. Die beiden Sachsen schmunzelten und ließen es sich schmecken.

»Und ganz ohne Waffe?« fragte Hoijer.

»Nu äben! So dhut eenen niemand was.«

»Aber Ihr Geld?«

Herr Zwieback schmunzelte. »Das liegt auf der englischen Bank. Wir werden doch keen Geld durch Persijen mitnehmen? Een Mauläsel find't überall was.«

»Un 'ne Bemme un een Stick Hammel gäben de Leite gerne,« meinte Herr Bimmrig. Und wieder aßen und tranken sie und ließen sich's wohl sein, daß die Gastgeber aus

der Heiterkeit über die beiden nicht herauskamen.

»Härn Se, ha'm Sie aber een Gäse,« rief plötzlich Herr Bimmrig aus und hob enthusiastisch auf seinem Messer ein großes Stück Schafkäse in die Höhe.

»Gott verdamm'ch! Der Guhgäse bei uns in Sachsen kann nicht besser sein.«

Als sie gegessen und noch ein wenig geplaudert hatten, bedankten sie sich und bestiegen wieder ihren Maulesel, denn sie hatten es eilig, daß sie nur ja nicht zu spät kämen nach Konia zum Bahnbau.

Lange sahen die drei den beiden nach. Dann mußte Hoijer wieder laut lachen, schlug sich auf die Knie und meinte: »Nein, die Deutschen, die Deutschen! Ein zu sonderbares Volk! Sollte man es für möglich halten? Diese zwei Sachsen, da reisen sie seelenvergnügt durch Persien, als wäre es nichts, reden ihr Sächsisch, als kämen sie direkt aus Leipzig oder so, freuen sich einfach ihres Lebens, so lange es dauert.«

»Und bleiben helle Sachsen ihr Leben lang,« fiel Viktor ein.

Kaum hatten sie sich wieder ins Haus begeben, stürzte unter großer Aufregung der

armenische Koch zu Herrn Hoijer und berichtete ganz atemlos, daß er eben auf dem Bazar erfahren, Minchen Schmidt sei nicht mehr auf dem Weg nach Rußland, sondern der Perser, ihr Begleiter, habe sie erkannt, denn er war unglückseligerweise der beste Freund ihres Mannes, der einzige Perser, der sie je gesehen. Er habe ein großes Geschrei erhoben und die Frau nach Choi, der mohammedanischen Hauptstadt des Bezirks gebracht, und zwar gleich in das Haus des obersten Molla, der sie in den Tempel gesperrt, woraus sie niemand rauben dürfe, da der Tempel ein heiliger Ort ist.

»Da haben wir die Bescherung!« schimpfte Hoijer.

Der Koch war ganz außer sich vor Aufregung und Angst. Der Perser habe dem Molla alles erzählt, die ganze mohammedanische Stadt sei in Erregung, weil diese Hunde, die Christen, eine Mohammedanerin gestohlen.

»Da haben wir die Bescherung!« wiederholte Hoijer, grimmig auflachend. »Das kann nett werden!«

Er eilte sofort zu Manja, ließ auch Viktor rufen und erzählte, was vorgegangen.

»Hier kann uns nur eins vor größeren Unannehmlichkeiten bewahren,« meinte Hoijer,

»nämlich Unverschämtheit. Wir müssen den Persern zuvorkommen, den Speiß umdrehen, auf der Stelle die Freigabe der Person verlangen, die widerrechtlich gefangen gehalten. Frech, frech, das ist das einzige, was jetzt nottut. Wir reiten gleich nach Choi mitten unter die Gesellschaft, begeben uns zum Statthalter, es ist ein durchtriebener aber feiger Mensch, weil er viel auf dem Gewissen hat, wir verklagen ihn vor ihm selber und erklären, daß es ihm den Kopf kostet, wenn er die Frau dem Molla nicht entreißt, uns wieder verschafft.« Hoijer lachte, lachte wie ein Kind vor Vergnügen. Jetzt, wo die Gefahr

da war, hatte er gar keine Angst mehr, sprudelte er nur so vor Eifer und Begierde, an den Feind, nach Choi, zu dem Statthalter, zu kommen.

»Ist es nicht doch zu gewagt?« warf Manja ein.

»Lassen wir die Mohammedaner nur noch einen Tag lang von ihren Mollas aufgehetzt werden, nur noch vierundzwanzig Stunden lang, dann können wir etwas erleben. Ich garantiere für nichts, denn wenn etwas gefährlich ist in Persien, so sind es die Priester, die Mollas. Und vergessen wir nicht, hier

in nächster Nähe liegen fünftausend persische Soldaten. Auch das will in Betracht gezogen werden. Auch sie lassen sich zur Not für einen Kreuzzug gegen die Christen begeistern.«

»Telegraphieren wir an den deutschen Gesandten nach Teheran,« meinte Viktor.

Hojer lachte laut. »Was hilft das? Bestenfalls schickt er ein Telegramm an den Statthalter, er hafte mit seinem Kopf für uns. Aber der hat inzwischen längst seinen Kopf verloren, ich meine das natürlich bildlich. Er wird nichts machen können, er ist wehrlos gegen die Mollas. Und in deren Augen gibt es kein

schwereres Verbrechen als das, was wir angeblich begangen haben, indem wir Minchen Schmidt zur Flucht verhalfen.«

»Hätten wir uns doch nicht darauf eingelassen,« seufzte Manja. Aber sofort schämte sie sich dieses Seufzers. »Verzeihen Sie,« wandte sie sich an Hoijer, »es war nicht so wörtlich gemeint. Ich meine nur, ich wäre froh, dies hätte vermieden werden können. Selbstverständlich hätte ich mich ebenso wie Sie einer so armen Person angenommen, wenn sie mich um Hilfe bittet.« Aber Manja seufzte wieder und sah heimlich und voll Sorge auf Viktor.

»Also gehen wir!« sagte Viktor und stand auf.

»Genügt es nicht, wenn Sie zunächst allein gehen?« meinte Manja zu Hojer.

Hojer konnte ein leichtes Lächeln nicht ganz unterdrücken. »Leider nützt das nichts. Sehen Sie doch nur Herrn von Gandern an. Er ist noch einhalbmal so lang wie ich. Das imponiert den Persern, die den Menschen, namentlich den Europäer, nach dem Gewicht beurteilen. Auch wissen Sie selbst, daß Herr

von Gandern ein ganz anderes, viel vornehmeres Auftreten hat als ich alter, verorientalisierter Schwede, der selbst schon halb zum Kurden geworden.«

Manja lächelte leicht, halb verlegen, indem sie ihre Augen über Viktors Gestalt gleiten ließ. Sie sah nicht, was für ein Gesicht Hoijer dabei machte.

»Dann also vorwärts!« sagte Viktor und erhob sich.

»Ganz so einfach ist die Geschichte freilich nicht,« warf nun wieder Hoijer ein. »Vor allem müssen wir möglichst imponierend auftreten. Und dazu gehört Dienerschaft. Je

mehr Diener, um so vornehmer. Vier müssen wir mindestens haben.«

»Ja, aber woher nehmen?«

»Das ist sehr einfach, der Koch und ein paar andere Armenier müssen mit. Die Frau des Kochs aber muß schleunigst große Knöpfe auf vier Röcke nähen und auf die Achseln ein paar Schnüre, und die Livree ist fertig.«

Viktor lachte. »Das ist ja der reine Karnevalscherz!«

»Für Eure Augen vielleicht, aber nicht für persische.«

So wurden denn also die Frau des Kochs und noch eine Frau zur Arbeit gerufen, derweil Hoijer in die Nachbarschaft ging, sich ein paar Leute auszuborgen, die auch sofort bereit waren, schon aus Dankbarkeit gegen die Europäer, die ihnen so manche Freundlichkeit und Wohltat erwiesen. Selbst Manja griff, als Hoijer drängte, mit zu, und in zwei Stunden prangten vier Leute in Livree. »Wenigstens kann man sie hier in Persien dafür halten!!« warf Hoijer ein, als Viktor ein kritisches Gesicht dazu machte.

»Und Ihr,« wandte sich Hojer an Viktor, »Ihr schnallt Euch den größten Patronengürtel um, auch einen Säbel, steckt recht sichtbar einige Pistolen in den Gürtel, zieht Eure höchsten Stiefel an, und in die Hand nehmt Ihr die schwerste Reitpeitsche, mit der Ihr gestrost deutlich und ungeduldig, herrisch Euch wider die Reitstiefel klopft, wenn der Statthalter Ausflüchte macht. Ihr seid überhaupt ein großer, mächtiger Herr für heute, den wir alle nicht wenig fürchten, versteht Ihr?«

»Eine nette Rolle habt Ihr mir da zuge-dacht!«

»Denkt nur immer daran, es gilt den Spieß umzukehren, den Statthalter zu verblüffen und in Schrecken zu jagen.«

Währenddessen ritten die sechs rüstig fürbaß, und Hoijer war so guter Dinge, sprudelte von Scherzen und amüsanten Erzählungen aus seinem langen orientalischen Leben, daß es weder Viktor noch den vier Armeniern zum Bewußtsein kam, wie diese Reise doch einen recht ernstern Hintergrund hatte, nicht ein Vergnügungsausflug war.

Nach zwei Stunden näherte man sich den Toren von Choi. »So,« sagte Hoijer und wurde ernst, »nun bitte, ganz so verfahren, wie

ich es sage, denn nun wollen wir nicht vergessen, daß unsere Aufgabe doch nicht so ganz einfach ist, daß nur Geistesgegenwart und Dreistigkeit uns helfen kann.« Er wandte sich an die Armenier: »Ihr und ich, wir haben fortan nichts zu tun, als die größte Ehrfurcht vor dem Herrn zu zeigen. Schon dadurch muß er dem Statthalter imponieren. Und wenn wir die nächsten zehn Minuten hinter uns haben, also dem Stadttor ziemlich nahe sind, dann in kurzem Galopp vorwärts und nicht rechts und links schauen, bis wir vor der Statthalterei angelangt sind, und ja alles beiseitestoßen, was uns in den Weg

kommt. Das ist Sitte bei vornehmen Leuten. Ihr zwei reitet dem Herrn zur Rechten und Linken, ich reite ihm voran, ich weiß den Weg zur Statthalterei, und ihr beiden andern, ihr haltet euch hinter dem Herrn. So, und nun los!«

Hojjer setzte sein Pferd in kurzen Galopp, die andern folgten, und die fünf begannen, als sie dem Stadttor nahe waren, wie auf Kommando zu schreien: »Abbadah! Abbadah! Es kommt ein großer Herr, Platz, Platz!«

Am Stadttor liefen die Leute zusammen, aber rücksichtslos stießen die Diener sie beiseite. Ein Torwächter sprang vor, aber Hoijer hieb ihm mit der Reitpeitsche über den Arm und schrie ihn an: »Abbadah! Abbadah! Es kommt ein großer Herr!« Die vier andern schrien sofort mit. Und weiter ging es in kurzem Galopp. »Seht Ihr den da springen?« wandte sich Hoijer an Viktor, der seine Not hatte, ernst zu bleiben. »Er springt schon eiligst zum Statthalter, um ihm den großen Herrn zu melden.« Man kam an den Bazar, und wenn man nicht alles einfach über den

Haufen reiten wollte, so voll war es, mußte man schon in Schritt fallen. »Dumm, zu dumm!« rief Hoijer Viktor zu. »Daß es auch gerade so voll hier sein muß, daß es keinen andern Weg gibt für uns. Aber nur nicht langsam, immer die Gäule anhalten, daß sie schnell weiterkommen.«

»Abbadah! Abbadah!« schrien wieder die fünf und stießen alles aus dem Weg. Wütende Schimpfworte folgten ihnen, aber man sprang instinktiv zur Seite. Allah mochte wissen, wer diese Fremden waren, die da so groß taten. Möchten sie alle, all diese Fremden bald in der Hölle brennen!

Kaum war man durch die Bazargasse, trieb Hoijer wieder sein Pferd an, und wieder ging es in kurzem, scharfem Galopp durch die mohammedanische Stadt, bis man endlich sich vor der Statthalterei befand. Hoijer sprang aus dem Sattel, die vier Armenier ebenfalls, alle fünf verneigten sich tief, während Viktor zur Erde sprang. »Daß Ihr mir ernst bleibt!« flüsterte Hoijer ihm zu. »Jetzt gilt's!« Plötzlich sprang er einen Schritt zurück, ergriff einen jungen Perser und schlug ihn um die Ohren, daß es nur so klatschte. Er hatte den Menschen schon seit einigen Sekunden im

Auge und bemerkt, wie giftig er Viktor musterte. Gerade als er sich bückte, einen Stein aufzuheben, um ihn gegen Viktor zu schleudern, sprang Hoijer herzu, packte ihn an der Gurgel und ohrfeigte ihn. Sofort waren auch die vier Armenier zur Hand, hielten den Perser fest und machten Miene, ihn mitzuschleppen in die Statthalterei. Als das der Perser sah, fing er kläglich zu wimmern an, bat und flehte, man möge ihn loslassen, er habe gar nicht den Stein schleudern wollen, es hätte nur so ausgesehen, es sei der reine Zufall, daß er sich gebückt habe. Hoijer gab ihm noch einen Puff. Kaum fühlte der Perser, daß

man ihn losließ, sprang er eiligst von dannen und verschwand. Die beiden Soldaten aber, die am Eingang des Tores standen, das zum Hof der Statthalterei führte, verbeugten sich tief vor Viktor, als er sich, umgeben von seinen fünf Dienern, ihnen näherte. »Seht Ihr, wie Euch das Respekt verschafft? Ihr haltet mich wahrscheinlich für roh, daß ich so grob mit dem persischen Bengel verfahren bin, aber es geht nicht anders,« flüsterte Hoijer und trat auf den einen Soldaten zu, um ihn zu fragen, wo der Statthalter sei, den sein Herr sofort sprechen müsse.

Der Soldat antwortete, der Erhabene befinde sich im Weingarten und spreche Recht. Er wies dabei mit der Hand zu einem andern Tor, das in den Weingarten führte. »Ich werde Euch anmelden, Ihr wartet hier solange mit den vieren,« erklärte Hoijer und entfernte sich in der genannten Richtung. Während er fort war, sah Viktor, wie sich am äußeren Tor immer mehr persisches Volk ansammelte und ihn neugierig anstarrte. Es mußte wohl ein sehr großer Herr sein, daß er es wagen durfte, dem Erhabenen so einfach ins Haus zu fallen, dachten sie und rieten hin und her, wer es wohl sein könne. Aber in den Blicken,

die ihn musterten, lag nicht nur Neugier, sondern auch verhaltene Wut darüber, daß ein Fremder, ein Christ, hier so auftreten durfte. Verschlagen, spitzbübisch waren die Gesichter, verzerrt von Leidenschaft und Haß gegen die Fremden. Mit denen mehr zu tun zu haben, in deren Hände zu fallen . . . Viktor schüttelte sich leicht. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn bei ihrem Anblick. In den Augen dieser Leute funkelte manchmal etwas von der Feigheit und gefährlichen Hinterlistigkeit der gefräßigen, häßlichen Hyänen.

Hoijer erschien wieder und geleitete Viktor durch das zweite Tor, in dem einige Soldaten lagerten. Kaum hatte Viktor, Hoijer vor sich, die vier Armenier hinter sich, das Tor passiert, erblickte er einen ganzen Trupp Soldaten, die eine Reihe abgerissener Menschen umzingelten. »Die, die gerichtet werden sollen,« erklärte Hoijer. »Leider ist der Statthalter nicht allein, sondern der türkische Konsul von Choi ist bei ihm, ein Fuchs, wir müssen nun doppelt auf der Hut sein.«

Nach wenigen Schritten erblickte Viktor einen kleinen Tisch, um den zwei Leute saßen, während sich hinter ihnen, zwischen

den Weinstöcken, Soldaten niedergelassen hatten. Es waren der Statthalter und der türkische Konsul. Beide Herren erhoben sich jetzt. Der Statthalter verneigte sich leicht und lud Viktor mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen an dem Tischchen, während der türkische Konsul rasch auf Viktor zusprang, ihm die Hand schüttelte und inmäßigem Französisch seiner Freude Ausdruck gab, daß es ihm vergönnt sei, heute noch einen Europäer begrüßen zu dürfen. Viktor dankte. Es fiel ihm aber auf, wie der Gesichtsausdruck des persischen Statthalters, der kein Französisch verstand, mißtrauisch

wurde, und wie seine Augen unruhig zwischen dem Türken und Viktor hin und her gingen, als witterte er eine Beziehung zwischen den beiden. »Ich bitte Euch, ignoriert den Türken möglichst,« sagte Hoijer deutsch, »er geht uns nichts an, ist eine Kanaille, und es verdirbt nur unsere Situation, wenn Ihr mit ihm viel redet, denn der Perser, mißtrauisch, wie sie alle, wittert sofort einen türkischen Verrat dahinter.«

»O' spreken deutsch?« rief der Türke und sah verzückt gen Himmel. »Wir lieben deutsch,

Deutsche sehr gutt für uns.« Er lachte behaglich. »Türkische Armee deutsch, ganz deutsch.«

»Laßt den Schwätzer!« tuschelte Hoijer. Viktor wandte sich an den persischen Statthalter und ignorierte den Türken nach Kräften, trotz der Anstrengungen, die dieser machte, den Fremden für sich zu interessieren und an seine Gespräche zu fesseln.

»Sagt dem Statthalter, ich freue mich in der Tat sehr, ihn so kurz vor meiner Abreise kennenzulernen,« bat Viktor Hoijer.

»Das werde ich schon sagen, aber auf persische Manier, denn wenn ich es einfach

übersetzte, würde der Perser über Eure Unhöflichkeit sofort vom Stuhl fallen.«

Der türkische Konsul hörte sehr aufmerksam zu, was Viktor auffiel, als Hoijer nun eine lange Rede vom Stapel ließ, mindestens zwanzigmal so lang als die Worte, die Viktor ihm gesagt hatte.

Der Perser lächelte höflich, verneigte sich gegen Viktor und erwiderte ebenso lange. »Er läßt sich bedanken,« übersetzte Hoijer kurz, »auch er freut sich.«

»Ich finde es wunderschön hier,« meinte Viktor. Wieder hielt Hoijer eine lange Rede, die dem Statthalter sichtlich schmeichelte.

Während ein Diener Tee brachte und Zigaretten anbot, meinte Viktor: »Nun möchte ich eigentlich zur Sache kommen.«

»Um Gotteswillen, wo denkt Ihr hin. So schnell geht das nicht!« sagte Hoijer. »Solange der Türke hier ist, reden wir überhaupt nicht davon. Inzwischen werde ich ihm aber einiges vorreden, wie mächtig und groß und erhaben und reich und eine wie wichtige Persönlichkeit Ihr in Europa seid.«

»Das ist ja gar nicht wahr, Ihr dürft doch nicht so lügen.«

»Schadet nichts. Ihr müßt jetzt mächtig und erhaben sein, also seid Ihr's.«

Viktor konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, während Hoijer wieder zu reden anfing. Was war er denn wirklich? Ein Dragonerleutnant auf Urlaub. Nichts weiter, verflucht wenig im Grunde gegenüber diesem Perser, selbst gegenüber diesem Türken.

»Vor allen Dingen seid Ihr Europäer,« sagte Hoijer, seine Rede an den Perser unterbrechend, als hätte er Viktors Gedanken erraten. »Und Ihr könnt mir glauben, der simpelste Europäer ist so viel mehr als der hochgestellte Orientale, wie Ihr es Euch gar nicht vorstellen könnt.«

Während Hoijer wieder zu dem Perser sprach, hatte Viktor Gelegenheit, die beiden Mohammedaner etwas genauer zu mustern. Wie verschieden sie waren. Der Türke untersetzt, dick, brutal, ordinär in seinem ganzen Habitus. Er gab sich zugleich aber so offen, lachte so viel, war gefällig, daß Viktor dennoch eine gewisse Sympathie für ihn empfand. Ganz anders der Perser. Auch nicht viel über Mittelgröße, aber schlank, schmal, zurückhaltend in allen Gesten und im Gebärdenspiel. Aber vornehm, überaus vornehm in allem. So recht der Sproß einer alten Kultur.

Am meisten bewunderte Viktor seine Hände, die so überaus wohlgepflegt und zart waren, wie Frauenhände fast. Der Türke, das war der aufstrebende, ordinäre Barbare neben dem letzten Sprößling einer absterbenden, alten Rasse. Endlich empfahl sich der türkische Konsul, nachdem er vorher noch Viktor dringend gebeten, ihn doch auch einmal zu besuchen. Er blinzelte dabei vielversprechend mit den Augen. »Elles sont très belles, mes bonnes camarades!« Da der persische Statthalter ihn ein paar Schritte begleitete, hatte Hoijer Zeit, Viktor zu erklären, daß es jetzt aus einer andern Tonart gehen

würde, daß er bis jetzt nur deshalb so freundlich und liebenswürdig gewesen, um den Perser nicht vor dem Türken herabzusetzen, was eine Dummheit gewesen und ihrer Sache nur geschadet hätte.

Kaum hatte der Perser wieder Platz genommen, ging Hoijer direkt auf sein Ziel los und erklärte, weshalb sein erhabener Herr hierher gekommen. Es sei ein Verbrechen, daß ein Mohammedaner eine Christin, noch dazu eine russische Untertanin, gestohlen.

»Was? Russin?« Der Statthalter tat sehr erstaunt.

»Jawohl, Russin.« Es sei ein Verbrechen, daß sie der Perser so lange gegen ihren Willen bei sich behalten. Das dritte und größte Verbrechen aber wäre, daß man sie seinem Herrn, der ein sehr großer Herr sei, wie man ihm wohl ansehe, wieder geraubt, als er sie nach Rußland zurückführen lassen wollte, wohin sie gehöre als Russin.

Hojer unterbrach sich in seiner Rede und fragte Viktor: »Sagt, kennt Ihr irgend jemand, der dem russischen Hof nahesteht?«

»Warum denn?«

»Weil es wichtig ist.«

»Ich wüßte niemand,« erwiderte Viktor.  
»Freilich,« als wir klein waren, haben wir  
manchmal in Darmstadt zusammen gespielt  
...«

»Wer?« fragte Hoijer interessiert.

»Die Kaiserin und ich.«

»Was? Das ist ja prächtig! Und das habt Ihr  
mir nicht gleich gesagt? Jetzt sollt Ihr ein-  
mal sehen, wie der Perser klein werden wird,  
denn vor Rußland haben sie einen Heidenre-  
spekt.«

Hoijer wandte sich wieder dem Statthal-  
ter zu, der aufmerksam von einem zum an-  
dern geblickt. Er hätte etwas darum gegeben,

wenn er verstanden, was diese beiden miteinander redeten.

»Mein Herr sagt mir soeben,« hub Hoijer wieder an, »daß, wenn die Frau nicht bis morgen wieder bei ihm wäre, er an die russische Kaiserin depeschieren würde, die mit ihm von Jugend an befreundet ist.«

Der Perser wäre fast aufgesprungen vor Schreck. Aber er beherrschte sich und fragte nur nochmals, als hätte er nicht richtig verstanden: »Der Hohe und Erhabene kennt die Kaiserin?«

»Sie sind Freunde von Jugend an. Ich habe sie oft genug in Petersburg, in Moskau zusammen gesehen.«

»Mir scheint, Ihr lügt da irgend etwas. Ihr redet von Petersburg, der Kaiserin und mir,« warf Viktor ein. »Ich war nie in Petersburg und habe die Kaiserin seit den Tagen, da sie eine kleine hessische Prinzessin war, nie wieder gesehen.«

Ein Glück, daß der Perser nicht deutsch versteht, dachte Hoijer, laut aber sagte er: »Macht lieber ein böses, ungeduldiges Gesicht und klopft Euch mit der Peitsche auf die Stiefel, daß es klatscht.«

Viktor machte einen schwachen Versuch, zu tun, was Hoijer riet. Aber es fiel nicht allzu arg aus.

Der Statthalter winkte hastig einen Diener herbei, der neu einschenken mußte. Dann schickte er zwei andere fort, nachdem er ihnen einen Auftrag gegeben.

»Läßt er sie schon holen?« fragte Viktor. Fast hätte ihn Hoijer laut ausgelacht, er besann sich aber noch rechtzeitig daß sich das in seiner Stellung nicht schicke. »Jetzt tut mir einen Gefallen,« sagte er dann zu Viktor.

»Was der Statthalter Euch auch immer anbieten mag, weist es ab und macht ein böses Gesicht dazu. Das müßt Ihr zustandebringen.«

Viktor lehnte den Tee ab. Der Perser sah ihn bestürzt an und befahl, Kaffee zu bringen. Viktor lehnte auch den Kaffee ab. Aus Versehen stieß er dabei an die kleine, zierliche Tasse, daß sie auf die Erde fiel. »Halt, nicht mucksen, das habt Ihr gut gemacht!« rief Hoijer. Der Statthalter wurde unruhig und ließ aufs neue Zigaretten herumreichen. Viktor lehnte auch sie ab. Der Statthalter wurde bleich. Das war die schwerste Beleidigung, die man ihm antun konnte.

»Warum will der Erhabene nicht mein Gast sein?« fragte er mit mühsam verhaltenem Zorn Hoijer.

»Mein Herr sagt, daß er von einem Feind der Kaiserin nichts annehmen kann.«

Der Perser erschrak und beteuerte unzähligemal, daß er ein Freund der Kaiserin sei, daß er sich glücklich schätze, ihr dienen zu können, daß es ihm eine Ehre sei, eine große Ehre, die er nicht vergessen werde, bis der Tod ihn treffe, daß der Erhabene unter seinem Dache weile, aber die Frau könne er nicht so schnell loskriegen, sie sei ja in der

Moschee, unter dem Schutz des obersten Mollas.

»Und der ist mächtiger als Ihr?« fragte Hoijer ganz naiv. »Wir dachten, Ihr seid der Herr hier. Sonst hätten wir uns gleich an den Molla gewandt.«

Das saß. Man sah es dem Perser an, wie ihn das kränkte.

Man solle ihm Zeit lassen, er müsse erst mit sich zu Rate gehen, auch mit den Mollas sprechen. Sobald als möglich würde er dem Erhabenen Bescheid geben. Er diene ihm gern und ganz und gar, er könne sich

darauf verlassen, daß er alles tun werde, seinen Wunsch zu erfüllen.

»Gut,« sagte Hoijer. »Mein Herr wird bis übermorgen warten. Ist aber übermorgen, bis die Sonne untergeht, die Frau nicht in seinem Haus, telegraphiert er sofort der Kaiserin, und was dann geschehen wird? Bedenkt, sie ist Russin. Alle Folgen auf Euer Haupt. Übrigens, im Vertrauen, Ihr wißt doch, daß am Araxes zwei Regimente Kosaken nur auf den Befehl warten, um über den Strom zu setzen?«

Hei, wie der grüne Haß in den Augen des Persers aufschloß. Schnell schloß er einen Augenblick die verräterischen Augen, dann erwiderte er: »Sagt dem Erhabenen, ich stehe ihm zu Diensten.« Hoijer erhob sich, doch der Statthalter bat, doch wenigstens noch eine Zigarette anzunehmen, rief einem Soldaten zu, der sofort mit einer silbernen Dose heransprang und sie Viktor hinhielt. »Ihr nehmt wohl erst selbst eine,« sagte Hoijer zu dem Statthalter und winkte dem Soldaten zu. Der Perser lächelte dünn und meinte zu Hoijer: »Ihr seid wohl schon lange in Persien?«

»Lange genug, um diese Bitte auszusprechen.« Erst nachdem der Statthalter die Zigarette angezündet und einige Züge getan, ließ Hoijer zu, daß Viktor sich ebenfalls eine anzündete.

»Weshalb das?« fragte Viktor.

»Weil sie gradeso hätten vergiftet sein können,« erwiderte Hoijer ruhig. »Man kann das nie wissen. Im Giftmischen sind sie seit Jahrtausenden Meister. Uns aber wäre er so auf die bequemste Art losgeworden.«

Wieder wandte er sich an den Statthalter und bat darum, er möge ihnen einen oder

zwei Soldaten zur Begleitung durch die Stadt mitgeben.

Der Stadthalter nickte bereitwillig und erteilte einen Befehl. Als sich Viktor von ihm verabschiedet hatte, erwartete ihn draußen am ersten Tor ein junger Mensch auf einem wundervollen Hengst. Hoijer pfiff wohlgefällig durch die Zähne. »Er hat wirklich Respekt vor dem Freund der Kaiserin. Er gibt uns seinen Leibdiener mit, der für gewöhnlich nur vor ihm selbst herreitet. Das ist ein gutes Zeichen, Ihr habt ihm wirklich imponiert.«

»Weiß der Himmel, was Ihr dem Mann alles vorgelogen habt,« entgegnete Viktor ärgerlich. Hoijer lächelte nur leicht und sprach sofort von etwas anderem. »Seht nur, wie die Mohammedaner katzbuckeln vor uns. Wie unterwürfig sie sich verneigen. Das macht alles der Leibdiener des Statthalters.«

Es war richtig. Alle, die dem kleinen Zug begegneten, verneigten sich tief.

»Doch laßt Euch dadurch nicht täuschen über ihre wahre Gesinnung, seht Euch nur einmal um, blickt denen nach, die sich eben erst tief verneigt, was sie hinter Eurem Rücken für Gesichter machen.«

Viktor sah sich um und erschrak direkt vor dem Ausdruck des Hasses, der in all den Augen lag, die eben noch so unterwürfig gesenkt gewesen.

»Choi ist das fanatischste mohammedanische Nest in ganz Nordpersien,« erklärte Hoi-ger. »Wir können Gott danken, daß es so gnädig abgelaufen ist. Und jedenfalls hat unser Besuch das erreicht, daß der Statthalter mit den Mollas reden wird, daß er ihnen sagen wird, wie nahe wir der russischen Kaiserin

stehen. Das wird wenigstens zur Folge haben, daß man es sich noch eine Weile überlegt, bis man gegen uns hetzt. Und Zeit gewonnen, ist für uns jetzt die Hauptsache.«

»Also glaubt Ihr selbst nicht, daß man uns die Frau herausgibt?«

»Ich weiß nicht. Bei Allah ist kein Ding unmöglich.«

Als man wieder nach Kalassar kam, stand Manja schon wartend am Tor und atmete sichtlich erleichtert auf, als sie die Leute heil und ohne Schaden nahen sah. Hoijer lächelte, als er sie erblickte. »Wißt Ihr noch, was ich gestern nacht Euch sagte?« Er gab seinem

Hengst die Sporen und sauste mit Hurrageschrei, ehe Viktor erwidern konnte, an Manja vorbei durchs Tor.

Manja reichte Viktor die Hand, als er vom Pferd stieg. Das war sonst nicht ihre Sitte. Als sie sah, daß Viktor sich darüber wunderte, errötete sie ein wenig und sagte: »Ich hörte die ganze Zeit in der Ferne schießen und war schon in Sorge, es könnte Ihnen und den andern ein Unglück zugestoßen sein.«

»Und wäre Ihnen das wirklich unangenehm gewesen?«

»Gewiß!«

Viktors Gesicht wurde ganz hell vor Freude. Darin lag doch eine Art Zugeständnis, daß er ihr nicht so ganz gleichgültig war, wie sie ihn glauben machen wollte.

»Was sollte aus mir hier werden, wenn keiner von Ihnen zurückgekommen wäre?« fügte sie schnell ihren früheren Worten hinzu.

Er wollte erwidern, schwieg aber betroffen, denn nun hörte er auf einmal auch in nicht allzu großer Entfernung Schüsse.

»Was bedeutet das? Sollten die Armenier, die fünfzig, schon zurück sein?«

Aber das war ja gar nicht möglich. Frühestens morgen konnte man von ihnen hören,

und dann würden sie sich auch wohl hüten, selbst wenn ihr Zug gelungen, das hier, mitten in persischem Land, nicht weit von einem persischen Heer, durch Flintenschüsse anzukündigen.

»Hallo, hallo!« rief Hoijer vom Dach herunter. »Das Tor verriegelt, alle Mann an die Schießscharten, auf die Dächer. Ich sehe Staubwolken in der Ferne.«

Eilig wurden die Tore geschlossen und verrammelt. Dann eilten auch Manja und Viktor auf das Dach.

»Was glauben Sie?« wandte sich Manja an Hoijer, und ihre Stimme zitterte leise, wie

sie selbst nicht ohne Schrecken merkte. Mein Gott, was war denn mit ihr geschehen? Sie fürchtete sich doch sonst nicht. War sie so nervös geworden, so weibisch in den letzten Tagen?

Hoijer hatte einen Feldstecher, den er fast immer mit sich führte, aus dem Gürtel gezogen und beschaute eifrig, aufmerksam das Feld weit da draußen, von dem immer dichtere Staubwolken aufstiegen.

Auch auf den andern Dächern ringsum tauchten jetzt Menschen auf, die aufmerksam ins Weite schauten. Plötzlich, wie es gekommen, wußte niemand, pflanzte sich von

einem Dach zum andern der Ruf fort: »Die Kurden kommen, die Kurden kommen!« Weiber schrien entsetzt auf, Kinder fingen laut an zu weinen. Die Männer liefen hastig hin und her. Ein Augenblick vollständiger Verwirrung verbreitete sich über all die Menschen auf den Dächern. »Die Tore schließen!« schrie Hoijer hinüber. Das brachte sie wieder zur Besinnung. Man sah, wie einige die Dächer verließen, man hörte, wie schwere Pflöcke und Riegel geschoben wurden. Dann stand wieder alles auf den Dächern beisammen und spähte auf die Staubwolken, die näher kamen.

»Glauben Sie, daß es die fünfzig sind, verfolgt von den Kurden?« fragte Manja leise, und sie erschauerte.

Hojjer erleichte einen Augenblick. Das wäre schlimm, schoß es ihm durch den Kopf, denn der Verfolger sind viele, und sind es Armenier, die von den Kurden verfolgt werden, geht die Jagd auf Kalassar zu; und dann, na ja, dann wird die Situation kitschlich.

Er antwortete Manja auf ihre Frage nicht, sondern griff wieder zum Feldstecher und bestrich die Ebene. Leider konnte man vor lauter Staub so gut wie nichts erkennen. Nur so

viel sah er, daß die Staubwolken ihre Richtung nach Kalassar hin nahmen. Als er den Feldstecher abgesetzt, blickten seine Augen sehr ernst von Manja zu Viktor. Er räusperte sich leicht, weil ihm plötzlich etwas die Kehle einschnürte, und sagte dann zu Manja, ohne sie aber anzusehen: »Mir scheint fast, Sie haben recht. Unsere Freunde haben Unglück gehabt, denn man sieht ganz deutlich, die Flucht geht hierher, und wer sollte anders hierher fliehen, hierher, in ein armenisches Dorf, als Armenier?«

»Und was wird nun geschehen?« fragte Manja besorgt.

Ein grimmiges Lächeln glitt über Hoijers Gesicht. Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort. Aber das war ja Torheit, es war viel besser, gleich die Wahrheit zu sagen. Ruhig antwortete er: »Sind es wirklich die fünfzig, respektive ihre Überreste, die da von den Kurden gejagt werden, dann werden sie hier Deckung und Schutz suchen, dann wird der Kampf hier weitergehen.«

»Und ist die Bevölkerung darauf vorbereitet, ich meine, ist sie gut bewaffnet, versteht sie sich auf den Kampf?« fiel Viktor ein.

Hoijer zuckte die Achseln. »Schaut über die Dächer und antwortet Euch selbst. Viel

Jugend, viel Kraft ist nicht mehr da. Die besten sind bei denen da draußen. Und die Waffen? Mein Gott, es ist ja den Christen verboten, Waffen zu führen. Sie haben zwar trotzdem welche, aber eingeschossen sind sie nicht. Knallen werden sie schon, aber ob sie treffen, ist eine andere Frage.«

Die drei standen dicht nebeneinander und schauten atemlos, beklommen auf die näherkommenden Staubwolken. Es schien ihnen sogar zuweilen, als könne man schon Stimmen, Wehklagen, Geschrei, Gebrüll aus ihnen vernehmen.

Manja setzte sich nieder, denn ihre Knie trugen sie nicht mehr, sie zitterten zu sehr. »Ich bin nicht feig,« stammelte sie, als Viktor und Hoijer besorgt auf sie sahen. »Nur, daß ich vielleicht an Ihrem Untergang schuld bin, das ist schrecklich, das drückt mich zu Boden.« Ihre Blicke flogen von einem zum andern, sie blieben auf Viktor haften, umkreisten ihn ängstlich, zitternd. Aber keiner der beiden machte ihr einen Vorwurf. Und doch, sagte sie sich, während sie ihr Haupt auf ihre Knie senkte: wenn sie es auch nicht zeigen, ich bin schuld, ich allein, wenn sie jetzt sterben müssen. Ich habe sie hierher gebracht.

Hastig sah sie wieder auf. Man hörte jetzt schon ganz deutlich Schreien und das wilde Klappern der Pferdehufe auf dem durch viestündigen Sonnenbrand gehärteten Boden.

Während sie so lauschten, vernahmen sie plötzlich leises Weinen aus dem Hof zu ihnen näher kommen, und nach einer Weile erschien Ter, im Arm Ina, die Manja bediente, seitdem sie hier war. Leise weinend, eng aneinander geschmiegt, kamen die Kinder näher. »Die Kurden, die Kurden!« murmelte immerzu der Mund des Mädchens, und Schauer über Schauer jagte ihr durch den Körper. »Die Kurden, die Kurden!« Das waren ja die,

die all die Männer und Frauen, all die Kinder getötet, gemartert, verkauft hatten, um die alle die Flüchtlinge rings in den Dörfern weinten. Wieviel Tränen, wieviel Wehklagen hatte Ina in diesen Wochen erlebt. »Die Kurden, die Kurden!« Nun kamen sie auch hierher. Leise weinend ließen sich die beiden dicht neben Manja nieder. Sie hatte ihnen ja geholfen, daß sie noch nicht heiraten mußten, ihr verdankten sie ihre Freiheit. Ach, wie froh waren sie die ganze Zeit darüber gewesen, wie gute Kameraden waren sie geworden, nun die Angst von ihnen genommen, daß sie sofort heiraten mußten. Ja, wie gern

hatten sie sich seitdem. Und nun? »Die Kurden, die Kurden!« Manja hätte laut aufweinen mögen, als sie die Kinder sah, die seither so froh, so glücklich gewesen.

»Nicht schießen, erst noch warten!« schrie Hoijer plötzlich über die Dächer, und in demselben Augenblick schloß Manja vor Entsetzen die Augen und drückte einen Augenblick die Hände unwillkürlich an die Ohren. Da war es, dies sonderbare, wilde Geschnatter, das sie vor wenigen Tagen noch in ihrem Garten gehört. Damals war es Scherz gewesen, jetzt war es Ernst. Wie gräßlich es klang. Sie

zuckte zusammen, denn ein Schuß pfiff, surrte, es schien ihr, als flöge die Kugel dicht an ihren Ohren vorbei.

Plötzlich fuhr sie hoch auf. War Hoijer irrsinnig geworden? Sie starrte ihn an. Lachte er nicht, daß ihm der Atem ausging? Klatschte er nicht auf seine Knie, wie er es sonst nur tat, wenn er eine amüsante Geschichte erzählte?

»Aber, aber ... daß ich nicht gleich daran dachte! Das sind ja gar nicht die Armenier, das sind ja Perser, die von den Kurden verfolgt werden, die Fünftausend, die gegen fünfzig zu Felde lagen samt einer Kanone!«

Hojer klatschte sich wieder die Knie, während drunten in der Gasse mit Geschrei, Geschnatter, Hufegestampf, Geheul Perser und Kurden jagten.

Manja war aufgesprungen und unwillkürlich an die Mauer getreten, um hinunterzuschauen. Aber sofort riß sie Viktor zurück. »Was denken Sie? Wollen Sie sich leichtsinnig der Gefahr aussetzen, bemerkt zu werden?«

Manja setzte sich wieder, und als sie fühlte, wie Ter und Ina sich fester an sie schmiegen, brach sie in heißes Schluchzen aus. Diese kurzen Minuten waren zu gräßlich gewesen.

Schon lagen die Straßen wieder stumm. Das wilde Heer der Verfolger und Verfolgten war weitergestürmt, befand sich schon jenseits des Dorfes, wie man deutlich sehen konnte an den Staubwolken, die jetzt dort aufstiegen.

Da trat Manja leise zu Hoijer und fragte, während ihr das Herz im Halse schlug: »Werden sie wieder zurückkommen? «

Hojer zuckte die Achseln. »Jedenfalls müssen wir auf der Hut sein. Sicher ist es jetzt an der Zeit, mit den übrigen Männern Kalassars Rat zu pflegen, wie wir sie empfangen, wenn sie zurückkommen sollten.«

Es gab eine aufregende Nacht und einen bewegten Tag. Ständig mußte man darauf gefaßt sein, daß die Kurden wiederkämen; und, da sie nun einmal Blut geleckt, reichlich Beute gemacht und Sieger geblieben waren, noch mehr Appetit zeigten, auch auf die armenischen Dörfer Überfälle planten.

In den armenischen Dörfern blieb diese Nacht alles wach, denn zu der Sorge, die Kurden könnten einen neuen Angriff wagen, gesellte sich noch die Sorge um die eigenen jungen Leute, die nun wohl auch im Kampf lagen. Wer weiß, wie es ihnen erging? Unwillkürlich nahm der Sieg der Kurden über das große persische Heer gar manchem, der bisher sehr hoffnungsvoll gewesen in bezug auf den Zug der eigenen Volksgenossen in den Wanbezirk, die Hoffnung, erschütterte den Glauben an den Sieg der guten Sache.

Auch der Statthalter in Choi hatte nichts mehr von sich hören lassen, trotzdem der

Termin, den ihm Viktor und Hoijer gestellt hatten, ablief.

»Wenn wir doch nur bald Nachricht erhielten von unsern armenischen Freunden im Wanbezirk,« seufzte Hoijer heimlich gar manchesmal in diesen Tagen und gebrauchte gar häufig seinen Feldstecher. »Daß wir von hier fortkämen! Weiß der Himmel, ich witre Unrat gegen uns, ich werde nervös. Und wenn der Statthalter nicht bald von sich hören läßt, spinnt er auch irgend eine Schlechtigkeit gegen uns.«

Endlich brachte ein Bote einen Brief des Statthalters, den Hoijer hastig erbrach, las,

worauf er grimmig auflachte und dann Manja und Viktor aus ihren Zimmern rief. »Hört, was uns der Statthalter schreibt!« Er las vor: »Gnädigster, Liebster und Hoherhabener!«

»An wen geht denn das?« fragte Viktor verwundert.

»An Euch,« erwiderte Hoijer.

»Das fängt ja gut an!« lachte Viktor. »Gnädiger, Liebster, Hoherhabener!«

»Schlecht fängt's an!« grollte Hoijer. »Je katzenfreundlicher sie sich gebärden, um so mehr muß man auf der Hut vor ihnen sein. Doch hört weiter: »Wegen des Besuchs des

Hochgeehrten und Erhabenen und in der Sache der bewußten Frau schreibe ich: sie befindet sich in dem Hause des Herrnherrn, des Allerheiligsten, des Hohenpriesters, den zu ehren notwendig ist und allen Gläubigen eine liebe Pflicht. Ich habe mich an den Heiligen, den Hohenpriester, gewendet. Wir bitten um Entschuldigung. Mit aller Achtung, Demut und Verehrung gebe ich Ihnen dies zur Antwort: Die Frau wird bald frei sein. Was immer Sie befehlen, ich gehorche dem gnädigen und hoherhabenen Herrn.«

Einen Augenblick schwiegen die drei zu diesem Brief, den sie der vielen Floskeln wegen nicht gleich verstanden.

»Er schickt uns also die Frau?« meinte Viktor schließlich befriedigt.

»Er sagt es wenigstens,« erwiderte Hoijer. »Ich glaube aber seiner Versicherung nicht, weil sie selbst für persische Verhältnisse etwas gar zu höflich gehalten ist, und dann, weil er keinen Termin nennt, keine Zeit angibt, wann die Frau bei uns sein wird.«

»Sie glauben also?« warf Manja ein.

»Ich glaube,« unterbrach sie Hoijer, »daß er nur Zeit gewinnen will und uns deshalb mit solchen Briefen abspeist.«

»Sie malen uns da nette Aussichten an die Wand,« sagte Viktor, betroffen über den Ernst, mit dem Hoijer sprach.

»Und was sollen wir dem Statthalter antworten? Sein Bote wartet ja auf Antwort,« fragte Manja unruhig.

»Wir danken ihm, nehmen den Brief wörtlich und sagen, daß wir Minchen Schmidt morgen abend hier erwarten.« Hoijer entfernte sich ins Haus, um diese Zeilen für den Boten niederzuschreiben.

»Wenn ich Hoijer recht verstehe und nicht annehme, daß er zu schwarz sieht, wozu kein Grund vorliegt, da er bisher immer richtig gesehen,« meinte Viktor, »so wäre es gewiß am besten, wir suchten so bald wie möglich fortzukommen aus diesem Land.« Er sah Manja erwartungsvoll an.

Langsam, jedes Wort betonend, erwiderte sie: »Ich muß Dr. Ohanian noch einmal sprechen. Ich kam zu keiner glücklichen Stunde hierher, denn er wie die andern Führer waren zu sehr mit ihrem Zug beschäftigt. Sie versprachen mir aber, wenn ihr Einfall in den Wanbezirk gut ablief, sähen sie das als

ein günstiges Omen an, dann wollten sie auf meine Pläne eingehen, sich mit uns verbünden, von weiteren Einfällen nach der Türkei, zunächst auf drei Jahre, abstehen und in dieser Zeit nach der Art unseres Komitees arbeiten, das heißt *friedlich* Propaganda machen unter ihrem Volk für die Ideen der Freiheit und Brüderlichkeit.«

»Ich verstehe.«

»Warte ich nicht, bis sie zurückkommen, war diese ganze Reise fast nutzlos. Daß sie erfolgreich ist für mich, für uns alle in Moskau, ist deshalb so wichtig, weil, stimmen diese Armenier uns zu, wir damit eine starke

Waffe gegen alle terroristischen Bewegungen daheim in der Hand haben. Denn halten die Armenier still, billigen sie unsern Plan, unsere Art des Vorgehens, so muß das auf unsere Moskauer Heißsporne den größten Eindruck machen, denn sie wissen, daß es zur Zeit den Armeniern am allerschlechtesten geht, daß sie am meisten Ursache hätten, Gewalt zu gebrauchen.«

»Und wenn Dr. Ohanian nicht zurückkehrt?« fragte Viktor leise.

Manja sah ihn einen Augenblick ganz entsetzt an. Dann flüsterte sie: »Das wäre freilich das Allerschlimmste, denn niemand hat

solchen Einfluß wie er, auch Dr. Spondarian nicht.«

»Es wäre aber doch immerhin möglich, daß Ohanian ...«

»Nein, nein!« unterbrach ihn Manja leidenschaftlich. »Das darf nicht sein!«

»An wie dünnen Fäden hängen doch all diese Pläne,« seufzte Viktor.

»Aber ich bitte Sie, bitte Sie inständig, gehen Sie, bleiben Sie nicht länger hier! Wenn uns wirklich Gefahr droht, daß ich dann nicht auch noch für Sie verantwortlich bin!«

»Und ich soll Sie allein in der Gefahr lassen?« sagte Viktor bitter, nun auch erregt werdend.

»Ja, ja. Gehen Sie, fliehen Sie, ehe es zu spät ist!«

»Nein. Solange Sie hier sind, bleibe ich auch hier.«

»Sie dürfen nicht!«

»Ich muß!«

»Das ist nicht wahr!«

»Ich muß, weil ich Sie liebe, Manja, weil mir ein Leben ohne Sie kein Leben mehr ist, weil ich lieber mit Ihnen sterben will, als ohne Sie weiterleben.«

»Lassen Sie, lassen Sie!«

Viktor war aufgesprungen, um auf Manja zuzueilen.

»Sie sollen das nicht sagen, ich will es nicht hören!«

Tief erschrocken stand er, denn Manja hatte plötzlich ihre Hände vors Gesicht geschlagen, sich fast bis auf ihre Knie herab gebeugt und weinte.

Als er wieder zu reden anfangen wollte, sah sie so tief unglücklich und außer sich in die Höhe, daß er schwieg.

Sie erhob sich, sah ihn an, der nicht wußte, was er von ihrem Gebahren halten sollte,

und verschwand dann eilig auf ihr Zimmer, auf dem sie blieb, aus dem sie nicht mehr herunterkam, auch zu der Mahlzeit nicht. Sie habe Kopfschmerzen, ließ sie sagen, man solle nicht auf sie warten. Sie fühle sich überhaupt nicht recht wohl seit einigen Tagen und wolle lieber einmal ganz in ihrem Zimmer bleiben, damit sie wohlauf sei, wenn der Augenblick gekommen, wieder abzureisen.

Recht trübselig saßen die beiden Männer in der Halle und nahmen ohne rechte Lust widerwillig ihr Mahl ein: Hammel, Hammel und ein wenig Obst und Büffelmilch.

Wie öde es war ohne Manja. Selbst Hoijer empfand das und meinte: »Das fehlte gerade noch, daß noch einer von uns krank wird. Das heißt, eigentlich ist es selbstverständlich. Ein Unglück kommt ja selten allein.«

Auch am folgenden Tag blieb Manja auf ihrem Zimmer. Sie weigerte sich sogar, einen der Herren zu empfangen. Sie müsse das Bett hüten, ließ sie sagen. Aber die Herren sollten sich keine Sorge machen. Sie würde schon wieder wohlauf sein, wenn es gälte.

Hoijer schüttelte bedenklich den Kopf. »Wenn es nur nicht der Anfang der Malaria ist!«

Viktor schwieg dazu, was Hoijer wunderte. Haben sie sich vielleicht wieder gezankt? dachte er. Aber Viktor schwieg, weil er ganz genau zu wissen glaubte, weshalb sie nicht mehr herunterkam. Sie wollte das Zusammensein mit ihm vermeiden. Das war allein der Grund. Aber er ging nicht weg. Um keinen Preis. Er blieb und wachte über sie. An ihm sollte es nicht fehlen, er wollte wenigstens dafür sorgen, daß sie wohlbehalten wieder nach Moskau kam. Und dann? Ja, was dann? Dann war sein schöner Traum vielleicht ausgeträumt. Er konnte gehen. Er suchte, an etwas anderes zu denken, an zu

Hause, an seine Kameraden dort. Aber kaum hatte er seine Gedanken in diese Richtung hineingezwungen, entschlüpfen sie seinem Willen schon wieder, und ehe er sich dessen versah, gingen sie aufs neue, wie nun schon seit Wochen, den einen Pfad, dem einen Ziel zu, für das er allein lebte: Manja.

Er machte sich ernstlich Sorge um sie, als sie den ganzen Tag nicht sichtbar wurde. Immer wieder flog sein Blick zu ihrem Zimmer im ersten Stock des einstöckigen Hauses. Dies Zimmer hatte zwei Fenster nach

dem Hof zu, die unvergittert und, wie in allen orientalischen Häusern, ohne Glas waren. Zum Schutz gegen die Witterung, gegen Regen und Sturm, wie gegen unbefugte Blicke, hingen dichte Teppiche vor ihnen. Das eine Fenster lag dem Dach ganz nahe, das rings um den Hof ging. Wenn man sich bückte oder gar auf dem Dach sich niederlegte, konnte man mit der Hand das Fenster erreichen. Viktor fiel das heute zum erstenmal auf. Eigentlich ist es gefährlich, dachte er. Vom Dach aus würde es keine großen Schwierigkeiten bereiten, in Manjas Zimmer zu gelangen. Für einen Dieb oder dergleichen

war es eine Kleinigkeit. Diese Wahrnehmung beunruhigte Viktor mit einemmal. Schließlich teilte er sie Hoijer mit.

Hoijer hatte auch noch nicht daran gedacht. Jetzt fiel es ihm freilich auch auf. Aber er meinte, die Gefahr bestehe nur in ihrer Einbildung, denn aufs Dach könne so leicht niemand gelangen.

»Aber vom Nachbardach aus?« fragte Viktor.

»Das wäre allerdings möglich. Aber im Nachbarhaus wohnen ja Armenier. Von denen haben wir nichts zu befürchten.«

»Gewiß nicht. Wenn aber ein Dieb oder ein Räuber erst einmal dort sei, könne er jedenfalls auch leicht auf dies Dach und dann bis zu diesem Fenster gelangen.«

Hojjer lächelte. »Man meint, Sie hätten Praxis in dergleichen, so gut setzen Sie das auseinander. Aber wir brauchen keine Angst zu haben, denn die Voraussetzung trifft nicht zu. Es gibt hier nämlich keine Diebe.«

Viktor mochte nicht weiter davon reden, weil er nicht noch deutlicher zeigen wollte, wie ihn das beunruhigte. Ich werde auch gar zu nervös, schalt er sich selbst. Ängstlich wie

ein altes Weib. Als es aber Abend wurde, hatte er beschlossen, wenn alles zur Ruhe gegangen, sich dort oben aufs Dach zu legen und dort zu schlafen. Ist es auch eine fixe Idee von mir, daß ihr von da eine Gefahr drohe, glaube ich auch selbst nicht ernstlich daran, so habe ich nun einmal diese Idee; und so werde ich sie am leichtesten los.

Als man sich zur Ruhe begeben wollte, kam wieder ein Bote vom Statthalter und meldete, die Frau sei da. Hoijer und Viktor blickten sich an, dann mußten sie beide lächeln. »Na, Gott sei Dank!« sagte Hoijer, »ich sehe doch immer schwärzer, als nötig ist.«

»Was sollen wir nun mit ihr anfangen?« fragte Viktor.

»Schicken wir sie gleich schlafen,« meinte Hoijer. »Es ist am besten. Morgen werden wir sie dann, damit nicht wieder etwas in die Quere kommt, mit einem sicheren Armenier zur Grenze schicken.« Hoijer ging in die Küche, rief der Frau des Kochs, daß sie sich der Angekommenen annehmen solle, die sie ja schon kenne. Er sah, wie die beiden Frauen bald darauf durch den dunklen Hof zur Küche schritten, und suchte befriedigt sein Lager auf, während Viktor sich etwas abseits hielt und dann vorsichtig aufs Dach schlich,

um sich in der Nähe von Manjas Fenster niederzulegen.

Wieder mußte er lächeln. Nein, dieser Hoijer, er war doch schon selbst ein halber Orientale, mit seiner Riesenphantasie. Dann aber schämte er sich seines Lächelns. Was war es denn Besseres, was ihn hier an dieser Stelle nächtigen ließ statt in seinem Zimmer? War das nicht auch eine ins Orientalische vergrößerte, verzerrte Angst? Er lauschte, aber er vernahm keinen Laut aus Manjas Zimmer.

Viktor streckte sich. Wie müde er war, unsagbar müde. Fast gar nicht hatte er die letzten Nächte schlafen können. Zuviel und vielerlei Aufregungen hatten ihn wachgehalten. Aber jetzt, jetzt gedachte er einen tüchtigen Schlaf zu tun. Und schon halb im Einschlafen mußte er wieder lächeln, weil er hier so dicht neben dem Fenster der Geliebten schlief. Nur, daß er morgen nicht zu lange schlief, daß man ihn hier nicht entdeckte! Hoijers Gesicht wolle er lieber nicht sehen, wenn er erführe, wo er diese Nacht zugebracht. Er würde schon wach werden durch die kühlen Winde, die morgens von den Bergen her wehten.

Auch die Sonne würde ihm schon rechtzeitig in die Augen stechen, dessen war er sicher.

Bewegte sich nicht etwas in der Nähe? Wohl eine Katze, die zum Mäusen schlich. Er lächelte wieder. Nein, Bange machen ließ er sich nicht. Um einer Katze willen die Augen wieder zu öffnen, das lohnte sich wirklich nicht. Haha, der Hoijer, wie er sich geirrt hatte, mit seinem Schwarzsehen. Auf einmal verzog Viktor im Halbschlaf ärgerlich das Gesicht. Zu dumm, daß er auch gerade das träumen mußte, zu dumm! Da war eine Mauer, und über die Mauer sahen ein

paar Köpfe nach ihm. Häßlich waren sie, abscheulich häßlich, Kurdenköpfe! Zu dumm, dieser Traum! Er wird sein Gehirn zwingen, etwas anderes, Hübscheres zu träumen. Zum Beispiel von seiner Heimat. Jetzt wurde wohl schon der Klee gemäht daheim. Er sah seinen Vater, wie er durch die Felder ging. Aber auf einmal ging er gar nicht mehr, sondern duckte sich zusammen, so wie man sich zusammenduckt, wenn man Feldhühner beschleicht. Wie sonderbar sein alter Herr jetzt aussah. Das war ja gar nicht mehr sein Vater. Ein Kurde war er geworden. Gräßlich, daß sein Gehirn nicht parieren wollte, ihm selbst

im Traume nichts Erfreuliches mehr gönnte! Jetzt waren es sogar mehrere Kurden. Er blickte scharf hin, denn es war dunkel, so daß er sie nicht deutlich sehen konnte. Und da er zugleich fühlte, wie sein Herz anfang, erregt zu klopfen, schaute er erst recht kaltblütig nach den Kurden aus. Eins, zwei, drei, vier. Vier waren es. Geduckt schlichen sie daher. Wie sonderbar, vier Kurden auf einmal am Rand eines deutschen Kleeackers. Diese Halunken! Wenn er nur nicht so schrecklich müde wäre! Er wollte es ihnen schon zeigen. Aber das war ja auf einmal gar kein Kleefeld mehr, das war ja hier das Haus in Kalassar,

das Dach, auf dem er lag. O, wenn er doch nicht so müde wäre, so todmüde! Was die Kerle für grausige Gesichter machten! Wie blutgierig und auf Beute lüstern. Und sein Herz, sein Herz, wie das klopfte. Viktor fuhr mit einem leisen Schrei auf, bebend an allen Gliedern. Was? Wahrhaftig, da! Wachte er, träumte er noch? Da waren sie ja. Er wollte aufspringen, sank aber plötzlich mit leichtem Stöhnen zurück. Ein dumpfer Schlag hatte ihn am Hinterkopf getroffen. Das war das letzte, was ihm noch im Bewußtsein blieb.

Als Viktor wieder zu sich kam, dämmerte schon der Morgen. Er stöhnte, er ächzte.

Wie ihn der Hinterkopf schmerzte, so dumpf! Mühsam erhob er sich auf die Knie und starrte zu Manjas Fenster. Wie war das doch nur gewesen? Wenn ihn doch nur der Kopf nicht so furchtbar schmerzte! Ach so, ja, da war ja das Fenster, das Fenster zu Manjas Zimmer, wo sie schlief. War er denn wirklich wach? Wie sah denn das Fenster aus? Er rieb sich die Augen, er kniff sich in den Arm, wach war er, unzweifelhaft. Aber was war denn nur geschehen? Der Vorhang war ja heruntergerissen von dem Fenster. Er stand plötzlich auf beiden Füßen. Obwohl es erst dämmerte, sah er durch das Fenster, wie in dem

Zimmer alles in Unordnung war, alles durcheinander geworfen. Und auf einmal fiel ihm sein Traum ein von dieser Nacht. War das gar kein Traum gewesen? Die vier Kurden! Vier Kurden hatte er gesehen!

Laut auf schrie Viktor, sprang vom Dach mit einem Riesensatz durch das Fenster in Manjas Zimmer. Es war leer. Aber man sah deutlich, hier waren Menschen gewesen, hatten alles hastig durchsucht. Hastig stürmte Viktor aus dem Zimmer auf den Gang. »Manja! Manja! Manja!« Niemand antwortete. Doch, nun wurde es lebendig. War das nicht Hoijers Stimme, da unten auf dem Hof?

Eilig sprang er die Stufen hinunter. »Kurden waren hier diese Nacht!« schrie er. »Wo ist Manja? Manja! . . .«

Nun wurde es lebendig im Hause. Alle eilten herbei. »Wo ist Manja?« Niemand wußte es. »Sie haben sie geraubt, sie sind mit ihr über die Grenze geflohen!« rief Viktor, und ohne sich um die andern zu kümmern, eilte er zu den Ställen, Hoijer hinter ihm drein, dem er in Hast seinen Traum erzählte, der in Wahrheit gar kein Traum gewesen, sondern Wirklichkeit. Nur, daß er zu müde gewesen, zu todmüde, um es zu merken.

In fliegender Eile zog Viktor seinen Hengst aus dem Stall und begann ihn zu satteln.

»Was soll das, was wollt Ihr?« fragte Hoijer, noch ganz verwirrt, noch ganz im unklaren über das, was wirklich geschehen, denn Viktor kam ihm wie ein Schwerkranker vor. Auch sah er jetzt, wie am Haar geronnenes Blut klebte.

»Ihnen nach, ihnen nach!« rief Viktor. »Wir müssen sie erreichen, ihnen die Beute wieder abjagen. Nur schnell, nur schnell!«

Hoijer zog auch sein Pferd aus dem Stall.

Da tönte lautes Geschrei vom Hofe her, und kurz darauf stürzte die Frau des Kochs

atemlos herbei und rief: »Es ist gar nicht Eure Landsmännin, die der Statthalter geschickt, es ist eine Mohammedanerin, eine wirkliche Mohammedanerin!« Hoijer wandte sich um. In der Tat, die Person, die die Frau des Kochs am Arm festhielt, die gestern in der Nacht vom Statthalter geschickt worden war, das war nicht Minchen Schmidt. Der Statthalter hatte sie hinters Licht geführt, hatte sie betrogen, ihnen irgendeine Sklavin geschickt, um sie hinzuhalten.

Doch Viktor stand mit seinem Hengst schon am Tor und schob die Riegel zurück. Was lag ihm an dem Betrug des Statthalters

in diesem Augenblick. Nur schnell, schnell den Kurden nach, daß man sie bald erreichte, ihnen Manja wieder abjagte.

Und auch Hoijer erkannte, daß das jetzt am nötigsten sei, wenn er auch keine Ahnung hatte, in welcher Richtung die Kurden geflohen sein konnten. Er befahl der Frau des Kochs, auf die Mohammedanerin wohl acht zu haben, bis er zurück sei, sie nicht aus dem Auge zu lassen, daß sie nicht entwische, und sprenge dann eiligst Viktor nach, der schon draußen war.

Als sie nebeneinander galoppierten, fragte er: »Wohin wollt Ihr denn? Oder wißt

Ihr, habt Ihr gesehen, wohin sich die Kurden wandten?»

»Nein,« entgegnete Viktor. »Aber ich weiß es, woher, weiß ich nicht, ich weiß es, dort hinaus sind sie geritten, nach der Grenze zu. Schnell, nur schnell!« Frisch war der Morgen, die Sonne kaum aufgegangen, die Pferde munter. So ging es denn im eiligsten Galopp vorwärts.

Ab und zu zuckte Viktor leicht zusammen und griff nach seinem Kopf, der dumpf schmerzte. Aber nur weiter, nur weiter, nur keine Minute länger verlieren!

Viktor erzählte wieder, diesmal im Zusammenhang, die Vorgänge der Nacht, wie er sie sich aus Traum und Wirklichkeit zusammenreimte, bis zu dem Augenblick, da ein dumpfer Schlag auf den Hinterkopf ihn um die Besinnung gebracht hatte.

»Die Halunken! Ich kenne dies Mittel, das hier gern benutzt wird, einen Gegner unschädlich zu machen. Mit einem kleinen Säckchen voll feuchtem Sand haben sie Euch unschädlich gemacht. Das ist probat.«

Viktor wankte leicht. »Wir müssen einen Augenblick rasten,« riet Hoijer, »sonst kommt Ihr nicht mehr weit.«

Aber Viktor schüttelte heftig abweisend den Kopf. Nur weiter, nur weiter! Die Sonne stieg höher am Firmament, die Pferde wurden warm, aber Viktor trieb sie vorwärts, immer vorwärts. Hoijer, der sich schon lange wunderte, daß Viktor immer eine bestimmte Richtung einhielt, fragte schließlich aufs neue: »Ja, wißt Ihr denn wirklich, wohin sie sich wandten?«

Viktor schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Aber so viel weiß ich, fühl' ich, auf dem nächsten Wege strebten sie der Grenze zu.«

»Auf dem befinden wir uns auch,« sagte Hoijer, verwundert über Viktor, denn er

kannte diesen Weg ja gar nicht und hielt trotzdem die rechte Richtung.

Es wurde Mittag, die Pferde strauchelten, denn sie waren seit vielen Stunden nicht aus dem Galopp gekommen. Verzweifelt hieb Viktor auf sein Tier ein, das zu bocken und zu steigen anfang, denn es wurde ihm zu viel. Eine halbe Stunde mußte es Ruhe haben, dann wollte es ja gerne wieder weiter rasen, solange die Lunge es aushielt.

Da fiel Hoijer Viktor einfach in die Zügel, denn so konnte es nicht weitergehen. Die Pferde standen, und Viktor glitt ohnmächtig aus dem Sattel zur Erde.

Hojer sah sich nach Wasser um. Aber es war kein Quell, kein Bach in der Nähe. So bettete er denn den Ohnmächtigen möglichst bequem, öffnete die Oberkleider und setzte sich neben ihn, während sein Pferd eine Weile mit bebenden Flanken dastand und dann zu grasen anfing. Viktors Pferd aber wich dem Ohnmächtigen nicht von der Seite. Immer wieder beschnupperte es ihn, griff einen Augenblick mit spitzigen Zähnen und schlappernden Lippen nach ein paar Grashalmen und wandte sich dann wieder Viktor zu. Als er immer noch still, starr dalag, wieherte es leise, scharrte mit den Hufen und rieb

schließlich energisch seinen Kopf an Viktors Schulter. Hoijer jagte das gute Tier beiseite. »Stör' ihn doch nicht,« sprach er unwillkürlich zu dem Hengst, der unruhig zu ihm hinsah. »Gönn' ihm doch diese Bewußtlosigkeit, in der ihm wohler ist als vorher.«

Mitleidig blickte Hoijer auf seinen Gefährten. O, die Frauen, die Frauen! Auch hieran waren nur die Frauen, war nur die Liebe schuld. Auch ihn bewegte es tief, wenn er sich vorstellte, was Manja inzwischen schon alles zugestoßen sein konnte, wenn es das Schicksal so wollte. Und war es nicht der helle Wahnsinn, so ins Blaue hinein ihren

Räubern nachzusetzen? Und doch, immer noch besser, als untätig, verzweifelt zu Hause hocken und warten, was das Kismet weiter verhängt. Da hatten sich nun die beiden mit ihrer Liebe abgequält, keins dem andern offen gestanden, wie es um ihm stand. Und jetzt? Schade, schade, es waren beide so prächtige Menschen. Er hätte ihnen ein besseres Los gegönnt. Grausam, grausam ist das Leben! Wer weiß, wo Manja jetzt schon war, vielleicht schon auf dem Wege zum nächsten Sklavenmarkt.

Viktor bewegte sich und stöhnte. »Schlafe du nur, schlafe noch eine Weile,« murmelte

Hojer. Viktors Rechte fuhr wieder nach dem Hinterkopf. Offenbar schmerzte er sehr. »Die Schurken,« murmelte Hojer. »Hätten sie fester zugeschlagen! Das Leben wird ihm nicht mehr viel Freude machen.« Er seufzte schwer und sah ins Weite. Er dachte an sein eigenes Leben, seine eigene Vergangenheit. Er hatte sich zwar leidlich wieder zurechtgefunden. Aber lange hatte es gedauert, viel hatte es ihn gekostet. Und ohne das aufregende Leben im Orient? Wer weiß, ob er es überhaupt ausgehalten. Diese täglichen Gefahren, das war für ihn dasselbe wie für manchen in Europa das Trinken. Der Jammer ließ sich betäuben,

auf Tage, ja Wochen vergessen, aber ... er tauchte doch wieder auf, immer wieder.

Hoijer sprang auf. »Dummes Zeug!« knurrte er sich selbst an. Kopf hoch, die Zähne aufeinandergebissen und weiter durchs Leben, solange das Schicksal es will.

Tauchten dort drüben zwischen den Bäumen nicht Menschen auf? Gott sei Dank, eine Ablenkung! Lieber jetzt eine ernstliche Gefahr als diese mißmutigen, entnervenden Gedanken und Erinnerungen. Er pfiff leise seinem Gaul, der auch sofort näherkam, und

entnahm der Satteltasche einen sechsläufigen Revolver. Teuer wollte er wenigstens ihrer beider Leben verkaufen, wenn denn die Stunde gekommen war, es zu verlieren.

Scharf äugte er aus. Unzweifelhaft war es ein Trupp Menschen, der sich langsam, vorsichtig näherte. Ob man ihn schon bemerkt hatte? Schwerlich, denn sie befanden sich zu nahe der Erde, als daß die Leute dort drüben sie jetzt schon hätten sehen können. Jedoch, weshalb bewegten sie sich so vorsichtig, so langsam? Sie führten offenbar nichts Gutes im Schilde, sonst wären sie frank und frei drauflos geschritten. Auch die beiden Pferde

wurden jetzt aufmerksam. Sie standen dicht nebeneinander, reckten die Hälse hoch in die Höhe und schnupperten mit geblähten Nüstern in die Luft. Nach kurzer Zeit beugten sie die Hälse wieder und begannen aufs neue zu grasen. Sie scheinen die Sache nicht für gefährlich zu halten, dachte Hoijer, der die Gäule aufmerksam beobachtet hatte, denn hierzulande waren sie auf Gefahren dressiert, wie anderswo die Jagdhunde auf Wild.

Langsam, langsam kamen die Leute näher. Zehn zählte er, sie gruppierten sich um einen

größeren Gegenstand, der sich in ihrer Mitte befand. Was das war, konnte Hoijer noch nicht erkennen.

Plötzlich sprang Hoijer hoch auf. Waren es nicht Armenier? Fast schien es ihm so.

Nach einer Weile schien es ihm, als sei das in ihrer Mitte eine Art Tragbahre. Natürlich, das war es auch, und die Männer, die sie geleiteten, unzweifelhaft, es waren Armenier.

Hoijer schwang sich in den Sattel und ritt ihnen entgegen. Was haben die Leute nur, sie kommen so erschöpft, so traurig näher? dachte er im Weiterreiten und trieb seinen Hengst an.

Nun machte der Trupp halt und erwartete ihn. Was, war da nicht Djanian? War das am Ende der schon seit gestern erwartete Rest der fünfzig, die gen Wan gezogen?

Sie waren es, und auf der Tragbahre führten sie Manja mit sich, die sie den Kurden abgejagt hatten. Er sah es deutlich, sie lebte, es war ihr weiter nichts geschehen, sie war nur erschöpft. Hoijer sah unwillkürlich hinter sich, während er zugleich mit einer Hand dem Trupp zuwinkte. »Glück, Glück hat der Deutsche, unmenschliches Glück!«

Manja fuhr in die Höhe auf ihrem improvisierten Lager, als sie Hoijer jetzt auch erkannte. »Wo ist Viktor?« rief sie schon von weitem angstvoll. Hoijer lächelte, reichte ihr vom Pferd herab die Hand und sagte: »Dort drüben ruht er und wartet nur auf Sie.«

In einem Nu stand Manja auf ihren Füßen. »Soll ich zu ihm?« Hoijer nickte. »Aber erschrecken Sie nicht, er ist ohnmächtig geworden. Doch zweifle ich nicht, Sie werden ihn am schnellsten wieder zum Leben erwecken.«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da eilte sie schon mit bebenden Füßen, aber

schnell, schnell dahin zu der Stelle, wo Viktor lag und sein Pferd graste.

Der Trupp Armenier blieb halten. Djanian trat vor und reichte Hoijer stumm die Hand.

»Sind das alle?« fragte Hoijer leise, zögernd.

Djanian nickte. »Es sind alle. Die andern liegen bei Achbag im Wanbezirk. Aber wir haben die Kurden besiegt. Kaum einer blieb von den zweihundert am Leben. Einige ließ ich absichtlich laufen. Es wäre doch schade, wenn man in Konstantinopel nicht so bald als möglich erführe, daß der gefürchtetste der Hamidiekurden, der kürzlich erst

Pascha wurde für seine Verdienste um die armenischen Massakers, daß Scharef Pascha samt seiner Garde tot am Wansee liegt und das Aufstehen für immer vergessen hat.« Djanian, der Fürst von Karabach, schlug die Decken zurück, auf denen Manja geruht. Unter ihnen lag der Fez, der Säbel, die Orden, der Firman, die Ernennungsurkunde Scharef Paschas, die einzige Beute, welche die Armenier mitgenommen.

»Und wie glückte es euch, die Dame zu befreien?« fragte Hoijer, indem er Manja nachsah, die über die Ebene eilte.

»Gegen Morgen, als wir ins Todestal einzogen, das früher das Tal des Paradieses hieß, hörten wir von weitem Wehklagen und Weinen. Dem gingen wir nach. So befreiten wir sie . . . Bis dahin waren wir noch zwölf, zwei fielen bei der Gelegenheit. Aber ich bitte Euch, sagt es ihr nicht, daß sie sich nicht auch darum noch Kummer macht,« setzte Djanian eindringlich hinzu.

Hojer nickte, und indem er wieder über das kleine, zu Tode erschöpfte Häuflein blickte, entfuhr es ihm: »Und Ohanian?«

»Tot.«

»Und Spondarian?«

»Tot.«

»Und alle andern auch?«

Djanian nickte. Dann verzog sich sein Gesicht in wildem Grimm. »Nur für mich gab es keine Kugel.«

»Alle gefallen?!«

»Bedenkt, wir waren noch nicht sechzig,« sagte Djanian, »die Reiter mit eingerechnet. Und die um Scharef waren zweihundert. An einem Fluß lagerten sie, er floß in ihrem Rücken. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, da standen wir ihnen gegenüber.«

»Da hattet ihr Glück,« meinte Hoijer. »Sie schliefen also noch, und ihr natürlich, hast

du nicht gesehen, wie der Wind über sie her, ehe sie sich noch den Schlaf aus den Augen gerieben.«

»Nein, wir weckten sie erst durch Flintenschüsse.«

»Dumm!« entfuhr es Hoijer.

»Wir sind keine Mörder,« entgegnete Djanian ruhig. »Um offenen Kampf war es uns zu tun. Wissen sollten sie, was ihnen bevorstand, und so in den Tod gehen. Sie verloren bald den Kopf, viele sprangen ins Wasser und ertranken. Aber es blieben noch genug übrig . . . Es war ein hartes Stück Arbeit. Gräßlich!«

»Und so viele fielen von euch?«

Djanian wurde noch bleicher, dann sagte er leise: »Nein, die meisten wurden nur verwundet. Erst auf dem Rückzuge starben sie, als die Türken, durch das Schießen aufmerksam geworden, ihre kleinen Festungen verließen und sich aufmachten, uns zu verfolgen. Hunderte waren uns bald auf den Fersen.«

»Da fielen sie?«

»Durch unsere Hand.«

Hojjer sah ihn erschreckt an.

»Jawohl, durch unsere Hand, auf ihren Wunsch. Sie konnten sich nicht mehr weiter schleppen. Und sollten wir sie in die Hände der Türken fallen lassen, lebendig allen

Martern ausgesetzt? Sie flehten so lange, bis wir ihnen den Gefallen taten. Wer sich nicht mehr weiterschleppen konnte, dem gaben wir auf seinen Wunsch selbst den Rest durch eine gnädige Kugel.«

Hoijer schwieg erschüttert. In welchem Tone Djanian das sagte!

Djanian ballte plötzlich seine Fäuste gegen Westen und rief: »Jetzt sollen die da drüben in Europa noch einmal sagen, wir seien feig, wir ließen uns abschlachten wie die Lämmer!«

Ein bitteres Gefühl stieg in Hoijer auf. »Wenn sie in Europa davon erfahren, was

ich noch nicht glaube, denn ihre Presse schweigt über euch. Aber wenn sie erfahren, daß fünfzig Armenier zweihundert der tapfersten Kurden gefällt, wißt ihr, was sie sagen? . . . Ihr hättet sie hinterlistig überfallen, im Schläfe gemordet. Das werden sie sagen.«

»Aber es ist nicht wahr!« schrie Djanian.

»Aber es ist ihnen bequemer, das zu glauben, sie können ruhiger dabei schlafen, ihr Gewissen tut ihnen nicht weh, daß sie so schlecht die Verträge euch gegenüber halten.«

»So werden wir eben weiterkämpfen, bis sie einsehen, daß unsere Sache die gute,

die gerechte,« erwiderte Djanian ruhig, entschlossen. –

»Viktor!« rief Manja und sank neben Viktor nieder, ihn mit Küssen bedeckend.

Kaum drang diese Stimme Viktor von Gändern zu Herzen, der sich immer noch nicht wieder aufgerafft hatte, sondern bis zu diesem Augenblick dumpf, halb bewußtlos dargelegen, hob er hastig den Kopf und riß die Augen weit auf. Träumte er? Damals hatte er geglaubt zu träumen, damals, als er auf dem Dache lag. Und jetzt? Jetzt glaubte er zu wachen, und ... sicher träumte er. Aber nein, er mußte ja wachen, er hörte ja ihre Stimme,

er fühlte ja ihre Küsse, ihre Tränen. Er breitete plötzlich die Arme aus und umschlang sie. »Manja!« Er war aufgesprungen, sie hielten sich umschlungen.

Was war das nur, das immer wieder seine Schulter berührte? Endlich wandte er sich um, nach dem Störenfried zu sehen. Da sah er seinem Hengst in die feuchten, klugen Augen. Kaum merkte das Tier, daß man endlich aufmerksam geworden, wieherte es leise und schob einfach seinen langen Kopf zwischen beide. Manja errötete. Diese Augen sahen sie an, wie kluge Menschaugen. Da erst kam es ihr zum Bewußtsein, wozu sie sich hatte

hinreißen lassen, sie, die sich noch vor wenigen Tagen gelobt, auf eigenes Glück zu verzichten, nur ihrer Aufgabe zu leben. Mein Gott, wie kahl, wie nüchtern ihr in diesem Augenblick das Wort »Aufgabe« in den Ohren lag. Aber Viktor, was mußte er von ihr denken, daß sie sich ihm so einfach in die Arme geworfen?

Viktor gab seinem Pferd einen Klaps auf den Hals, schob den Kopf fort und umschlang sie wieder.

Und Manja widerstrebte nicht, ihm ihre Liebe zu zeigen. Zu Furchtbares hatte sie durchgemacht seit jenem Augenblick, da die

Augen der Kurden über ihr gefunktelt, da eine Kurdenhand ihr den Mund zugehalten, sie gefesselt, und vier starke Arme die Widerstrebende fortgeschleppt. Sie schloß die Augen und zitterte aufs neue heftig.

Sie schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte: »Fort, fort, aus diesem schrecklichen Land, fort, fort!«

Plötzlich führen sie auseinander, die Armenier näherten sich. Viktor geleitete Manja wieder zu der Tragbahre und erfuhr jetzt erst, was sich zugetragen. Djanian erzählte, und aufs tiefste ergriffen hörte Viktor zu. Er

sah auf Manja, sie sah auf ihn. Sie verstanden sich sofort. Sie wollten ihnen nicht zeigen, welche Freude für zwei Menschen mitten unter diesen Greueln aufgegangen. Der Kontrast war zu groß.

Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung auf Kalassar zu. Manja hatte sich wieder niedergelegt und die Augen geschlossen. Nun, wo sie sich auf einmal so sicher, so wohl und geborgen fühlte, empfand sie erst, wie abgespannt, wie erschöpft sie war.

Hojer, der natürlich gesehen, wie es um die beiden stand, redete mit Absicht nur

auf Djanian ein, aber sein Blick flog dabei immer wieder von Manja zu Viktor, von Viktor zu Manja. Welch ein heller Schein auf den beiden Gesichtern liegt, trotzdem sie noch bleich und erschöpft sind von allen Schrecken dieser letzten vierundzwanzig Stunden. Namentlich Manjas bisher so herbes Antlitz hatte etwas Weiches, Mildes bekommen.

Die Sonne neigte sich wieder ihrem Untergang zu, als man sich Kalassar näherte. Auf Djanians Wunsch hielt man an, denn ihm schien, als herrsche eine große Unruhe

in und um Kalassar, was ihn stutzig machte. Man mußte auf seiner Hut sein. Drang erst die Kunde von dem Sieg der Armenier über die Kurden nach Persien, war der Überlebenden Bleiben hier überhaupt wohl kaum noch möglich, denn wenn auch die Perser ihre heimliche Freude hatten an allem, was die Türken ärgerte, wenn die Türkei in Teheran vorstellig wurde und Klage führte, daß Persien absichtlich die Armenier schone, um den Türken zu schaden, was würde dann Persien tun? Es war ja viel zu schwach zu irgendeiner selbständigen Tat, es lebte ja nur von der Eifersucht der Russen und Engländer. Wenn

der Türke ernstlich Beschwerde führte und Bestrafung der Armenier verlangte, mußte Persien darauf eingehen, das war sicher, ob es wollte oder nicht.

Auch Hoijer wurde stutzig, als er durch sein Glas sah. In Kalassar herrschte Aufregung, Bewegung.

Auf Djanians Wunsch blieb man halten und schickte einen Armenier voraus, der auskundschaftete, was dort vor sich gehe.

»Wären wir doch erst aus diesem Land!« seufzte Manja erregt, geängstigt. Mit ihrer Selbstbeherrschung war es schlecht bestellt, seitdem sie in Kurdenhänden gewesen.

Endlich erschien der Armenier wieder und mit ihm Ter und Ina. Sie berichteten, daß sie heimlich sich davongemacht, um Herrn von Gandern zu warnen. Es war nämlich ein starker Trupp aufgeregter Mohammedaner in Kalassar eingebrochen und verlangte, aufgehetzt durch die Mollas von Ghoi, die Auslieferung der Europäer, die sich erdreistet hatten, eine Rechtgläubige zu entführen. Die Mohammedanerin, die gestern abend angekommen, die Hoijer erst für München Schmidt gehalten, hatte sogar in einem unbewachten Augenblick die Riegel von dem Tor zurückgeschoben und den Trupp

Mohammedaner in den Hof gelassen, wo sie alles durchstöberten und, da sie niemand fanden, sich häuslich niederließen, um die Rückkunft der Europäer zu erwarten.

»Wir werden uns hüten,« knurrte Hoijer. Auch Manja und Viktor waren nicht dafür, nach Kalassar jetzt zurückzukehren.

»Ich weiß einen Ausweg,« erklärte Djanian nach kurzem Sinnen. »Reisen wir gleich weiter, und zwar an der Grenze her durch Maku zum Araxes, nach Rußland.«

»Den Fürsten von Maku kenne ich,« erwiderte Hoijer. »Er ist zwar ein Kurde der Abstammung nach, liebt aber die Armenier.«

»Viele unserer Flüchtlinge sind bei ihm und haben es gut,« bestätigte Djanian.

»Aber immerhin ein Kurde!« bemerkte Viktor bedenklich.

Hojer konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten. Wie sich Viktor verändert hatte! Früher belächelte er ihn, wenn Hojer Bedenken geltend machte, jetzt ... jetzt war er der Bedenkliche. Na ja, wenn man eine Braut hat ... Aber Hojer sagte nichts. Es war auch nicht nötig, es blieb ihnen allen einfach gar nichts anderes übrig, wollten

sie neue Unruhen und Schwierigkeiten vermeiden. Und das wollten sie alle. Die Armerier, weil sie zu Tode erschöpft waren, Manja und Viktor, weil sie nach Ruhe und geordneten Verhältnissen sich sehnten, und Hoijer? Er war auch froh, wenn er die beiden erst jenseits der persischen Grenze wußte. Auch Ter und Ina wurden mitgenommen. Sie gingen gerne mit, denn es wäre jedem von den beiden schwer geworden, den andern zurückzulassen. Und heiraten brauchten sie ja noch nicht, das hatte ihnen die Herrin Manja ja fest versprochen.

»Ihr seht bei dieser Gelegenheit auch noch ein besonders interessantes Stück Menschheit,« tröstete Hoijer Viktor, »denn Maku ist das einzige Land in Nordpersien, wo es noch Sonnen- und Feueranbeter gibt. Sogar Teufelsanbeter leben da.«

Viktor lächelte etwas gezwungen. Was lag ihm jetzt daran, derlei interessierte ihn für den Augenblick durchaus nicht. Wenn man nur erst wieder in Moskau wäre.

Da zog Ter plötzlich einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn Manja. »Kam heute,« sagte er, »hab' ich bis jetzt vergessen, ihn dir zu geben.«

Hastig erbrach Manja das Kuvert. Der Brief war von Rohden. Sie durchflog ihn und reichte ihn dann Viktor. Rohden schrieb, daß er aus dem Gefängnis glücklich entlassen, daß er aber noch nicht nach Persien gereist, weil er in Moskau zu viel Arbeit gefunden, da die Terroristen seit Manjas Fortgang wieder eifrig agitierten. »Hoffentlich kommen Sie bald wieder. Jedenfalls, wenn diese Zeilen Sie erreichen, sputen Sie sich, sonst stehe ich für nichts. Bleiben Sie noch lange, kann es Ihnen blühen, daß Sie in Moskau eintreffen, gerade wenn ein neues Attentat vor sich gegangen, denn ich fürchte, ich fürchte sehr, man

entreißt den Gemäßigten in Kürze wieder die Zügel.«

Viktor gab Manja schweigend den Brief zurück.

»Ist es ein großer Umweg, wenn wir über Maku an die Grenze zu gelangen trachten?« fragte Manja.

»Keineswegs, im Gegenteil, es ist sogar näher als der Weg, den wir einschlugen. Nur es geht durch Gebirge, es ist ziemlich strapaziös, deshalb wählt man diesen Weg nicht. Außerdem ist er nicht geheuer, wenn man

nicht gut Freund mit dem Fürsten von Maku ist. In seinem Lande leben die gefährlichsten Räuber, und das will etwas sagen. Aber wir können getrost reisen. Erstens sind wir ja jetzt eine große Karawane, wohl bewaffnet. Dem gehen die Räuber überall gern aus dem Wege. Und dann, wie gesagt, ich kenne den Fürsten. Auf ihn kann ich mich jederzeit berufen, und er führt ein scharfes Regiment in seinem Lande. Es genügt, daß ich mich seinen Freund nenne, und so leicht wird keiner mit uns anbinden.«

»Also auf nach Maku!« ermunterte Djani-an. Und so müde und ruhebedürftig sie waren, setzte man sich wieder in Bewegung, zumal die hereinbrechende Dunkelheit ihrem Vorhaben besonders günstig war.

V.

Mühsam genug kam man vorwärts, denn immer tiefer ging es ins Gebirge hinein. Selbst die beiden Maulesel, von denen der eine vorne, der andere hinten an die Tragbahre geschirrt war, in der Manja lag, stolpten zuweilen, und es gehört viel dazu, um ein Maultier in seinem Gang unsicher zu

machen. Zuweilen mußte Manja sogar aussteigen und einige Minuten gehen. Der Pfad wurde so schmal, daß man die Tragbahre nur vorwärts brachte, indem man sie über die Felsstücke hinweghob. Langsam kam man weiter, nur sehr langsam. Aber immer wieder trieb Hoijer alle an, heiterte sie durch Scherze auf, sprach ihnen zu und verhielt gutes Nachtquartier.

»Das kennen wir nun schon,« meinte Viktor, Hoijer mit der Hand drohend. »Damit bringen Sie uns nun nicht mehr schneller vorwärts, da müssen Sie sich schon etwas

Neues ausdenken.« Alle lachten, Hoijer selbst am meisten.

»Ich versichere Euch, diesmal, nächste Nacht ist es besser. Nur müssen wir uns zuhalten, daß wir es auch erreichen, denn sonst müssen wir im Freien nächtigen, und das ist kein Vergnügen, wenn die Furage so mangelhaft ist wie die unsere und so knapp.«

»Was wird es sein? Eine Lehmhütte voll Ungeziefer und sonst nichts,« rief man.

»Wahr und wahrhaftig nicht. Ich will meinen geheiligten roten Bart auf der Stelle schwarz färben, wenn ich euch diesmal etwas Falsches verheiße. Wir werden diese

Nacht, wenn wir tüchtig ausgreifen, in einer wirklichen Karawanserei nächtigen. Da wird es frische, kühle Milch, Eier, Fleisch und so weiter geben. Und eine Quelle ist da, eine Quelle, sage ich Euch. Das beste Wasser in ganz Nordpersien.«

»Wie kommt denn eine Karawanserei in diese Wüstenei?« fragte Viktor ungläubig.

Alle hörten gierig zu, denn die Sonne brannte und dörnte den Gaumen aus. Eine gute Quelle, das war das höchste hierzulande, was es gab.

»Das kommt so, und zwar sehr einfach,« entgegnete Hoijer ruhig. »Dort, wohin wir

wollen, führt nämlich in der Nähe die große Karawanenstraße vorbei, die von Trapezunt nach Persien führt. Daher die Karawanserei.«

»Fast sollte man glauben, es sei wahr,« meinte Djanian lächelnd.

»Es ist wahr, ich versichere Euch. Nur zuhalten müssen wir uns, nicht lange Ruhepausen machen. Und dann will ich Euch noch eins verraten. Erreichen wir die Karawanserei heute noch, so können wir morgen im Kloster des Heiligen Thomas nächtigen und übermorgen in Maku. Von dort aber sind es nur noch zwei Tage bis an den Araxes.«

Keiner sprach mehr ein Wort, alle schritten rüstiger aus, wie sehr auch die Sonne brannte, wie auch die Zunge lechzte. Und wirklich spät am Abend, als es schon dunkel geworden, erreichte man die Karawanserei.

»Schäbig genug sieht es aus,« brummte Viktor, als man sich dem Lehmgemäuer näherte.

»Ja, erwartet Ihr denn hier einen Palast? Da müßt Ihr Euch schon gedulden, bis Ihr nach Maku kommt. Da werdet Ihr einen finden,« sagte Hojjer.

Die Armenier stießen sich an. Nun macht er uns schon Appetit für morgen und übermorgen, dachten sie. Aber sie sagten nichts. Sie waren zu müde, zu zerschlagen. Jeder ließ sich im Hofe der Karawanserei niederfallen, wo er gerade stand, ohne für eine Weile ein Glied zu rühren. Bald aber trieb der Durst den einen oder andern wieder auf, und da sich hier wirklich eine gute Quelle fand, versammelten sich bald alle um sie und schlürften und schlürften, als gälte es, glühende, tiefe, ausgebrannte Krater in wenigen Minuten wieder zu füllen. Dann brachte der Wirt, ein alter Kurde, Milch und Eier und Brot herbei.

»Wahrhaftig, Ihr habt nicht gelogen!« sagte Djanian ganz erstaunt zu Hoijer.

»Wenn es nicht unbedingt nötig ist, tue ich es grundsätzlich nicht,« erwiderte der Schwede unter großer Heiterkeit.

Manja, Viktor und Hoijer erhielten sogar ein recht geräumiges Zimmer für die Nacht. Hoijer wollte davon abstehen, mit hineinzugehen. Er tat es aber dann doch, weil Manja, als er nicht mit ins Zimmer wollte, ziemlich hilflos dreinsah und auch keine Anstalten machte, einzutreten.

Auf dem Boden lag ein Teppich, an den Wänden Kissen. So machte man es sich denn

so bequem wie möglich. Verschließbare Fenster gab es nicht. Nach Süden war der Raum einfach offen, und man konnte auf freies Feld, ein paar Pappeln und einen schmalen Pfad sehen, den die Kamele getreten hatten auf ihren Wanderungen von und nach Trapezunt.

Bald wurde es ruhig im Hause. Der Mond ging auf. Hoijer tat, als ob er schlief. Er wollte die beiden, die sich, seitdem sie sich gefunden, fast nie allein sehen und sprechen konnten, nicht stören. Es mußte für sie doch geradezu eine Wohltat sein, einmal ein paar Stunden mit sich allein zu sein. Und da sie schwiegen, wohl weil sie dachten, er sei noch wach, oder sie wollten ihn wenigstens nicht im Einschlafen stören, fing er an zu schnarchen. Nicht zu laut, denn das wäre ihm vor einer Dame doch unangenehm gewesen, aber ein wenig. O, er konnte dies gut nachmachen.

Sie glaubten auch wirklich, er sei eingeschlafen, und begannen leise miteinander zu flüstern.

»Wie wunderschön! Eine Märchennacht!« flüsterte Viktor und hielt Manjas Hände.

Leise tönte aus der Ferne eine Glocke. Wie sonderbar! Hier gab es ja doch keine Kirchen, sie waren ja im Lande der Kurden! Und doch, sie hatten sich nicht getäuscht. Zu ihnen drang schon näher der Ton einer kleinen Glocke. Sie sahen sich an. Was war das nur in der Zaubernacht da draußen? Feenmärchen kamen ihnen in den Sinn, Elfen,

die mit Blütenglocken läuteten. Immer deutlicher hörten sie die helle Glocke. Und nun vernahmen sie auch eine mit tieferem Ton. Nach einer Weile noch mehr Glocken. Alle aufeinander gestimmt. Wie ein Glockenspiel vom Turm einer alten, stillen deutschen Stadt tönte es durch die Mondnacht. Nun tauchten nicht allzu ferne riesengroße, seltsam geformte Schatten auf. Sie kamen lautlos näher, ganz gespenstig. Und nun zog es da drüben auf dem Pfad vorüber, langsam, lautlos, eine große Karawane nach Trapezunt. Kein Ton war zu hören außer dem der Glocken.

Nichts zu sehen als die riesengroßen, schattenhaften Leiber der Kamele, die gar seltsam, lautlos, wie Schiffe hin und her schwankten. So zog der Zug langsam vorbei. Und als er längst ihren Blicken entschwunden, tönte die Nacht noch vom Klang der kleinen Glocken am Halse der Kamele und leuchtete im Silberglanz des Mondes. Ergreifend schön war das. Das war der Orient. So hatte ihn Viktor sich gedacht. Und doch, nur in den Augenblicken dieser Nacht war er wirklich so, wie er ihn sich Tag und Nacht vorgestellt hatte.

Am nächsten Morgen aber, da die Sonne aufging, war der Orient wieder da, so wie er

wirklich Tag und Nacht ist, der Orient mit der brennenden Sonne, die den Boden ausdörft, daß er daliegt wie eine alte gegerbte Haut, der Orient ohne Wasser, ohne Grün, aber hier voll kahler, unwegsamer Berge.

Wieder gab es einen äußerst anstrengenden Marsch, der erst spät am Abend sein Ende fand, als man endlich das Kloster des Heiligen Thomas hoch oben auf einem nackten Felsen erreichte. Als man Einlaß begehrte, öffneten zwei Armenier, mit Flinten bewaffnet, Pistolen im Gürtel, den Dolch an der Seite. Auch in dem weiten Klosterhofe stieß man überall auf Bewaffnete, so daß man sich

eher wie in einer Kaserne als in einem Kloster fühlte.

Djanian, der ins Innere gegangen, erschien wieder mit der Botschaft, der Abt freue sich, die Fremden heute noch begrüßen zu können.

Also begab man sich in das Innere des Klosters, das einen höchst ungemütlichen, feuchten, unbewohnten Eindruck machte. Zunächst ging es durch eine Reihe finsterner Zellen, in denen armenische Bewaffnete lagerten, dann durch einen langen, schmalen niedrigen Gang. »Die reine Räuberhöhle,« meinte Viktor. Und nun wurde eine Decke

zurückgeschlagen, man befand sich im Empfangszimmer des Abtes, einem armseligen, schmalen Raum!

Der Abt lag auf einem dürftigen Lager, mit vielen Teppichen zugedeckt, schnatterte mit den Zähnen, zitterte an allen Gliedern und fror augenscheinlich entsetzlich.

»Er hat gerade einen heftigen Malariaanfall,« flüsterte Hoijer, »der arme Kerl, er wird alt und gebrechlich.«

Allerdings, wie ein Häuflein Unglück lag der grauhaarige Mann da auf seinem Lager, ohne vor Fieber sprechen zu können.

»Wir hätten ihn wirklich nicht noch aufsuchen sollen,« sagte Manja mitleidig.

»Da kennen Sie den Orientalen schlecht. Und wenn er im Sterben liegt, heißt er erst den Gast noch willkommen.«

Nun ließ das Fieber ein wenig nach. Der Abt richtete sich auf. Wie entsetzlich mager, verhungert er aussah. Aber Feuer hatte er in den Augen und ein wildes, verwegenes Gesicht.

Er hieß die Gäste willkommen und bat, Platz zu nehmen, was einige Schwierigkeit machte, da nur wenige Sitzgelegenheiten da

waren. Hoijer setzte sich einfach auf des Abtes Lager, Djanian auch.

Während der Abt eine kleine Ansprache hielt, in der er seiner Freude darüber Ausdruck gab, hier gute Freunde und Helfer seines Volkes begrüßen zu dürfen, hatten Manja und Viktor Gelegenheit, ihn sich ein wenig genauer anzusehen. Über die ganze rechte Wange, die ihnen zugekehrt war, lief eine breite, tiefe Narbe, die wohl von einem Säbelhieb herrührte. Die Stirn war von Falten und Narben gefurcht. Beim Sprechen hob er den linken Arm, so daß der Ärmel weit

zurückfiel. Dicht am Handgelenk, ganz nahe dem Puls, sah man eine kleine, runzlige, runde Narbe. An der Stelle war eine Kugel durch den Arm gegangen. Noch nie hatte Viktor einen durch Wunden so zugerichteten Körper gesehen. So mochten einst die Landsknechte ausgesehen haben, wenn sie zwanzig, dreißig Jahre lang alle Schlachten Europas mitgeschlagen hatten.

Als Hoijer den Abt fragte, wie es ihm in den letzten Jahren ergangen, wurde er lebhaft und erzählte. Wie scharf das Auge dreinsah, wie es noch funkeln konnte. Wie die schmalen Wangen sich röteten. Das alte

Feuer war wieder erwacht in dem von der Malaria verwüsteten Körper. An ihm erkannte man, wie er in seiner Jugend, in seinen gesunden Mannesjahren ein flammender Gesell gewesen sein mußte.

Als ein neuer Fieberanfall kam, verabschiedeten die Gäste sich und wurden in eine recht dumpfe, aber kühle Klosterzelle geführt, wohin man ihnen Brot, Tee und ein wenig Hammelfleisch brachte. Mehr gab es auch hier nicht. »Wie armselig es bei ihm aussieht,« meinte Manja, indem sie sich niederließ.

»Für einen Kirchenfürsten gar zu power,« stimmte Viktor ein.

»Und doch, trotz seiner Armut, Ihr ahnt nicht, welche Macht dieser alte, hinfällige Mann noch ist,« sagte Hoijer. »Freilich, man muß wissen, was er in der Vergangenheit bedeutete, um zu begreifen, daß er nächst dem Katholikos in Edschmiadzin der einflußreichste Kleriker in ganz Armenien ist.«

Als man am anderen Morgen sich wieder zum Aufbruch bereitmachte, waren Manja und Viktor nicht wenig erstaunt, als sie den Abt, in einen violettseidenen Mantel gehüllt,

auf dem Haupt eine violettseidene hohe Kapuze, um den Hals eine Kette voll funkeln-der Edelsteine, aus der Tür treten sahen. So sah er freilich anders aus als gestern abend. Er ließ sich einen prachtvollen schwarzen Hengst vorführen, denn er hatte beschlossen, mit nach Maku zu reiten.

Wie wundervoll er zu Pferde saß! Wie hoheitsvoll er sich in seinem Prunkgewand ausnahm! »Kleider machen wahrhaftig Leute!« scherzte Viktor.

»Und doch, seht Euch sein Gesicht an,« meinte Hoijer, »es macht nicht gerade einen geistlichen Eindruck.«

In der Tat, dies wilde, verwitterte, hageres Gesicht mit den scharfen Augen, der kühnen Nase, den vielen Narben, einem Reiterführer, einem berühmten, verwegenen Räuber mochte es gehören, geistlich sah er wahrlich nicht aus.

Und wie frisch und guter Dinge er blieb den ganzen langen, heißen Tag über, unter dem alle andern matt und matter wurden. Am liebsten hatte er es sichtlich mit Manja zu tun, der er regelrecht die Cour machte, was Viktor höchlichst amüsierte. Wieviel Anmut in den Bewegungen, wieviel Salz in der

Unterhaltung er aufbrachte, um Manja zu gefallen.

Aber immer wieder stiegen ganz andere Gedanken in Manja auf. Sie seufzte schwer. Gott mochte wissen, wie es jetzt um ihre Sache, um ihre Freunde in Moskau stand und was ihr noch bevorstand, wenn sie erst wieder dort war. Manchmal beschlich sie ein geheimes Grauen. Aber sie war fest entschlossen, nicht deshalb, weil sie Viktor liebte, einfach ihre Lebensarbeit aufzugeben.

In der gleichen Weise wie bisher konnte sie sie freilich nicht weiterführen. Aber ihr ganz und so auf einmal und nur deshalb, weil sie

ihr Herz an einen andern gehangen, entsagen, das vermochte sie nicht, das durfte sie nicht. Sie sah scheu auf Viktor. Wie er sich wohl stellen würde, wenn erst die Auseinandersetzung mit ihm kam, die unvermeidlich war.

»Seht Ihr da drüben das Wasser? Dort liegt Maku, die Hauptstadt des Fürstentums gleichen Namens.«

Halb geistesabwesend sah sie auf Hoijer, der ihr mit diesen Worten zwischen ihre Gräbelein gefahren war.

»Doch dürft Ihr Euch diese Hauptstadt nicht vorstellen wie Moskau oder dergleichen. Es ist ein Dorf, sogar ein häßliches, schmutziges. Auch wohnt der Fürst selbst nicht in ihm, sondern eine halbe Stunde entfernt.«

Vorsichtig setzten die Maultiere Fuß vor Fuß, denn es ging ziemlich steil bergab, und der schmale Pfad lag voll Geröll und Steinen, die leicht ins Gleiten kamen, und dann alles, was auf sie trat, mit ihnen. Viktor stieg von seinem Pferd. Auch Hojer. Es war unmöglich für sie, ohne ihre und ihrer Gäule Knochen in Gefahr zu bringen, weiter zu reiten.

Nur der Abt tat nichts dergleichen, er blieb hoch zu Roß, und schien ihm eine Stelle gar zu bedenklich, ließ er seinen Hengst langsam, vorsichtig im Zickzack, wie die Ziegen zu klettern pflegen, vorwärts gehen. Halsbrecherisch sah es trotzdem aus, und Manja atmete erleichtert auf, als sie alle glücklich im Tale waren, ohne Schaden genommen zu haben.

»Noch ein halbes Stündchen, und wir sind da,« ermunterte Hoijer und trieb die müde Reisegesellschaft wieder an. Nur der Abt hörte nicht auf, seinen Hengst kurbettieren, steigen, tänzeln zu lassen. Unglaublich, was

für eine Lebensfähigkeit in dem alten Menschen steckt, der nur noch aus Haut und Knochen und Narben besteht, dachte Viktor und schämte sich ein wenig seiner jungen Glieder, die schwer waren wie Eisen und todmüde.

Gott sei Dank, da waren schon die ersten Häuser der »Hauptstadt«. Großartig sah sie wahrhaftig nicht aus. Hoijer hatte recht: ein elendes, schmutziges Nest mit einer höchst primitiven, schmierigen Karawanserei, der man sich aber anvertrauen mußte, da es zu spät geworden war, um heute noch den Fürsten aufzusuchen.

»Merkwürdig,« meinte Viktor, als man es sich so bequem wie möglich gemacht hatte und der Samowar brodelte, »sonderbar, daß so wenig Europäer hierher kommen, trotzdem diese sogenannte Stadt Maku ja nur zwei Tagereisen von der russischen Grenze entfernt liegt.«

»Die Russen interessieren sich nicht für dies Fürstentum,« erwiderte Hoijer. »Und so bleiben sie halt weg. Erst wenn es für sie politisch von Interesse wird, werden sie sich ihm zuwenden. Andere Europäer, außer denen,

die einer Botschaft oder einem Konsulat attached sind, verlieren sich überhaupt selten nach Persien.«

»Es liegt uns näher als Afrika und ist eigentlich viel unbekannter.«

»Da habt Ihr schon recht,« entgegnete Hoijer. »Aber mir ist's lieb. Doch wenigstens noch ein Land, wo man nicht auf Schritt und Tritt Europäer sieht.«

»Ihr liebt sie wirklich nicht sehr?«

»Gar nicht,« sagte Hoijer trocken.

Die andern lachten und wollten Hoijer darüber ausfragen, kamen aber nicht dazu, weil sie in ihrer Ruhe aufgestört wurden. Der

Karawansereibesitzer trieb nämlich auf einmal ganz gemütlich zwei Büffel durch den Raum, in dem man lagerte. Da galt es aufzupassen, daß einem die schweren Tiere nicht auf die Knochen traten.

»Ja, was tun denn aber die Büffel hier in dem Zimmer?« fragte Manja erstaunt. Endlich erfuhr man, daß man nur durch diesen Raum zu dem Büffelstall gelangen konnte, der sich unmittelbar daneben befand.

»Das sind ja reizende Zustände!«

»Recht gemütliche Aussichten für die Nacht, denn die Tür zu dem Büffelstall scheint überhaupt nicht verschließbar,« meinte Viktor,

der sich an der Tür bemühte. Die andern eilten herbei, und wirklich, die höchst primitive Tür lehnte nur an. Es gab nicht die Spur einer Vorrichtung, sie zu schließen.

Hojjer lachte. »Wenn es den Büffeln heute nacht zu langweilig nebenan werden sollte, oder wenn sie plötzlich das Bedürfnis nach frischer Luft empfinden sollten, können wir unsere Glieder in acht nehmen, denn wo die Biester hintreten, da knackt es, darauf können wir uns verlassen.«

Man rief den Karawansereibesitzer von seinen Büffeln herein. Der begriff gar nicht,

weshalb man sich aufregte, denn es sei noch nie etwas passiert.

»Wenn wir Pech haben, so werden wir halt die ersten sein, denen etwas passiert,« warf Viktor ein.

Außerdem seien die Tiere viel zu faul, um sich nachts zu bewegen, sie seien froh, wenn sie Ruhe hätten.

Das war alles sehr schön und gut, aber trotzdem, man bemühte sich, die Tür möglichst zu verbarrikadieren. Auch lehnte man die Flinten und Gläser an sie. Ging sie wirklich auf, mußte es einen großen Spektakel geben, so daß man wenigstens gewarnt war.

Endlich begab man sich zur Ruhe. Einige legten sich einfach auf den Hof, weil es ihnen in dem Raume zu heiß war. Auch geschah es mit Rücksicht auf die Europäer, die es sowieso schon eng genug hatten in dem kleinen Zimmer, das sie alle beherbergen mußte. Man hätte es Manja gegönnt, daß sie es sich endlich einmal etwas bequemer hätte machen können, denn schon viele Tage hatte sie keinen Raum für sich, aber es ging nicht, sie mußte auch heute wieder den Raum mit Viktor, Hoijer und Djanian teilen.

Am andern Morgen schon in aller Frühe – man war gerade wach geworden, da die beiden Büffel wieder durchs Zimmer ins Freie getrieben wurden – kam ein Bote vom Fürsten von Maku, der sie einlud, da der Fürst erfahren, daß Europäer angelangt seien. Der Bote sagte, in einer Viertelstunde würde ein Wagen da sein, sie abzuholen. Er sei ihm schnell vorausgeritten.

»O weh, o weh!« rief Hoijer. »Habt Ihr gemerkt, wie stolz er von dem Wagen spricht? O weh, o weh!«

»Was habt Ihr denn?«

»Es wird eine gestohlene Kalesche sein, die nie benutzt wird. Ihr Kutscher wird also nicht kutschieren können, Fahrwege gibt es auch nicht, das wird, wie mir scheinen will, eine Fahrt mit Hindernissen werden.«

»Wir haben ja schon manches überstanden, werden eine solche Fahrt wohl auch noch überleben,« sagte Manja lächelnd.

Da hörte man auch schon auf der Straße ein gewaltiges Hallo, Pferdegetrampel und Rädergerassel. »Wie lange wir den Ton nicht mehr gehört haben!« sagte Viktor, auf das Geräusch der Räder horchend.

Man begab sich zum Tor. Da stand der Wagen auch schon, mit vier Pferden bespannt, zwei Vorreitern, und neben dem Kutscher, der ein recht ängstliches Gesicht machte, ein Diener auf dem Bock. Manja mußte laut lachen, denn der Diener sowohl wie die Vorreiter hatten zwar keine Schuhe und keine Strümpfe, dafür aber weiße, baumwollene Handschuhe an den Händen, die sich sehr ungeschickt ausnahmen.

»Gott sei Dank, es ist nur eine russische Kareta,« meinte Hoijer, indem er prüfend um das Gefährt herumging, »wenigstens kein hoher Jagdwagen oder dergleichen, wo

man ohne Schwierigkeiten den Hals brechen kann, wenn die Geschichte kippt.«

»Wer von uns muß denn fahren?« fragte Viktor.

Hoijer lachte. »Die beiden Vornehmsten natürlich, denn ihnen ist es zgedacht. Die Dame und Ihr, Herr von Gandern. Und jetzt gilt es, Toilette zu machen.«

»Was, Toilette?«

»Wir müssen dem Kurden doch imponieren.«

»Aber wie sollen wir das anfangen?« fragte Manja und wies auf den einzigen Koffer, der bestaubt im Hofe stand.

»Möglichst europäisch, damit werdet Ihr dem Kurden am meisten imponieren. So wie es bei Visiten in Europa Brauch ist.«

»Ich habe von all diesen Dingen aber nur einen Chapeau claque.«

»Das genügt vollkommen, damit werdet Ihr Effekt machen.«

»Und ich,« sagte Manja, »nur ein schwarzes Spitzenkleid.«

»Das ist ja ausgezeichnet, gerade für hier, wo man schwarze Kleider nicht kennt, sondern nur bunte. Das wird dem Fürsten sehr imponieren, verlaßt Euch darauf.«

So machte man denn Toilette und kam bald in recht heiterer Stimmung wieder zusammen. Hoijer ließ sich sein Pferd satteln, Djanian nahm Viktors Tier, und da erschien auch der Abt auf seinem Hengst. Er hatte bei einem Armenier genächtigt und war von der Ankunft des Wagens sofort benachrichtigt worden. Manja und Viktor stiegen in den Wagen. »Also bitte, immer sprungbereit,« ermahnte Hoijer und näherte sich dem Kutscher, auf den er eifrig einredete.

Der Kutscher nickte und hielt die Gäule möglichst kurz. Aber dicker Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Zu beiden Seiten des

Weges standen dicht gedrängt die Bewohner der »Hauptstadt« und staunten den Wagen und seine Insassen an. Aber sie blieben in respektvoller Entfernung, denn die beiden Spitzenreiter stießen jedem höchst unsanft den Speer in die Seite, der nicht Platz genug ließ.

Nun kam man ins Freie, und der Wagen begann stark zu ächzen, denn es war für ihn in der Tat keine Kleinigkeit, hier vorwärtszukommen, wo es einfach geradeaus durch die Gegend ging, da ein Weg nicht vorhanden war. Die Gegend aber war merkwürdig wellig und uneben. Das bekamen Manja und

Viktor jetzt reichlich zu spüren. Unglaublich, wie das auf und nieder ging.

Nun sprengten die Vorreiter eine Strecke voraus, weil sie das Schrittreiten einfach nicht länger aushielten. Kaum sahen das aber die vier Pferde vor dem Wagen, so waren sie nicht mehr zu halten und begannen auch zu galoppieren. Der Kutscher, der denken mochte: nun ist doch alles gleich, wenn wir nur möglichst schnell weiterkommen, hieb auf die Gäule ein, daß sie erst recht wild wurden.

Es dauerte denn auch noch nicht eine Minute, da lagen Manja und Viktor draußen, Manja war zur Rechten, Viktor zur Linken hinausgeflogen. Sofort hielt alles an. »Ist ein Bein oder ein Arm gebrochen?« rief Hoijer schon von weitem und eilte herbei.

»Mir ist nichts passiert,« rief Manja. »Bei mir auch nicht,« bemerkte Viktor und erhob sich. »Jedenfalls aber habe ich keine Lust, mich dem noch einmal auszusetzen,« sagte Manja. »Ich bin dafür, wir gehen einfach zu Fuß neben dem Wagen her. Allzuweit wird es ja nicht mehr sein bis zum sogenannten Schloß des Fürsten von Maku.«

»Noch zweihundert Schritte. Dort vorne, wo es um den Berg herumgeht, da liegt das Schloß, ganz nahe, wenn wir es eben auch noch nicht sehen,« erklärte der Abt, um den Fußgängern Mut zu machen.

»Nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich kann nicht mehr!« rief Hoijer. »Ich muß lachen.« Er hielt an und lachte laut hinaus, ohne daß Manja und Viktor gleich begriffen, weshalb eigentlich.

Als er sich wieder gefaßt hatte, sagte er: »Es sieht zu drollig aus, wie Ihr, Herr von

Gandern, im Chapeau claqué hier in Persien, in der Wildnis, durch den Sand wadet.« Er lachte wieder.

Der Kutscher seufzte immer kläglich, und als man in die Nähe des Berges kam, hielt er an, und alle sahen, wie ihm dicke Tränen übers Gesicht liefen.

»So beruhigen Sie doch den Mann!« bat Manja.

»Was fehlt dir denn, du Dummkopf?« fragte Hoijer. Er ächzte und murmelte immer denselben Satz.

»Was sagt er?« fragte Viktor.

»Es brennt mich, es brennt mich,« erwiderte Hoijer.

»Was heißt denn das?«

»Das heißt, daß ihm jetzt schon der Rücken brennt, weil er die Prügel schon spürt, die seiner warten.« Er trat wieder dicht zu dem Kutscher und redete ihm zu. Aufmerksam lauschte der seinen Worten und wollte erst gar nicht glauben, daß die vornehmen Fremden ihn zu schonen beabsichtigten. Was würde denn aber der Fürst sagen, wenn die hohen Fremden zu Fuß ankämen? Da würde er

sofort alles merken, da entginge er der Züchtigung doch nicht, und wenn man noch so viel gute Worte für ihn einlege.

Das leuchtete Hoijer ein, und so bat er denn Manja, wenn sie wirklich wolle, daß der arme Kerl der Strafe entginge, nochmals sich dem Gefährt anzuvertrauen, nur noch die wenigen Schritte, da man ja gleich da sei. Darauf stiegen Manja und Viktor wieder ein, und langsam, daß nur ja nicht wieder etwas passiere, ging es um die Spitze des Berges herum. Kaum war das geschehen, sprang Viktor im Wagen auf und starrte auf das Gebäude, das dicht vor seinen Augen lag. »Wie

kommt denn das hierher? Das ist ja unglaublich. Das sieht ja genau aus wie eine englische Villa, ich meine ein altes, vornehmes Landhaus, wie man sie in Schottland sieht.«

Auch Manja sah verwundert auf den Bau.

Langsam kam man näher. Der stattliche Bau war von einem Garten umgeben, der voll war von hohen, grünenden Bäumen. Vor einem Gartentor machte man halt, und Manja und Viktor stiegen aus. Trommeln wirbelten, Soldaten präsentierten. »Der reine europäische Fürstenempfang,« wandte sich Viktor an Hoijer. »Das hat er offenbar den Russen abgesehen,« meinte Hoijer. Ein junger Offizier

in prunkender Uniform trat grüßend näher. »Bscht, das ist nicht der Fürst, das ist nur der Führer dieses Soldatentrupps. Nur keine große Liebenswürdigkeit,« flüsterte Hoijer. Man schritt die Front ab und gelangte tiefer in den Garten, in dem ungezählte graue Zelte aufgeschlagen waren. Mitten unter ihnen ragte ein weißes Zelt hervor. »In ihm befindet sich offenbar der Fürst, dort wird man uns empfangen,« sagte Hoijer.

So war es auch. Viktor, Manja und Hoijer wurden in das Zelt geleitet. An einem kleinen Tisch saßen drei Kurden, der mittelste von ihnen trug einen weißen Mantel, genial um die

Schultern geschlungen. »Das ist der Fürst,« flüsterte Hoijer und verneigte sich. Manja und Viktor taten desgleichen. Der Fürst erwiderte die Verbeugung leicht, höflich, und zugleich lag etwas wirklich Fürstliches in der Gebärde, mit der er die drei einlud, sich auf den bereitstehenden Stühlen niederzulassen. Viktor traute seinen Augen nicht. Es waren wirkliche, wahrhaftige, europäische Stühle, wie er sie seit Wochen nicht mehr gesehen.

—

Langsam kam ein Gespräch in Gang, das eigentlich recht monoton und langweilig war, da es nur in höflichen Redensarten und

Redewendungen bestand. Schließlich ließ der Fürst Viktor fragen, woher er sei. »Aus Deutschland,« erwiderte Viktor. »Das sagt Ihr so leichthin, als sei damit etwas gesagt,« brummte Hoijer. »Aber der Mann hat keine Ahnung, was Deutschland ist. Ich muß ihm etwas sagen, was ihm imponiert. Rußland, das wäre einfach, das liegt ihm nahe, dessen Macht fühlt und kennt er. Aber Deutschland. Doch halt!« Hoijer strahlte. »Ich hab's! Ich werde ihm sagen, Ihr seid aus dem Lande *Bismarcks*. Es sollte mich wundern, wenn er den Namen nicht kannte, wenn ihm das nicht imponierte.« Hoijer tat, wie er gesagt,

und in den Augen des Kurdenfürsten, die bisher ruhig, fast ein wenig schläfrig dreingesehen, flammte es plötzlich auf. Bismarck! Das imponierte ihm gewaltig, das war für ihn der größte Mann, der je gelebt. Daß er tot war, wußte er nicht. Für ihn lebte er und repräsentierte alles, was Macht, Klugheit und Größe bedeutet. Viktor errötete vor Stolz, als er merkte, wie dieser eine Name wirkte. Auch hier, selbst in Persien, in einem Kurdenfürstentum, selbst da funkeln die Augen, werden die Geister lebendig, wenn man das eine Wort Bismarck ausspricht.

Ganz lebhaft wurde der Fürst, vergaß Manja und alles andere und fragte Viktor nur nach Bismarck aus. Auch die beiden anderen Kurden, offenbar Verwandte des Fürsten, waren ganz Aufmerksamkeit. Und Viktor erzählte, ließ sich immer mehr hinreißen. Hoi-ger, angesteckt von Viktors Eifer, dolmetschte so gewandt und feurig, daß es eine Art hatte. Das ganze Zelt war erfüllt von einem Interesse, von einem Namen: Bismarck. Und Viktor hatte, während er sprach, die Empfindung, als erzähle er aus grauer Vorzeit eine germanische Heldensage, wie er sie als Kind gelesen, die Sage von Dietrich von Bern oder

vom gewaltigen, grimmen Hagen. Noch nie war ihm die Größe jener Zeit, da Bismarck das Ruder führte, so zum Bewußtsein gekommen, als hier in diesem Kurdenzelt. Er verstummte plötzlich und sah sich um. Träumte er oder wachte er? Funkelten die schwarzen Kurdenaugen wirklich so, weil von Bismarck die Rede ging?

»Wie seid Ihr zu beneiden,« sagte Manja leise zu Viktor. Er drückte ihr verstohlen die Hand.

Aber der Fürst wollte noch mehr von Bismarck hören, und Viktor begann wieder von ihm zu erzählen. Sollte er auch von seinem

Ende sprechen, von seinem Tode? Denn die Kurden glaubten offenbar, er lebe noch. Aber warum sollte er ihnen den Glauben nehmen? War er denn tot, wenn er selbst noch hier in diesem verlassenem Winkel, im Kurdenfürstentum Maku, so lebendig war?

Man erhob sich, und der Fürst geleitete seine Gäste ins Haus. Man betrat zuerst einen Raum von großer Pracht. Es war das Bad, das zur Zeit nicht benutzt wurde. Ein achteckiger, saalartiger Raum, der Boden mit Marmor bedeckt. Die Wände bestanden aus kleinen achteckigen, in Silber gefaßten Spiegelscheiben. Sie gingen bis unter das Dach, zwei

Stockwerke hoch. In der Höhe jedes Stockwerkes war eine kleine Galerie angebracht aus schwarzem Holz, mit Silber beschlagen, von wo aus man auf den weißen Marmor hinab und in das Bad sehen konnte.

»Das ist wirklich einmal orientalische Pracht, so wie ich sie mir vorgestellt, aber bis jetzt noch nirgends gefunden habe,« sagte Viktor entzückt. Eilig dolmetschte das Hoijer. Der Fürst lächelte leicht, sichtlich geschmeichelt.

Dann geleitete man die Gäste, während der Fürst sich für einen Augenblick entschuldigte, da er die Gesandtschaft des Schahs empfangen müsse, die eben angekommen

sei, in den ersten Stock, in einen durchaus europäisch gehaltenen Salon mit rosafarbenen Seidenmöbeln. Hier ließ man sie allein.

»Nun sagen Sie mir nur,« wandte sich Manja an Hoijer, »wie kommt ein Kurdenfürst zu solcher Einrichtung?«

»Ich weiß es wirklich nicht genau, wir müssen ihn halt fragen. Als ich zum letztenmal hier war, gab es dies Zimmer noch nicht. Wenigstens erinnere ich mich nicht, es gesehen zu haben.«

»Nein, das ist wirklich wie ein Märchen!« rief Viktor und zog Manja mit sich. »Ich glaube es einfach nicht, daß wir in Maku sind.

Wir sind in irgend einem europäischen Palais.« Er deutete auf die weißseidenen Gardinen an den Fenstern. »Ist das Orient?«

»Gewiß nicht.«

»Halt!« rief Manja. »Was ist denn in diese Vorhänge hineingewebt?« Sie trat dicht an sie heran. Viktor sah genauer zu und griff sich an den Kopf. »Aber man sieht es ja ganz deutlich, in diese Vorhänge ist das bekannte Bild von Paul Thumann hineingewebt: ›Die drei Parzen!«

»Es ist wahrhaftig so!« bestätigte Manja kopfschüttelnd.

»Mit rechten Dingen geht das nicht zu,«  
meinte Viktor.

»Das glaube ich selbst,« lächelte Hoijer.  
»Und wenn Ihr noch daran zweifelt, wir sei-  
en im Orient, so schaut nur zur Decke em-  
por, dann werden Euch die letzten Zweifel  
schwinden.«

Auch Manja hob die Augen und lachte laut  
auf über das, was sie sah. Wo die rosaseide-  
ne Tapete an die Decke stieß, hatte man sie  
an allen vier Wänden her mit Reklamebildern  
geschmückt, wie sie in Europa in den Kauf-  
läden hängen. Da prangte Stollwercks Scho-  
koladendame, van Houtens Kakaomädchen,

Henkells Sektflasche, Zigarren- und Zigarettenreklamen. Es sah fürchterlich aus auf der wundervollen Seidentapete inmitten dieser Möbel.

»Das ist so Kurdengeschmack,« meinte Hoijer, indem er lächelnd auf Manja und Viktor blickte, die sich noch nicht wieder fassen konnten.

»Das ist ja grauenhaft, barbarisch, scheußlich!« rief Viktor.

»Bitte, nicht so laut, denn ich bin überzeugt, daß der Fürst sehr stolz darauf ist, stolzer als auf alle seine Soldaten, die wirklich ausgezeichnet sind. Ich glaube sogar,

daß er uns nur, um diese Bilder zu bewundern, hierher hat führen lassen.«

»Und wie kommt er zu dem Zeug?«

»Gestohlen, geraubt, was weiß ich.«

Der Fürst erschien wieder, und Viktor sah ihn jetzt ganz anders. Er war halt doch nur ein Barbar.

Er erkundigte sich sofort, wie dieser Raum gefiele, insbesondere auch die schönen Bilder an der Decke.

»Ganz gut,« sagte Viktor.

»Ein Segen, daß Ihr nicht persisch sprecht,« flüsterte Hoijer, »daß ich dolmetschen kann,

wie es mir gut scheint. Bei Euren kargen Lobesworten kämen wir nicht weit.«

Hojjer hielt dem Fürsten eine lange Lobesrede, die er sehr erfreut aufnahm, während der er sich wiederholt dankend vor Manja und Viktor verneigte. Und sofort sprach er lebhaft auf Hojjer ein, der erfreut zuhörte und sich dann an Manja wandte: »Der Fürst sagt mir eben, daß er Euch gerne seinen Frauen vorstellen möchte. Ob Ihr wohl bereit dazu seid, mit ihm in den Harem zu gehen?«

»Aber gewiß!« erwiderte Manja interessiert. »So sehe ich doch wenigstens einen

größeren Harem, bevor ich nach Rußland zurückkehre. Aber wie soll ich mich dort verständigen? Denn Ihr dürft schwerlich mit hinein.«

»Leider Gottes habt Ihr da recht,« lachte Hoijer. »Ich darf nicht hinein, so sehr es mich auch interessiert.«

Auf eine diesbezügliche Frage erklärte der Fürst, daß die Fürstin russisch rede, sie stamme aus Eriwan.

»Dann geht es ja ganz gut,« erwiderte Manja, »dann kann ich mich ja leicht verständigen. Doch was redet der Fürst auf einmal

von einer Fürstin? Ich dachte, er hätte mehrere Frauen.«

»Allerdings. Aber eine Lieblingsfrau, und die nennt er eben Fürstin, vielleicht auch außerdem noch deshalb, weil sie auch aus fürstlichem Geschlecht stammt.«

Der Fürst erhob sich und winkte Manja. Aber Hoijer meinte lachend, das sei nicht die Art, wie man in Europa mit Damen verkehre. Denen winke man nicht, man biete ihnen den Arm und geleite sie. Der Fürst war begierig, das zu lernen. Endlich verstand er es und reichte stolz und galant Manja seinen Arm. Im Hinausgehen rief er, mit einem Blick auf

Viktor, Hoijer noch etwas zu, indem er laut dazu lachte. Hoijer entgegnete in derselben Weise.

»Was meinte er?« fragte Viktor, ein wenig beunruhigt, als er Manja am Arm des Kurden verschwinden sah.

»Er hat einen naheliegenden Witz gemacht,« erwiderte Hoijer. »Ich solle Euch sagen, er habe nicht übel Lust, die Dame bei dieser Gelegenheit gleich seinem Harem einzuverleiben.« Als Viktor ein erschrockenes, unruhiges Gesicht machte, lachte Hoijer wieder laut. »Ihr habt doch keine Angst, Ihr nehmt das doch nicht ernst? Ihr könnt ganz

ruhig sein. Wir sind ja seine Gäste, und so lange wir seine Gäste sind, sind wir sicher wie in Abrahams Schoß. Da könnt Ihr wirklich ganz ruhig sein.«

Inzwischen war Manja am Arm des Fürsten die Treppe hinuntergeschritten und in den Baderaum eingetreten, der in der Mitte lag zwischen dem Flügel, in dem der Fürst und die Männer wohnten, und dem Teil des Hauses, wo der Harem war. Sie gelangten zunächst in einen nicht großen, aber äußerst prunkvoll ausgestatteten Raum. Wie ein Boudoir sah er aus, nur fehlten Tischchen und weiche Sessel, wohl aber fand sich

ein prachtvoller, riesengroßer Spiegel, überall auf dem mit schweren Teppichen bedeckten Boden wunderbar schöne, seidene Kissen in den üppigsten, leuchtendsten Farben, und in der einen Wand war eine große Marmorplatte eingelassen, auf der ungezählte kleine, goldene Phiolen und Büchsen mit allen möglichen, wohlduftenden Wassern, Essenzen und Pasten standen.

Der Fürst freute sich sehr, als er merkte, wie das auf Manja Eindruck machte. Er begann auch sofort sehr eifrig, ihr alles zu erklären, bis beide plötzlich lachen mußten, hatte er doch im Eifer ganz vergessen, daß

Manja kein Wort verstand von alledem, was er da auseinandersetzte.

Der Fürst öffnete wieder eine Tür. Man befand sich in einem großen, ziemlich kahlen, hallenartigen Raum, in dem an einer Wand auf einem Kissen eine offenbar noch sehr junge Frau saß, die sich sofort erhob und, sich leicht verneigend, auf den Fürsten zuzuging. Nachdem sie einige Worte mit dem Fürsten gewechselt, sprach sie Manja russisch an, es war die Lieblingsfrau des Fürsten. Nun konnte man sich wenigstens unterhalten, und während man sich ausfragte über ganz dieselben Dinge, über die man auch in

Europa zu sprechen pflegt, wenn man sich kennenlernt, nahm Manja die Gelegenheit wahr, die junge Fürstin ein wenig genauer anzusehen. Vor allem fiel ihr deren merkwürdige Tracht auf. Sonderbar genug sah sie aus. Die Fürstin steckte in einem eng anschließenden, blauseidenen Kleide, das am Hals dicht geschlossen, dessen Ärmel, fest an den schönen Armen anliegend, bis zum Handgelenk gingen, das sie ebenfalls fest umschlossen. Dagegen war das Kleid sehr kurz, es ging nur bis an die Knie. Wie eine Balletteuse

schaute sie aus, dachte Manja und war ordentlich erleichtert, daß sie endlich wußte, woran sie diese absonderliche Tracht erinnerte. Genau wie eine Balletteuse in ihrem kurzen Röckchen mit den hohen, trikotartig die Beine umschließenden Strümpfen. Auch an Schmuck fehlte es nicht, was ja auch die Ballettlerinnen lieben. Um den Hals fiel eine schwere goldene Kette, um die Arme waren Bänder geschlungen, die nur so funkelten von edlen Steinen, von diesen Armbändern hingen kleine Kettchen mit einzelnen Edelsteinen herab, die bei jeder Bewegung aneinander schlugen, daß es klang, als läuteten kleine Glöckchen.

Nach wenigen Minuten verließ der Fürst die beiden, und kaum hatte sich Manja neben der Fürstin auf einem Kissen niedergelassen, huschten plötzlich hinter den Vorhängen immer neue Frauen und Mädchen hervor, die, nachdem ihnen die Fürstin die Erlaubnis dazu gegeben, sich ebenfalls niederließen, aber in respektvoller Entfernung von den beiden, und nachdem sie sich vorsichtig umgeschaut, die Schleier vom Gesicht zurückschlugen. Wunderschön waren manche der jüngeren. Selten hatte Manja so schöne Menschen gesehen. Nur daß auch sie dieselbe Tracht wie die Fürstin trugen, wenn auch

weniger mit Edelsteinen besetzt. Das machte auf Manja immer wieder einen etwas grotesken Eindruck, diese Fülle von Balletteusen, wie sie sie kurzweg jetzt bei sich nannte. Dann erschienen auch alte Frauen, die allerdings gräßlich und häßlich waren, weil übermäßig fett und unförmig, da sie den ganzen Tag herumsaßen, Süßigkeiten aßen und nichts zu tun hatten. Diese alten standen offenbar in hohem Ansehen bei den jüngeren Frauen, trotzdem sie so häßlich waren. Als Manja fragte, wer diese alten Frauen seien, erzählte ihr die Fürstin, es wären die Kinderfrauen und Ammen der Frauen des Fürsten,

die in jedem Harem ein besonderes Ansehen genießen. »Warum eigentlich?« fragte Manja. Die Fürstin sann einen Augenblick, verwundert über diese Frage, die sie sich noch nie gestellt, nach und erklärte dann lächelnd, daß sie eigentlich selbst nicht wisse, weshalb. Jedenfalls sei es immer so gewesen.

Nun brachten einige junge Mädchen, Dienerinnen, die sich alle durch körperliche Schönheit auszeichneten, Tee, Zigaretten und Backwerk. Man gruppierte sich, aber immer in einiger Entfernung von der Fürstin und Manja, um den Tee, begann zu rauchen, zu trinken und zu schwatzen. Auch die Alten

hatten sich schwerfällig niedergelassen. Ihnen brachten die jungen Mädchen nicht Zigaretten, sondern die Galianpfeife, aus der sie bald qualmten, daß das Wasser in den Glasbeholdern nur so quirlte und sprudelte. Da Manja vor allem gern gewußt hätte, worüber diese Frauen und Mädchen, die doch nie aus diesen Räumen herauskamen, redeten, fragte sie die Fürstin, ob man nicht ein wenig zu ihnen rücken könne? Die Fürstin nickte, es schien ihr selbst angenehm zu sein, und bald saßen die beiden bei einer der Gruppen um einen Samowar.

Wovon sprachen die Mädchen und Frauen? Von den Kindern, die sich nebenan tummelten. Man hörte sie zuweilen lachen und schreien. Von ihren Rivalinnen, die bei einer anderen Gruppe saßen. Sie machten sich aufmerksam auf der andern Schönheitsfehler, auf der andern Bosheit und Niedertracht. Das füllte ihre Gespräche aus. Die Alten aber stöhnten gar viel und ächzten vor Langerweile und mancherlei Körperbeschwerden, von denen sie höchst eingehende Schilderungen

entwarfen, wonach man hätte glauben können, daß sie in vierundzwanzig Stunden sterben müßten. So kläglich und grausig war das anzuhören.

Manja hätte zuweilen laut lachen, zuweilen weinen mögen. Lachen über die selbstzufriedene Einfalt dieser schönen, aber hohlen Geschöpfe. Weinen, wenn sie daran dachte, daß es Frauen, daß es ihre Schwestern waren. Wie entsetzlich, so ein Haremsleben! Nichts als Klatsch, Eifersüchteleien, jahraus, jahrein!

Plötzlich sprang eine der jüngsten Frauen auf und lief zu einem kleinen Fenster. Sie sah

eifrig hinaus und winkte einer andern, die eilig zu ihr trat. Dadurch wurden andre aufmerksam, und bald darauf drängte sich alles um das kleine Fensterchen. Auch die Fürstin war mit Manja dorthin gegangen.

Und was gab es zu sehen? Der Fürst geleitete seine Gäste in den Garten. Voran schritten die Perser. Die Frauen rümpften die Nasen und machten spöttische Bemerkungen über sie. Dann erschien der Abt und Djanian. Die fanden sie schon interessanter, namentlich Djanian gefiel ihnen. Sie sahen neugierig auf Manja. Man merkte ihnen an, daß sie eine Frage auf den Lippen hatten, aber doch

nicht recht wagten, sie auszusprechen. Dann kam Hoijer. Besonders sein roter Bart erregte Bewunderung. Und wieder sah man fragend auf Manja. Was wollte man wohl von ihr? Sie fragte die Fürstin, die lächelte, nicht gleich mit der Sprache heraus wollte, dann aber Manja dichter ans Fenster zog, und als Viktor von Gandern an der Seite des Fürsten erschien und allgemeine Bewunderung erregte, leise Manja fragte: »Sagt, welches ist Euer Lieblingsmann?«

Manja starrte die Fürstin an. Was sollte das heißen? Sie wußte nicht, was diese Frage bedeutete.

Alle sahen gespannt auf sie, und die Fürstin sagte: »Wir möchten gerne wissen, welcher Euer Lieblingsmann ist von denen da draußen?«

Manja griff sich an den Kopf. Endlich verstand sie. Sie lachte laut auf. Diese Frauen dachten augenscheinlich, in Europa herrsche die umgekehrte Sitte wie in Persien. Wie man in Persien mehrere Frauen habe und unter diesen eine Lieblingsfrau, so herrsche in Europa der Brauch, daß die Europäerin mehrere Männer ihr eigen nenne, unter denen es dann natürlich auch einen Lieblingsmann gab. Voll Übermut deutete sie auf Viktor und

sagte: »Das ist mein Lieblingsmann.« Die Fürstin meinte: »Es ist auch der schönste.« Alle sahen ihm aufmerksam nach, und merkwürdig, während all diese Frauenaugen auf ihm ruhten, sah ihn Manja eigentlich auch zum erstenmal so, wie eine Frau den geliebten Mann sieht. Zum erstenmal ging ihr eigentlich auf, was für ein hübscher Mensch Viktor war.

Als der Fürst sie bald darauf abholte und ebenfalls in den Garten führte, eilte ihr Viktor schon von weitem entgegen. Auch Hoijer war aufgestanden. Der Fürst lächelte dünn. Er deutete auf Viktor und ließ Manja sagen:

»Er hat sich schon Sorge um Euch gemacht, er fürchtete, ich könnte Euch zurückbehalten.«

Während sie neben Viktor Platz nahm, sah er zuweilen erstaunt, verwundert zu ihr hinüber. Was war mit ihr vorgegangen? Sie hatte etwas Verlegenes und zugleich so etwas Weiches im Blick, in der ganzen Art, wie sie ihn jetzt behandelte.

Viktor wollte natürlich wissen, wie es in dem Harem ausgesehen, und fragte sie weidlich aus. Ob die Frauen schön seien? Wie sonderbar sie diese Frage, die doch so natürlich war, berührte. Sie schämte sich, denn

sie spürte, wie fast etwas wie Eifersucht in ihr lebendig wurde bei dieser Frage. Und immer wieder mußte sie ihn ansehen, während sie erzählte. Wie merkwürdig das ist, dachte sie, seitdem mich die Frauen auf ihn aufmerksam gemacht, habe ich ganz andere Augen bekommen. Wie hübsche Hände er hat! So männlich und doch zugleich gepflegt. Sie erschrak förmlich, wie auf einem Unrecht ertappt, als er sie vom Tisch zurückzog.

Als dann Manja nach Tisch wieder in den Harem ging, weil sie eine seltsame Scheu verspürte, bei all den Menschen immer mit

Viktor zusammen zu sein, fand sie die Frauen ganz anders als am Morgen. Die Kinder waren bei ihnen, daran lag es offenbar. Mit ihnen wurden sie selbst wieder Kinder. Sie spielten und scherzten, Eifersucht, Langeweile und Stöhnen gab es nicht mehr. Selbst die alten Ammen hatten alle Gebrechen vergessen. Wie reizend all diese jungen und älteren Frauen jetzt anzusehen waren. Und wie warm es in den Augen der Fürstin aufleuchtete, als sie Manja ihren Sohn hinreichte. Es war ein schwächliches blasses Kind,

dessen kleiner Kopf ordentlich zur Seite gedrückt wurde von dem schweren Silberdiadem, das über der schmalen Kinderstirn lag. Luft, Sonne hätte das Kind gebraucht, hätten all die Kleinen nötig gehabt. Aber solange sie im Harem blieben, kamen sie nicht ins Freie. Erst wenn sie den Frauen entzogen wurden, lernten sie Sonne, Wind und Regen kennen. Solange mußten sich schon die kleinen Körper gedulden. Dann aber blühten sie auch auf einmal auf, dann wurden aus diesen schwächlichen Wesen mit der Stubenfarbe die kräftigen, hübschen Menschen, die so viel aushalten konnten.

Manja war jetzt viel herzlicher mit all den Frauen, die so kinderlieb und harmlos waren. Infolgedessen wurden auch sie zutraulicher, ja, wie die Kinder dreist. Sie betasteten sie, denn schon am Morgen war es ihnen aufgefallen, daß die Fremde viel schlanker war als sie. Sie befühlten vor allem mit kindlicher Neugier den Stoff ihres Kleides und bewunderten seine Farbe.

Endlich brach man wieder auf, da man morgen in der Frühe weiter wollte, denn Manja drängte, nach Moskau zu kommen. Der Fürst bat zwar immer aufs neue, man

möge doch wenigstens noch einen Tag bleiben. Aber Manja konnte sich nicht dazu entschließen. Bis sie nach Moskau kämen, würden doch noch zehn Tage vergehen, wenn nicht noch unvorhergesehene Schwierigkeiten einträten und die Weiterreise verzögerten. Aus Rohdens Brief aber sprach so viel Sorge und verhaltene Angst, es könne in Moskau ein Unglück geschehen, wenn Manja sich nicht beeile, daß sie keinen Tag unnütz versäumen wollte. Außerdem sehnte sie sich heraus aus diesem Land, sehnte sich heiß nach ihrer Mutter, nach einer Frau, die sie

verstand, bei der sie ihr Herz ausschütten konnte.

Neun Tage später saßen Manja und Viktor allein in einem bequemen Abteil erster Klasse in dem Zuge, der sie von Wladikawkas nach Moskau bringen sollte.

»Wenn ich denke, wie ich damals, als ich zum erstenmal nach Wladikawkas kam, glaubte, schlimmer, orientalischer, als es hier ist, kann es nicht mehr werden. Und jetzt? Jetzt will es mir scheinen, als seien wir schon hier umgeben von allem europäischen Komfort.« Er lehnte sich behaglich auf seinem Sessel zurück. »In der Wildnis gewesen sein,

hat auch seine Vorzüge. Man lernt dann erst so recht die Vorteile der Kultur schätzen, die man oft so ungerecht gering wertet.«

»Und was für prächtige Menschen haben wir kennengelernt,« meinte Manja, »für die einzutreten es sich lohnt.«

»Gewiß, du hast ganz recht. Diese Armerier!«

»Nicht wahr, es ist schrecklich, daß man sie so unter den Türkenhänden verbluten läßt.«

»Sicherlich ist das schrecklich, aber man darf auch nicht vergessen, wie wenig man von ihnen in Europa weiß, wie falsch man sie

beurteilt nach den paar hundert Spitzbuben in Konstantinopel und in anderen Großstädten.«

»Man sollte Europa aufklären darüber,« meinte Manja.

Viktor wurde es ungemütlich bei dieser Wendung, die ihn daran erinnerte, daß noch so manches zwischen ihnen lag, was sich nun bald klären mußte, wenn sie erst in Moskau waren.

Auch Manja schwieg. Es war ihr so herausgefahren, denn im allgemeinen vermied auch sie alles, was auf ihre früheren Pläne und Absichten hindeutete, von denen sie sich auch

jetzt noch nicht ganz trennen konnte, ohne aber zu wissen, wie sie diese Pläne mit ihrem Verhältnis zu Viktor vereinbaren sollte.

Da ihr das Verstummen Viktors peinlich wurde, sagte sie: »Denke nur an den Katholikos in Edschmiadzin, welch ein prächtiger Mensch!«

»Und wie prächtig haben ihn die Russen in einen goldenen Käfig eingesperrt,« fiel Viktor erregt ein. »Es ist ein Jammer!«

»Wie die kleinen armenischen Schulknaben in Edschmiadzin plötzlich den ›Kampf mit dem Drachen‹ von Schiller deklamierten, wie hat dich das berührt?«

Viktor richtete sich auf. »Fast weh hat es mir getan, denn ich mußte immer denken: Da leben an der Grenze Asiens diese Menschen von deutscher Kultur, kennen Schiller und Goethe, Kant und Fichte, die deutsche Geschichte, halten deutsche Zeitschriften und Zeitungen, und wir, wir wissen eigentlich gar nichts davon. Was sind unsere militärischen Eroberungen gegen die des Geistes!«

»Und wie ehrwürdig, ergreifend es war, als der Katholikos uns empfing.«

Wieder schwiegen sie eine Weile. Dann lachte Viktor plötzlich. »Weißt du noch, als

wir nach Tiflis kamen und welch Gesicht Frau Richter machte, als wir Unterkunft im Hotel London beehrten?»

»Gräßlich heruntergekommen müssen wir ausgesehen haben,« meinte Manja leicht lächelnd.

»Sie verweigerte mir ja direkt den Eintritt in den Salon, bevor ich nicht ein Bad genommen.« Er lachte wieder laut und herzlich.

»Ich sah aber auch,« fiel Manja ein, »wie entsetzt sie dir nachstarrte und wie ihr die Augen feucht wurden vor Mitleid über dein

Aussehen. Sie konnte sich gar nicht beruhigen, wie mager du geworden, wie elend du aussähest.«

»Die gute Frau Richter. Sie beurteilt halt doch alles ein wenig wie einen Hammelbraten. Saftig und dick muß man sein, wenn man gesund ist. Na ja, so unrecht hat sie nicht. Elend genug sahen wir drein und merkten es eigentlich selbst erst, als wir wieder unter zivilisierten Menschen waren.«

Der Zug hielt. Beide stiegen aus und begaben sich ans Büfett. »Das ist wirklich großartig bei euch in Rußland,« meinte Viktor,

»diese Büfets. Auch auf der kleinsten Station kann man sich mit Vergnügen satt essen.«

»Es freut mich wirklich, daß du auch an Rußland mal etwas Gutes findest.«

»Aber ich bitte dich,« fiel Viktor lebhaft ein. »Hab' ich nicht viel mehr zu loben und zu preisen als du? Ich finde es ganz vortrefflich in Rußland. Nirgends ißt und fährt man so gut.«

Manja lächelte. »Da hast du recht. Aber nichts ist auch für die Kultur so unwichtig wie Essen und Fahren.«

»Erlaube, das ist ein Irrtum, daran hängt sehr viel. Denke an England.«

»Nun, so berühren sich in diesem Punkt einmal höchste Kultur und die Barbarei.«

Immer wieder näherten sich ihre Gespräche dem Punkte, von dem aus es nicht weiterging, ohne daß es zu einer Auseinandersetzung kam über Manjas soziale Zukunftspläne. Aber jedesmal brachen sie wieder ab.

Manja reichte ihm diesmal die Hand und sagte: »Ich danke dir, Lieber, daß du so taktvoll wartest und dich geduldest. Ich weiß sehr wohl, daß es dir nicht leicht wird, daß es dich drängt, mir einiges zu sagen.«

Viktor wollte schon beginnen, aber sie verschloß ihm den Mund. »Ich weiß ja, was du sagen willst.«

Viktor nahm ihre Hand, küßte sie, sah sie ernst an und sagte: »Und wie lange soll diese Ungewißheit für mich noch dauern, denn daß ich nicht ruhig sein kann, bis ich weiß, daß du dich von den gewissen Freunden und Gesinnungsgenossen in Moskau losgesagt hast, das weißt du ja wohl?«

Manja nickte. Sie fuhr ihm leicht über die Wange. »Verderben wir uns diese Reise nicht, wo wir wirklich einmal allein sind, warten wir mit alledem, bis wir bei deinem Onkel

sind. Vielleicht? ...« Manja sah sinnend vor sich hin.

»Vielleicht?«

»Wer weiß, was bis dahin geschehen ist,« sagte sie, leise erschauernd. »Ich bin nicht abergläubisch, aber wenn ich an Moskau denke, schaudert mich, ich weiß nicht, warum, aber ... es ist nun einmal so, ich fühle, daß da etwas im Gange ist, was auch für unser Leben sehr wichtig sein wird.«

»Rohdens Brief gibt dir diese Stimmung und Besorgnis ein. Aber wer weiß, ob er nicht nur deshalb so schwarz gemalt, weil er dich

gerne möglichst bald wieder in Moskau haben will.«

Viktor sagte das in einem so eigentümlichen Tone, daß Manja aufsah. Sie lächelte. »Sage einmal ehrlich, bist du eifersüchtig auf Rohden?«

Viktor wich einer direkten Antwort aus und erwiderte: »In welchem Verhältnis steht ihr eigentlich zueinander? Etwas merkwürdig ist es doch in der Tat, wie du zugeben wirst, daß Rohden dir auf Schritt und Tritt wie ein getreuer Knappe folgt. Darüber kann man sich schon Gedanken machen.«

Es läutete zum zweitenmal. Sie stiegen wieder in den Zug.

Kaum saßen sie, sagte Manja: »Ich denke, es ist Zeit, und ich begehe auch kein Unrecht, wenn ich dich über Rohden und unser Verhältnis aufkläre. Rohden liebt Olga.«

»Deshalb suchte er sie nie auf, wenn ich mich wenigstens recht erinnere, ist dafür aber immer um dich beschäftigt,« warf Viktor trocken ein.

Manja mußte unwillkürlich lächeln. »Es ist doch so, wie ich sage. Daß er nicht in deines Onkels Haus kommt, liegt daran, weil der Onkel ihn nicht mag.«

»Das wird wohl seine Gründe haben.«

»Allerdings. Rohden war bis vor kurzem ein Bruder Leichtfuß, der in der deutschen Kolonie in Moskau eine große Rolle spielte, denn das wirst du wohl zugeben, daß er ein vortrefflicher Gesellschafter, überhaupt ein Mensch ist, der bestechen kann, wenn er will.«

»Das bezweifle ich nicht. Aber du schweifst ab. Also ein Leichtfuß.«

»Ja, er war vor allem leicht entflammt, machte überall den Hof, und außerdem spielte und hasardierte er gewaltig. Beides ist dem soliden Papa gräßlich. Er sprach oft

über ihn und nie sehr liebenswürdig. Als Rohden aber plötzlich anfing, bei uns mehr zu verkehren, sich um Olga zu bemühen, wurde der Papa unausstehlich, so daß Rohden schließlich nicht wiederkam, da er sehr empfindlich ist und damals recht verwöhnt war. Jedenfalls berührte ihn diese Behandlung sehr ungewohnt. Es ärgerte und kränkte ihn gewaltig. Bald hörte man, daß er nicht mehr spiele. Papa machte seine Glossen darüber und meinte, das sei auch nur eine Rohdensche Pose, die nicht lange vorhalten würde.«

»Und Olga?« unterbrach sie Viktor.

»Olga hatte ja auch manch Übles über ihn gehört. Sie wagte nicht, für ihn Partei zu ergreifen, noch weniger, gegen den Papa laut zu werden.«

»Und was glaubst du?«

»Er liebt sie wirklich, und sie schwärmt für ihn,« fiel Manja ein. »Sie hat ihr ganzes Herz an ihn gehängt.«

»Mir schien es allerdings manchmal auch so, als interessiere sie sich für ihn,« meinte Viktor nachdenklich.

»Wie vorsichtig du deine Ausdrücke wählst. Sie lieben sich und machen sich doch das Leben schwer. Er aus Trotz und aus verletztem

Stolz, sie, weil sie nicht offen sich zu ihm bekennt.«

»Würdest du das tun? Es ist doch keine Kleinigkeit für ein Mädchen.«

»Gewiß nicht. Aber ich täte es unbedingt. Doch Olga, sie ist anders, sie ist weicher, unselbständiger als ich.«

»Und weshalb folgt er nun dir auf Schritt und Tritt?«

»Weil er von mir manchmal etwas über Olga hört, weil er weiß, wie sie an mir hängt, wie er gar nichts Besseres tun kann, um sie für sich zu gewinnen, als wenn er mich schützt und behütet.«

»Und du läßt dir das gefallen?«

»Aber gewiß. Weshalb auch nicht? Ich helfe dadurch ja, wie ich bestimmt hoffe, zwei Menschen zu ihrem Glück. Und wenn ich wieder in Moskau bin, werde ich dem Papa ernstlich ins Gewissen reden, daß er dem grausamen Spiel ein Ende bereitet, bei dem Olga nur unglücklich wird und sich aufreibt.«

Viktor seufzte. »Hoijer hat ganz recht, ihr Frauen, o, ihr Frauen!«

Wieder schwiegen sie.

»Wo mag er jetzt sein?« fragte Viktor plötzlich.

»In Persien, in der Türkei, wo Bewegung, wo Aufruhr ist.«

»Schrecklich, ein solches Leben, für einen solchen Menschen!« seufzte Viktor. »Und die andern, Djanian und seine Leute . . . «

»Wieder in dem furchtbaren Lande, unter Mohammedanern und Kurden, wieder allen Leiden und Gefahren ausgesetzt. Furchtbar, wenn man denkt, wie es all diese Menschen verdienen, glücklich und zufrieden zu sein. Statt dessen . . . Auch Manja blickte traurig vor sich hin. »Womit haben wir ein besseres Los verdient vor ihnen?«

»Es ist doch merkwürdig,« sagte Viktor nach einer Weile. »Bloß, weil wir Europäer sind, haben wir es besser. Was können Leute wie Djanian und die andern dafür, daß sie als Armenier auf die Welt kamen und deshalb als Unglücksmenschen, die nirgends Ruhe und Behagen finden.«

»Kismet, sagen die Mohammedaner.«

»Ein Wort für eine Sache, die wir nicht verstehen und erklären können.«

»Warum müssen unsere russischen Bauern, die so prächtige Menschen sind, hungern und darben, während einige Tausende, die oft gar keine prächtigen Menschen sind,

schwelgen und alles im Überfluß haben? Warum werden die ideal Gesinnten eingesperrt und nach Sibirien verschickt, die Kriecher und Streber belohnt und ausgezeichnet?«

»Ja, warum all das Unrecht auf der Welt?« sagte Viktor melancholisch.

»Begreifst du, wie man sich da zur Wehr setzen kann, wie man das nicht ruhig mit ansehen kann? Wie man zugreifen muß und die Hände rühren?«

»Gewiß begreife ich das. Ich begreife nur nicht, wie deine Moskauer Freunde . . . «

Manja hob bittend die Hand und lächelte trübe. Viktor brach ab.

Die Gegend, durch die man fuhr, hatte etwas unsagbar Melancholisches. Magere Steppe, so weit man sah. Dürftig mit Gras bewachsen. Kaum einmal ein Vogel, den das Fauchen der Lokomotive aus seinem Nest, von seinem Zweig aufscheuchte. Stunden um Stunden fuhr man, ohne eine Hütte, einen Menschen zu sehen.

»Eins ist mir schwer geworden in Tiflis,« sagte Viktor leise. »Mich von meinem Gaul zu trennen.«

Manja sah ihn freundlich an. »Das weiß ich, Liebster.«

»Wenn man so denkt, wie treu das Tier war, aus wie manchen Schwierigkeiten es mir geholfen. Und jetzt ist es wieder in Persien; wer weiß, wie es behandelt wird.«

»Wie Djanian, wie Hoijer, wie die andern alle, die ein besseres Los verdienen.«

»Es erinnert mich an ein Wort, das in der Bibel steht . . . «

»Die seufzende Kreatur,« fiel Manja ein. Viktor nickte.

»Weißt du noch,« sagte Manja nach einer Weile, um Viktor auf andere Gedanken zu

bringen, »weißt du noch, als wir von Delivan kamen und uns vor den Räubern fürchteten, die auf dem Wege sein sollten, von denen man uns Schauerdinge erzählte?«

»Und weißt du noch, wie wir erleichtert aufatmeten, als wir eine Station weiter erfuhren, daß man sie gerade vor zwei Stunden aufgehängt hatte? Offen gestanden, etwas anderes als Erleichterung empfand ich damals nicht. Daß diese Räuber schließlich auch Menschen waren wie wir, für die das Aufgehängtwerden am Ende auch kein Vergnügen gewesen, daran dachte ich

nicht einen Augenblick. So egoistisch ist der Mensch.«

»Mir scheint,« sagte Manja, »die russische Erde hat dich schon angesteckt mit ihrem Mitleid um jeden Preis. Deutsch ist das nicht, was du da eben sagtest.«

Viktor sah sie einen Moment erstaunt an, dann erwiderte er: »Wahrhaftig, du hast recht. Merkwürdig. Wie komme ich als deutscher Offizier zu solchen Gedanken.«

»Die russische Luft, die russische Luft!«

»Erinnerst du dich noch, wie sich Djani-an von uns verabschiedete? Wie wehmütig

das war. Je weiter wir uns von Persien entfernen, um so schwerer wird mir das Herz, wenn ich an all die Leute denke, die einem so lieb geworden. Um so wunderbarer, ja fast unbegreiflich aber wird es mir zugleich, daß einem so viele Menschen in so kurzer Zeit so nahe kommen konnten.«

»Erinnerst du dich noch?« fiel Manja ein. Und wohl hundertmal ging dies »Erinnerst du dich noch?« zwischen den beiden hin und her, während sie der Zug langsam Moskau näherbrachte. Wie lange kannten sie sich eigentlich? Beide erstaunten, als sie sich das fragten. Erst wenige Wochen kannten sie

sich. Aber wie viel hatten sie seit jenem Augenblick, da Viktor von Gandern in Minsk zu Manja ins Abteil gestiegen war, in diesen Wochen erlebt, durchgemacht! Weit mehr, als zwei Menschen in Europa auf Jahre hinaus beschieden ist. Kein Wunder, daß sie sich nach so kurzer Zeit schon so viel waren. Hatte doch das Schicksal unzählige gemeinsame Fäden um sie geschlungen. So gemeinsam Erlebtes hält fest, macht vertraut, vertrauter als viele Jahre Bälle, Schlittschuhlaufen, Radfahren und Tennisspielen in Europa.

Der Zug hielt wieder auf einer größeren Station. Es herrschte merkwürdig viel Leben.

Besonders fiel es beiden auf, wieviel Militär und Gendarmerie sich auf dem Bahnhof befand.

»Entweder führen wir bisher mit irgendeiner hohen Persönlichkeit, ohne es zu wissen,« meinte Manja, »oder es steigt hier etwas Besonderes zu uns.« Sie wandte sich an einen Schaffner, dann an den Zugführer. Beide aber wußten nichts, oder taten wenigstens so, als wüßten sie nichts. »Das ist immer das sicherste Zeichen, daß ein Würdenträger erwartet wird, wenn sie sich so dumm stellen.«

Längst hatten alle Passagiere Platz genommen, der Zug wartete immer noch. Da hörte man das Nahen eines Wagens, Hurrarufen, und eilig betrat ein älterer Herr den Bahnsteig. Viktor sah nur ganz flüchtig die ordenbesäte Brust, da war er auch schon in einem Abteil erster Klasse verschwunden, das sich dicht neben dem ihren befand.

»Es ist der Minister des Innern, auch der Polizeiminister genannt, besonders unbeliebt bei der Jugend und allen fortschrittlich gesinnten Elementen,« flüsterte Manja. »Es sind schon verschiedene Attentate auf ihn gemacht worden.«

»Davon habe ich aber nie etwas gelesen.«

»Meinst du, so was käme in die Presse? Wenn es irgend angeht, wird das totgeschwiegen, und es gelingt auch meistens, wenn das Attentat mißlingt oder wenigstens keine allzu schweren Folgen hat.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, wenn der Betreffende nicht schwer verwundet wird oder so.« Manja seufzte tief auf. Ihr war auf einmal wieder so schwer ums Herz.

»Und welcher Art sind solche Attentate meist?«

»Meist mit der Waffe oder Eisenbahnattentate.«

»Angenehm, mit so einem beliebten Minister in demselben Zuge zu fahren, das muß ich sagen.«

Manjas Augen wurden unruhig.

»Verzeihe, ich wollte dich nicht ängstigen.«

»Schwer ist mir das Herz, wie Blei liegt es mir auf der Brust. Je mehr wir uns Moskau nähern, um so schlimmer wird es,« flüsterte Manja.

»So beunruhige dich doch nicht so sehr!«

»O, du kennst unsere Fanatiker nicht. Ahnen sie etwas von dieser Fahrt des Ministers, du kannst sicher sein, daß sie alles versuchen, um ihn und damit den Kaiser in Schrecken zu setzen.«

»Es wäre allerdings eine ganz nette Ironie des Schicksals, wenn du zum Dank dafür, daß du dich so lange bemüht hast, deine Genossen von Gewalttaten abzuhalten, nun selbst unter einer Gewalttat zu leiden hättest.«

Manja sah ihn erschrocken an.

»Ach was, du steckst mich an mit deinem erschrockenen Gesicht!« sagte Viktor wieder

lächelnd. »Komm, wir wollen nicht schwarz sehen.«

»Es ist nicht Angst um mich. Es ist der Schrecken vor jeder Gewalttat, der mir auf einmal in die Glieder gefahren ist. Und dann, mir war immer noch Moskau so fern, und jetzt ist es so nah'. Ich möchte den Zug und all das Schwere, was dort meiner wartet, so fern, anhalten, zurückhalten, daß er langsam, langsamer fährt.« Sie schüttelte sich. »Mir graut vor Moskau.« Sie lehnte sich wie hilfesuchend an ihn. Viktor strich ihr sanft übers Haar. Wie hatte sie sich verändert, sie,

die bisher so stark, so selbständig und unabhängig gewesen. Er empfand es mit tiefer Rührung. Wie merkwürdig das doch bei der Frau ist, dachte er und sprach ihr leise zu. Selbst die Stärkste wird anlehnungsbedürftig, sobald sie liebt, sobald sie den Mann gefunden hat.

»Du hast recht, ich bin ganz töricht. Was kommen soll, kommt doch. Und was es auch sein mag, wir wollen ihm tapfer ins Auge sehen, nicht wahr?«

Er nickte, und sie sprachen wieder von Persien und den Armeniern. Immer wieder kam dann ihr Gespräch auch auf Hoijer. Er

hatte es sich nicht nehmen lassen, sie bis Tiflis zu begleiten. »Eher habe ich doch keine Ruhe, bis ich euch bei der Frau Richter in Sicherheit weiß. Und dann ist es mir auch selbst angenehm, bevor ich für längere Zeit nach Persien zurückkehre, noch einmal nach dem Rechten gesehen zu haben in meinem Tifliser Laden.« Wohin er denn wolle? Hoijer lächelte nur, gab aber keine bestimmte Auskunft. »Ich kann, auch wenn ich wollte, nichts Genaues sagen, denn ich bin mir über die Einzelheiten meines Planes selbst noch nicht recht klar. Nur eins kann ich sagen: er

gilt meinen Freunden, den Armeniern. Vielleicht hört ihr dann ja selbst in Deutschland eines schönen Tages davon. Wenn nicht, denkt, daß ich wieder herumwandere oder tot bin. Es ist ja gleich. Wie es kommt, wird's gefressen.«

Es sollte lustig klingen, klang aber recht wehmütig. Man merkte Hoijer zuweilen doch an, daß er ganz gern ein anderes Leben geführt hätte. Aber weder Manja noch Viktor brachten es über sich, ihn von seinem Plan abzubringen. Er war ja so viel älter als sie.

Auch empfanden sie es als taktlos und zudringlich, wenn er selbst nichts mehr sagte, weiter in ihn zu dringen.

Manja machte sich jetzt zuweilen Vorwürfe deshalb. Sie meinte, es komme am Ende nicht nur auf den sogenannten Takt an, wenn es einen Menschen gelte. Aber sie mußte sich dann doch immer wieder sagen, daß Hoijer eben nicht zu helfen war, wenigstens nicht von ihnen.

In Tiflis waren sie dann noch öfter in den drei Tagen zusammengewesen, die Manja und Viktor nötig hatten, um sich ein bißchen zu restaurieren. Auch ließ sie Frau Richter früher einfach nicht weg. Als dann der letzte Tag da war, hatte Hoijer ihnen noch einen möglichst bequemen Wagen für die Fahrt über den Kaukasus besorgt, dem Kutscher, den er kannte, viele Reden gehalten, wie er alles machen sollte, alle möglichen guten Dinge noch für die beiden besorgt. »Ihr denkt ja doch an nichts, außer an euch selbst,« hatte er mit gutmütigem Lächeln gemeint, als ihm Viktor wegen seiner Einkäufe

Vorwürfe machte. »Ihr kämt ja nicht einmal heil über den Kaukasus, so vergeßt ihr die ganze Welt über euch. Da muß man schon für euch sorgen, als wäret ihr Kinder. Mein Gott, und täte ich es nicht, so täte es Frau Richter, auf die ich sowieso schon eifersüchtig bin.«

Als dann die Abschiedsstunde kam, warteten Manja und Viktor auf Hoijer, der versprochen hatte, zur Stelle zu sein. Ungeduldig scharrten die Pferde vor dem Reisewagen, ungeduldig blies der Kutscher ins Horn, aber Hoijer kam nicht. Statt seiner erschien

ein kleiner Perser mit einem großen Blumenstrauß für Manja. Hoijer schickte ihn. Das war sein Abschiedsgruß.

Manja wurden jetzt noch die Augen feucht, wenn sie an jene Stunde dachte. Er wollte ihnen den Abschied so leicht wie möglich machen, deshalb war er weggeblieben.

»Wir werden ihn wohl nie wiedersehen, ihm nie vergelten können, was er alles an uns getan hat,« flüsterte Manja. Viktor nickte nur. Auch ihm gab es jedesmal einen Stich

ins Herz, wenn er an seinen »alten Schweden« dachte, den Mann mit dem Kindergemüt, das er sich durch alle Fährnisse seines Lebens hindurch gerettet. Auch ihm stiegen plötzlich Tränen auf, denn wie eine Vision, und doch zum Greifen deutlich, sah er in diesem Augenblick Hoijer. Allein, einsam ritt er durch eine öde, ach so öde persische Ebene, vornübergebeugt, in Gedanken versunken, wie er so manchmal reiten konnte, wenn er sich unbeachtet glaubte. Trostlos sah es aus, wie dieser einsame Mann dahinritt. Woran dachte er wohl, wenn er so vornübergebeugt, mit schlaffen Zügeln, ins

Leere sah. Viktor wußte es. An sein verlore-  
nes Glück. Aber er sprach nicht mit Manja  
davon. Hoijer hatte es vermieden, er wollte  
es also nicht, deshalb gab er dies tiefste und  
schwerste Erlebnis seines Lebens auch Man-  
ja nicht preis. Es wäre ihm wie ein Unrecht  
Hoijer gegenüber vorgekommen. Lange sah  
er den einsamen Reiter vor sich. Da näher-  
ten sich ihm andere Reiter. Sofort nahm Hoi-  
jer wieder seine gewohnte, gerade Haltung  
an und war ganz Aufmerksamkeit für alles,  
was die andern anging. Und wahrhaftig, da

schlug er sich schon wieder nach seiner Gewohnheit aufs Knie. Viktor lauschte. Wahrhaftig, er hatte ihn lachen gehört, dies kindliche, herzliche Lachen, ein Lachen, das es heute gar nicht mehr gab, das er in Europa nie gehört hatte, so urwüchsig, kräftig und harmlos war es.

Der Zug verlangsamte seine Fahrt, man näherte sich Moskau.

»Ich will meinem Schöpfer danken, wenn wir glücklich in Moskau sind,« flüsterte Manja unruhig.

»Und wenn wir nun da sind, wohin . . . ?«

»Sie sind noch auf dem Lande, wir fahren gleich hinaus,« unterbrach ihn Manja.

»Wird es deine Mutter nicht zu sehr erschrecken, wenn wir so plötzlich vor ihr stehen?«

Manja lächelte. »Der Mensch erträgt ja so viel Leid, er kann auch eine große Freude vertragen.«

Der Zug hielt. Mit ungestümer Hast, wie man sie nur in Rußland sieht, weil man nirgends so lange in einem Zuge sitzen muß wie dort, verließen die Reisenden ihre Abteile.

»Lassen wir das Gepäck später besorgen,« flüsterte Manja, mit unruhigen Augen hin

und her sehend, »machen wir schnell, daß wir in einen Wagen kommen.«

Es wimmelte von Militär und Gendarmerie. Die beiden hielten sich dicht hinter dem Minister. So kamen sie am schnellsten vorwärts. Vor der Bahnhofshalle erwartete eine Troika den Minister. Auch hier wimmelte es von Gendarmen und Geheimpolizisten. Der Minister sprang in den Wagen, der sich aber nur langsam in Bewegung setzen konnte, da zu viel Menschen sich vor dem Bahnhof stauten. Manja lehnte an einer Säule am Portal. Ganz bleich sah sie aus. Sie wußte sich selbst nicht zu erklären, weshalb sie gerade

dies so erregte. Aber ihr Herz klopfte unruhig und hastig. »Wenn er doch schneller weiterkäme!« flüsterte sie erregt, immer die Augen auf den Wagen des Ministers gerichtet, der allerdings immer noch auffallend langsam von der Stelle kam. Da! Die Pferde bäumten sich. Ein Schuß krachte. Wie *ein* wilder Schrei tönte es über die Straße. Viktor sah deutlich einen vorgestreckten Arm mit einer Pistole. Manja zuckte zusammen und schrie leise auf. Auch Viktor erschrak heftig, denn der ausgestreckte Arm wurde hastig zur Seite geschleudert, so daß die zweite Kugel in die Luft ging. Es war Rohden, der den Arm zur

Seite geschleudert hatte. Fast im selben Augenblick aber, während sich der Minister unversehrt im Wagen aufrichtete, um sich dem Volk zu zeigen, stürzten Gendarmen auf den Attentäter und Rohden los. Die beiden verschwanden in dem Knäuel von Bewaffneten, die auf sie eindrangen.

Manja lehnte halb ohnmächtig mit zitternden Knien an der Säule. Fort, nur fort, dachte Viktor und rief immer wieder, immer lauter nach einem Wagen. Endlich kam einer trotz der allgemeinen Verwirrung herangaloppiert. Schnell hob Viktor Manja hinein, und fort ging es in wildem Galopp, denn den

Gäulen lagen noch die Schüsse in den Ohren,  
schwirrte noch die unruhige Menge vor den  
Augen, die immer noch schrie und tobte.